This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANNEX

(Sprengel)
KBD

~~629 F5~~

~~628.5~~

~~428~~

Bibliothek

der

neueſten und wichtigſten

Reiſebeſchreibungen

zur

Erweiterung der Erdkunde

nach einem

ſyſtematiſchen Plane bearbeitet,

und in Verbindung

mit einigen andern Gelehrten geſammlet

und

herausgegeben

von

M. C. Sprengel.

Fünfter Band.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,

im Verlage des Induſtrie-Comptoirs,

1801.

Reise

nach der westlichen

Küste von Africa

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandepré.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit Anmerkungen versehen

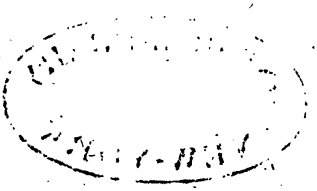
Von

M. C. Sprengel.

Weimar,

im Verlage des Industrie-Comptoirs,

1801.



Einleitung.

Die Nebenländer der Portugiesen in Africa, nebst den Negerstaaten welche in ihrer Nachbarschaft liegen, und in sehr geringer Verbindung mit dem Mutterlande stehen, sind nach ihrem Umfange und gegenwärtiger Beschaffenheit äußerst unbekannt, weil die Regierung eine getreue Darstellung so vieler bisher ganz vernachlässigten Provinzen nicht zu begünstigen scheint, auch der Nation selber die nähere Kenntniß ihrer alten Entdeckungen noch kein Bedürfniß geworden ist. Daher erfüllen inländische Versuche die Kenntniß dieser und anderer portugiesischen Colonien aufzuhellen, ihren Plan so unbefriedigend, wie einzelne Versuche in den

Schriften der Lissabonner Academie der Wissenschaften und neuere Werke über Brasilien beweisen. Nicht selten ist das Publicum mit dergleichen seynsollenden Aufklärungen getäuscht worden, wie Deutschland in diesem Jahre erfahren hat. In voriger Ostermesse erschien unter andern des Bischofs da Cunha de Azeredo Coutinho Versuch über Portugals Handel mit seinen Colonien (Lissabon 1794. kl. 4.) deutsch übersetzt. Obgleich der Verf. in Brasilien schrieb, und man von ihm gewiß neue Aufschlüsse über diesen dunkeln Gegenstand zu erwarten berechtigt war, so hat er uns doch nur Auszüge aus Montesquiou, Raynal, Bielefeld und andern gegeben, und mit ihnen eine gelehrte Fehde angefangen. Man muß daher mehr bewundern, wie diese ketzerischen Schriften nach Fernambuk dem Sitze des Bischofs gelangten, als daß er so wenig von Brasilien, und noch weniger von dem westlichen Africa erfahren konnte, das mit Brasilien in so alter, in unsern Zeiten nie unterbrochner Handelsverbindung stand.

Was wir von den westafricanischen, Brasilien gegenüber liegenden Negerländern wissen, haben uns seit zweihundert Jahren fremde Missionarien und Seefahrer aufgezeichnet. Diese bereiseten entweder das weiland mächtige Reich Congo, oder die seitdem davon abge-

rissenen Provinzen, Loango, Sogno, Angola und Bengela. Sie erstrecken sich sämmtlich vom Vorgebirge Lope Gonsalvez bis zum Flusse St. Franciscus, und nur ein Theil davon ist den Portugiesen wirklich unterworfen, so oft sie auch ihre Herrschaft jenseit des Massula und Zaireflusses auszudehnen gesucht haben. Sie theilen daher ihr eigentliches Gebiet in Angola, wovon Loanda di St. Paulo die Hauptstadt, und Bengella wovon St. Felippe de Bengella der Hauptposten ist.

Die Negerländer nordwärts des Zaireflusses bis Cap Lope Gonsalvez, sind bisher mehr von Europäischen Sclavenhändlern als von Portugiesen besucht worden, und auf ihre Beschreibung hat sich Herr Degrandpre in der hier auszugsweise zusammengedrängten Reise (Voyage a la Cote occidentale de l'Afrique dans les annees 1786. et 1787. Paris 1801. 2 Vol. 8.) eingeschränkt. Er ertheilt darin vom Reiche Loango Nachricht, welches in neuern Zeiten an Herrn Proiart einen sehr unterrichtenden Beschreiber gefunden hat. Aber welche Länder der sogenannte König von Loango beherrscht, oder ehemals zu seiner Herrschaft rechnete, darüber sind wir noch lange nicht belehrt. Diese haben mancherley Revolutionen erlitten, die Herrschaft der Könige von Loango, war über Anjol, Cacongo, Jomba, (Majomba) nie fest gegründet, die

innern Districte sind gar nicht, oder selten besucht worden, und Völker die weder lesen noch schreiben können, haben keine deutliche Vorstellung von Landesgrenzen. Daher nennen ältere Reisebeschreiber den Theil der Küste Loango, der sich vom Cap Lope Gonsalvez bis an den Zairefluß ausdehnt, und dasselbe von Sogno scheidet. Nach Projart hat es eine noch geringere Ausdehnung, die ungefähr zwanzig Meilen von Norden nach Süden beträgt, nämlich, die Küste von Loango reicht vom Dorfe Makanda 4° 45′ südlicher Breite bis zum Fluß Loango Luise, so daß weder Majomba noch Cacongo dazu gehören. Ob Projart seine Angabe aus den von ihm bearbeiteten Missionsberichten gezogen habe, davon sagt er nichts. Es ist aber wahrscheinlich, daß er bei dieser Bestimmung Barbot oder Dapper folgte, die beide den Fluß Luisa als südliche Grenze annehmen. Nach Herrn Degrandpré hat Loango aber einen größern Umfang, und da er dort außer seinem Handel sich mit Erforschung des Landes beschäftigte, und von den schwarzen Mäklern leicht erfahren konnte, was 1787 zu Loango gehörte, so scheint seine Angabe zur Zeit die richtigste zu seyn. Gegenwärtig heißt also Loango die ganze Küste vom Kap St. Cathavina, bis zum Ambrizflusse, und begreift außer Loango selber die Provinzen Majomba, Cacongo, Anjoi und Sogno, welche man sonst für unabhängige Reiche hielt. Sie haben zwar

ihre eigene Fürsten, die aber dem König von Loango unterworfen sind, auch haben ihre Prinzen Hoffnung, den Thron von Loango zu besteigen.

Wie wenig das heutige oder ehemalige Loango bekannt war, beweist die Beurtheilung der Reisebeschreiber und Geographen, in denen sich Nachrichten von Loango, Cacongo ꝛc. finden, mit welchen der Herausgeber des verdeutschten Prosard seine Uebersetzung bereichert hat. Loango und die benachbarten Negerstaaten waren den Portugiesen schon seit 1484 bekannt, wie die Namen vieler Flüsse und Vorgebirge bezeugen, und der erste gewiß bekannte Entdecker dieser Länder, Diego Can, landete 1484 in der Nähe des Zaireflusses. (Barros Asia. T. I. S. 39.) Von seinen Landsleuten, oder andern Europäern, die seiner Spur folgten, war Eduard Lopez von Benevento, in Portugal gebürtig, der erste, welcher die Abweichungen dieser Länder von dem was er sonst gesehen hatte, aufzeichnete. Er kam 1578 wahrscheinlich in Handelsgeschäften nach Congo, und ward nach einem Aufenthalt mehrerer Jahre vom Fürsten von Congo, als Gesandter an den König von Spanien, Philip II. und den Pabst in Rom geschickt, um von beiden Gehülfen zur Ausbreitung des Christenthums in den Negerländern zu erlangen. In Madrid trat er in den geistlichen Stand, und ging,

weil den damaligen Beherrscher Portugals wichtigere Gegenstände beschäftigten, als die geistlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom, dort ward er nicht viel besser aufgenommen, kehrte jedoch, weil er unter päbstlicher Begünstigung unter den Negern ein Seminarium und Hospital stiften wollte, nach Congo zurück, und ist dort bald darauf gestorben. Seine Beschreibung von diesen africanischen Ländern, (Relazione delle Reame Congo e delle circonvizinie contrade tratte delle dalli Scritti eragionamenti di Odoardo Lopez per Filippo Pigafetta. Roma. 1591. 4.) ist nicht von ihm selbst, sondern von dem auf dem Titel genannten Pigafetta aus seinen Papieren und mündlichen Erzählungen, ohne allen Plan und Ordnung zusammengetragen, daher Pigafetta und Lopez zuweilen mit einander verwechselt, oder als zwei ganz verschiedene Reisebeschreiber citirt werden. Lopez Bericht ist hernach aus dieser Urschrift englisch, lateinisch, deutsch und holländisch übersetzt worden. Er oder sein Herausgeber verbreitet sich nicht blos über die von ihm besuchten Gegenden, sondern auch über die unbekannten Negerländer im Innern Africa, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Länder der Kaffer in Ostafrica, selbst über Abissinien, die Insel Madagascar und die Quellen des Nils. Ausser den Kriegen, welche die Neger zu seiner Zeit mit einander führten, und den Bemü-

hungen der Portugiesen hier das Christenthum auszubreiten, beschreibt Lopez die Reiche Congo und Loango am ausführlichsten. Das erstere wird von ihm in dieselben sechs Provinzen vertheilt, welche neuere Reisebeschreiber ebenfalls kennen. Einzelne Naturmerkwürdigkeiten detaillirt er sehr genau und deutlich, wie unter andern seine Beschreibung des Zebra beweist. Freilich muß man die Amazonen in Africa und andere Fabeln auf die Rechnung seines Zeitalters schreiben, allein den größten Theil seiner Beobachtungen haben spätere Erfahrungen bestätigt.

Fast zu gleicher Zeit kam der Engländer, Andreas Battel, nach Congo. Er schiffte 1589 als Freibeuter nach Zerstörung der unüberwindlichen Flotte, nach dem la Platafluß, um spanische reichbeladene Schiffe zu kapern, gerieth aber in die Gefangenschaft der Spanier, und ward als Seeräuber nach Congo transportirt. Da Battel wegen wiederholter Versuche sich wieder in Freiheit zu setzen, geraume Zeit in Ketten und Banden lag, zuweilen in den Grenzposten gegen die unbezwungenen Neger als Soldat dienen mußte, oder gezwungen war unter den rohesten Wilden zu leben, so hatte er freilich Gelegenheit genug, die seltensten Nachrichten einzuziehen, allein desto weniger seine Erfahrungen zu sammeln. Indessen er vermeidet in seinem

Bericht von den erlebten wunderbaren Schicksalen, Fabeln und Uebertreibungen sorgfältigst und bestätigt viele von Lopez manchen unglaublich scheinende Angaben. Letzter versichert unter andern, europäische Hunde würden von den Negern ungeheuer bezahlt, weil die ihrigen nicht bellen können, und daß für einen Hund wol drei und zwanzig Sclaven hingegeben würden. Battel wiederholt eben dasselbe ohne etwas von Lopez zu wissen und berichtet daß ein Hund dorten den Negern dreißig Pf. St. koste, welches nach damaligen Negerpreisen wenigstens zwölf Sclaven beträgt. In Loango verweilte Battel drei Jahre, und ihm waren die Städte Loango, Majomba, Cabenda nicht unbekannt, auch nennt er die Provinzen Anjoi, und Cacongo. Zu seiner Zeit begrenzte der Zairefluß das Reich Loango gegen Süden, und es war in vier große Herrschaften vertheilt, deren Namen er vielleicht bei seiner Zuhausekunft vergessen hatte, die aber Samuel Blomerts und Dapper uns erhalten haben. Nach diesen hießen sie Loangiri, Loangomongo, Chilongo und Piri. Er bemerkt zuerst was spätere Reisende längst bestätigt haben, daß Negerweiber zuweilen weiße Kinder gebähren, die zu seiner Zeit Dondos genannt wurden, und dem Könige als Zauberer dienten. Man sagte ihm auch, daß östlich von Majomba (Gomba) ein Volk aus Zwergen bestehend wohnen solle, Matimbas genannt, welche nicht größer

als zwölfjährige Knaben waren. S. Andreas Battels Reise nach Brasilien und Angola in Purchas Pilgrimes T. II. S. 970 ꝛc. und P. van der Aa Verſameling der gedenkwaardigſten Zee en Land Reyzen D. XX. S. 1 bis 46.

Nach Battel der fast achtzehn Jahre mit diesen und andern Abentheuern außerhalb seines Vaterlandes zugebracht hatte, fand sich lange Zeit kein Reisender nach diesen Ländern, der seine Fährlichkeiten unter den Horden verzeichnet hätte. Von Zeit zu Zeit sind freilich Missionarien nach Angola geschickt worden, allein ihre Berichte sind entweder verloren gegangen, im Archiv der Propaganda vermodert, oder diese Geistlichen hatten keine Neigung die Völkerkunde zu erweitern, konnten vielleicht auch nicht wegen ihrer religiösen Geschäfte und anderer Abhaltungen an Länderbeschreibungen denken. Nur wenige von ihnen kamen nach Loango, und diejenigen welche sich in einige Provinzen dieses Negerreichs wagten, erwähnen dasselbe nur beiläufig. Daher findet man bei den ersten Negerbekehrern Dyonis. Carli, und Michael Angelo di Gattina, welche blos Congo bereiseten wenig mehr, als die Anzeige ihrer Amtsverrichtungen, beschwerlichen Reisen, und einzelner Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit reizten. (Angelo de

Gattina, e. Dionigio Carli di Piacenza Viaggio nel regno di Congo Regio 1672. 12. französisch in Labat Ethiopie occidentale. T. V. S. 1 — 268).

Ihnen folgte 1682 der Kapuziner Hieronymus Merolla, von Sorrento, nach Congo, Sogno, und Loango. Obgleich seine Reise (Angelo Picardo relatione del Padre Geron. Merolla da Sorrento nel Regno di Congo Napoli 1692 8. englisch in Churchills Collection of Voyages V. I. S. 650 ꝛc.) sich eigentlich mit seinen und seiner Gefährten Schicksalen beschäftigt, und eine Menge alltägliche Vorfälle wie seine Zwistigkeiten mit englischen Sclavenhändlern enthält, so findet man darin doch einzelne geographische Aufschlüsse. Am ausführlichsten hat Merolla die Provinz Sogno beschrieben, und Loango kömmt bei ihm nur beiläufig vor. Er scheint aber dasselbe mit Cacongo für ein und dasselbe Reich zu halten obgleich beide eigene Könige hatten. Sonst stimmt er bei den Sitten der Neger und der Beschaffenheit des Landes mit seinen Vorgängern überein.

Andere Missionarien der römischen Kirche haben uns ebenfalls die westlichen Neger-Länder beschrieben, nur nicht Loango, oder die dazugehörenden Provinzen jenseit des Zaireflusses. Von ihnen hat der Capuziner

Johann Anton Cavazzi de Monte Cucullo, die Reiche Congo und Angola am ausführlichsten behandelt. Er war zweimal in den westlichen Negerländern. Auf der ersten Reise kam er 1654 nach Congo und blieb hier vierzehn Jahre. Um 1668 kam er wieder nach Rom zurück, und ertheilte hier der Propagande einen sehr detaillirten Bericht von seinen geistlichen Verrichtungen und der Beschaffenheit des westlichen Africa. In Rom fand man seine Beobachtungen so wichtig, daß er den Auftrag erhielt solche zum Druck abzufassen. Da ihm aber die portugiesische Sprache wegen seiner langen Abwesenheit geläufig geworden, oder sein Bericht mit vielen Negerausdrücken angefüllt war, so erhielt ein anderer Mönch Fortunatus Alamandini von Bologna den Auftrag des Verfassers Handschrift unter seinen Augen italienisch zu übersetzen. Alamandinis Arbeit ward hierauf 1687 in Bologna gedruckt und hernach vom Vater Labat frei ins französische übersetzt, und aus andern Berichten vermehrt. Labats Uebersetzung füllt den größten Theil seiner Relation historique de l'Ethiopie occidentale. T. I — V. Paris 1732. und Cavazzis Beschreibung von Congo, Angola und Matamba nimmt darin die drei ersten Bände und den größten Theil des vierten ein. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beschrieb ein anderer Capuziner Anton Zuchelli von Gradisca seine Schicksale unter den Negern. (Zuchelli relatione de l'Viaggio e missione

de Congo nell Ethiopia inferiore occidentale, Venet. 1712 4. deutsch Frankfurt 1712 4.) Er hat in dieser Reise außer den Nachrichten von Congo eine weitläufige Relation seiner Reise durch Spanien, Bemerkungen über Brasilien, und sogar was wohl keiner hier erwarten möchte, die Beschreibung der Feierlichkeiten eingeschaltet, welche in Lissabon bei der Ankunft des Königs Carl III. von Oesterreich, und bei seiner Abreise nach Spanien veranstaltet wurden. Was er über Congo zusammentrug besteht vorzüglich in seinen Missionsverrichtungen, er verräth aber in seinem Bericht, den dicksten Aberglauben. Er versichert, daß viele von den Negersclaven, welche während des Transports von Angola nach Brasilien sterben, wirklich vom Teufel geholt würden. So sagt er S. 501 der deutschen Uebersetzung: Viele von diesen Schwarzen, welche von aller Krankheit frei waren, erwählten, wegen des einzigen Widerwillens nach Brasilien zu gehen freiwillig zu sterben, indem sie selbst die Augen und die Hände verkehrten, wurden sie vom Teufel erstickt, wegen der Verträge, die sie mit ihm hatten. Dieser Disordre demnach, wenn sie nicht so geschwinde effectuiret, oder von den Weissen gemerkt wird hilft das Feuer. Denn wenn sie, da sie sterben wollen, anfangen die Zunge zu bewegen, und die Weissen fertig sind, ihnen selbe mit einem glühenden Feuerbrande zu berühren, so läßt der Teufel von seiner

Wirkung nach, und werden von dem Tode präservirt; auf diese Art haben wir vielen Schwarzen das Leben erhalten.

Mehrere dieser Beschreibungen des westlichen Ethiopiens benutzte der bekannte holländische Arzt Olfoer Dapper, der 1690 starb, in seiner Beschreibung von Africa, welche zuerst 1668 in Amsterdam mit vielen Kupfern im Druck erschien, und geraume Zeit als Hauptwerk über Negerländer gebraucht ward. Dapper war nie in den beschriebenen Ländern gewesen, sondern entlehnte seine Nachrichten aus den damahls vorhandenen Reisebeschreibern, denen er ohne Prüfung und Auswahl folgte, solche aber vorzüglich bei seiner Arbeit zum Grunde legte, welche am ausführlichsten die besuchten Negerländer dargestellt hatten. Unter seinen Führern scheint ein gewisser Samuel Blomerts ein vorzüglich genauer Beobachter gewesen zu seyn. Dieser Blomerts ist aber so unbekannt, daß man nicht weiß, wenn er lebte, zu welcher Zeit er in Westafrica war, und welche Länder er bereisete. In Loango und Congo war er gewiß. Denn eben bei diesen Reisen unterscheidet sich Dapper vortheilhaft von seinen Vorgängern, durch eine reiche Nachlese vieles von andern übersehenen Gebräuche und Denkwürdigkeiten. Blomerts hat zuerst die verschiedenen Provinzen genannt, aus welchen das

weil den damaligen Beherrscher Portugals wichtigere Gegenstände beschäftigten, als die geistlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom, dort ward er nicht viel besser aufgenommen, kehrte jedoch, weil er unter päbstlicher Begünstigung unter den Negern ein Seminarium und Hospital stiften wollte, nach Congo zurück, und ist dort bald darauf gestorben. Seine Beschreibung von diesen africanischen Ländern, (Relazione delle Reame Congo e delle circonvizinie contrade tratte delle dalli Scritti eragionamenti di Odoardo Lopez per Filippo Pigafetta. Roma. 1591. 4.) ist nicht von ihm selbst, sondern von dem auf dem Titel genannten Pigafetta aus seinen Papieren und mündlichen Erzählungen, ohne allen Plan und Ordnung zusammengetragen, daher Pigafetta und Lopez zuweilen mit einander verwechselt, oder als zwei ganz verschiedene Reisebeschreiber citirt werden. Lopez Bericht ist hernach aus dieser Urschrift englisch, lateinisch, deutsch und holländisch übersetzt worden. Er oder sein Herausgeber verbreitet sich nicht blos über die von ihm besuchten Gegenden, sondern auch über die unbekannten Negerländer im Innern Africa, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Länder der Kaffer in Ostafrica, selbst über Abissinien, die Insel Madagascar und die Quellen des Nils. Ausser den Kriegen, welche die Neger zu seiner Zeit mit einander führten, und den Bemü-

sie entlehnen auch aus Lopez und andern Beschreibern von Congo einzelne Nachrichten. Sie haben zuerst, die hernach von Projart (S. 174) angeführte, und unten von Degrandpré ausführlich beschriebene Sitte bemerkt, die Leichen angesehener Neger vor ihrer Beerdigung mit so vielen wolfeilen und kostbaren Zeugen zu umwickeln, daß der Leichnam zuletzt die Form eines ungeheuern Ballen oder eines großen Stückfasses annimmt. Sonst enthält dieses Tagebuch (Churchills Collection. V. S. S. 497) ꝛc. mancherlei Detail über die damalige Beschaffenheit des Negerhandels.

Hierauf verflossen wohl siebenzig Jahre, ehe Missionarien oder Negerhändler es der Mühe wehrt hielten, Beobachtungen über Loango oder Congo mitzutheilen und in dem ganzen vorigen Jahrhundert haben, außer Barbot, nur Projart und Degrandpre dergleichen versucht. Projart schrieb 1776 seine Histoire de Loango, Cacongo et autres Royaumes d'Afrique Paris T. I. II. 8. (deutsch Leipzig 1777.) nach ihm mitgetheilten Papieren französischer Missionarien. Der erste Band seiner Geschichte behandelt in zwanzig Abschnitten die Lage, Naturprodukte, den Karacter, die Gebräuche, Verfassung, Religion und Sprache dieser Länder, und der zweite die Verrichtungen der seit 1766. dorthin gesandten Missionarien. Zwar ist die Landesbeschreibung

etwas zu kurz gerathen, indessen hat Hr. Projart das neueste und wichtigste aus den ihm mitgetheilten Quellen ausgehoben, und Degrandpré wird von ihm bald bestätigt, bald erläutert. Frühere Reisebeschreiber scheint er nicht benutzt zu haben, da aber die französischen Missionarien, deren Berichte er mit Auswahl in Ordnung brachte, lange genug unter den Negern beschäftigt waren, so fand er in diesen hinlängliche Materialien zu seiner Beschreibung.

Da Hr. Degrandpré der sich in den Jahren 1786 und 1787. als Negerhändler im westlichen Africa aufhielt, weder seinen Landsmann Projart, noch andere Schriftsteller über diese Länder gekannt zu haben scheint, so dürfen wir in seine Versicherung, blos eigene Beobachtungen in seiner Reise verzeichnet zu haben, kein Mistrauen setzen. Er nennt zwar in den Vorreden den Meralla, Battel, Dopper und andere, allein so flüchtig, daß man bald sehen kann, er habe von ihnen nichts weiter als den Nahmen erfahren. Eben deswegen hält er auch manche seiner Bemerkung für völlig neu, weil er nicht wußte, daß andere sie ebenfalls angestellt hatten. Zuweilen möchte man wohl mit unserm Verf. rechten, daß er bei seinen Lesern zuviel voraussetzt und einzelne Gegenstände, die freilich Negerhändlern bekannt genug sind, allzu kurz berührt. Desto ausführlicher ist

er bei den Gebräuchen der Neger, und in der Beschreibung ihrer Verfassung, die andere entweder gar nicht oder oberflächlich behandelt haben. Weil er aber Ausschweifungen und Declamationen liebt, gern Vergleichungen anstellt, und Uebereinstimmungen zwischen den Negern, und den heterogensten Völkerschaften, die ruhigen Bemerkern wol nicht einleuchten möchten, so sind in der nachfolgenden Uebersetzung dergleichen Auswüchse ganz weggelassen oder abgekürzt worden. Auch die von ihm gesammelten Sprachproben schienen mir die abermalige Wiederholung nicht zu verdienen, da sie aus einer kleinen Anzahl weniger Worte bestehen, in diesem Wortregister Untersuchungen über ihre Bildung und Bedeutung gänzlich fehlen oder nur als Dialect von ähnlichen Proben abweichen, die Merolla und andere schon gesammelt haben. Auch die häufig eingestreuten Anweisungen für Seefahrer, welche Klippen und Untiefen sie vermeiden, oder wie sich bei der Einfahrt in einzelne Häfen verhalten sollen, sind als gleichgültig für Leser des festen Landes weggeblieben. Noch hat der Verfasser seiner westafricanischen Reise eine Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung beigefügt. Da sie aber nur allgemein bekannte Thatsachen wiederholt, mit einer Menge nautischer Vorschläge für dort ankommende Schiffe, oder Planen zur bessern Vertheidigung des Kaps angefüllt ist, und kaum einiges enthält, was Bar-

rows Nachrichten von dieser Kolonie aufklären könnte ist solche weggelassen. Ueber einige bisher weniger bekannte Puncte der Geographie von Loango sind wir durch unsern Verf. besser belehrt worden, und er hat uns wenigstens die Häfen deutlicher gemacht, welche vor der französischen Revolution für den Negerhandel die wichtigsten waren. Daß er aber weniger von der Beschaffenheit des innern Landes, und den etwanigen östlichen Grenzen von Loango erfuhr, ist blos seiner Lage zuzuschreiben. Er durfte sich des Handels wegen nicht von der Küste entfernen, und von den Eingebohrnen konnte er um desto weniger erfahren, weil Ländergränzen im europäischen Begrif den Negern, wie allen Wilden unbekannte Dinge sind. Soviel auch in neuern Zeiten über den Negerhandel, und die Behandlung der Neger auf den Schiffen und in den Westindischen Kolonien geschrieben ist, so hat doch keiner vor unserm Verf. so unbefangen die Betrügereyen auseinander gesetzt, wodurch Schwarze und Weiße in diesem schändlichen Verkehr sich wechselsweise zu hintergehen suchen.

Unten sind S. 37. in der Anmerkung die in Westafrica als Rechnungsmünze üblichen Macuten erklärt worden, und wie hernach die Portugiesen statt dieser Zeuge wirkliche Macuten von Kupfer und Silber prägen-liessen. Jetzt kann ich zu dieser Note noch folgende

Zusätze liefern. Ehe die Portugiesen diese Macuten münzten, pflegten sie die Zeuge, Macuten genannt, zu stempeln. Eine ungestempelte Macute galt gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Stadt Loanda 20 Rees, eine gestempelte einen Tostaon oder 80 Rees und eine zweimal gestempelte Macute 120 Rees.

Aber außer den Macuten dienten auch andere Zeuge in Congo und Angola statt des Geldes. Unter andern nennt Merolla, Intagas, ein grobes, baumwollenes Zeug von der Größe zweier Schnupftücher, achtzehn englische Pfenninge oder 180. Rees wehrt, ferner Folingas seine baumwollene Zeuge am Wehrt viertehalb englische Schillinge. Er und andere bemerken noch die Biramer oder fünf Ellen feiner Leinewand, deren Werth auf sieben englische Schillinge angeschlagen wird, ingleichen die Libengen, die eben dasselbe zu seyn scheinen, was man gewöhnlich Macuten nennt, ein glattes Tuch von Palmenfasern, von der Größe eines Schnupftuches, dessen Werth zwanzig Rees beträgt. Zuchelli sagt beiläufig: die Neger hätten ihm für eine Taufe zwei Libengen gewöhnlich bezalt.

Reise

nach der westlichen

Küste von Africa

in den

Jahren 1786 und 1787.

von

L. Degrandpre.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit Anmerkungen versehen.

Reise nach der westlichen Küste von Afrika.

Erster Abschnitt.

Von den Landesprodukten.

Die Küste von Angola*) ist ein noch ganz neues Land; das heißt, ein Land, welches bis zu unseren Zeiten völ-

*) Herr de Grandpre nimmt den Namen Angola in einer sehr ausgedehnten Bedeutung indem er darunter die ganze westliche Küste von Africa, vom Cap Lopez Gonsalvo bis Ambriz 7° 20′ südlicher Breite darunter begreift. Gewöhnlich rechnet man diese Küsten-Länder zu den Besitzungen der Portugiesen, die freilich dort einzelne Vestungen besitzen, welche sie als Verbannungsplätze benutzen, auch Brasilien mit Negersklaven zu versorgen, indeß auch andern Nationen vorzüglich den Franzosen und Engländern in den nördlichen Gegenden Sclavenhandel erlauben müssen. Auf unsern bis-

etwas zu kurz gerathen, indessen hat Hr. Projart das neueste und wichtigste aus den ihm mitgetheilten Quellen ausgehoben, und Degrandpré wird von ihm bald bestätigt, bald erläutert. Frühere Reisebeschreiber scheint er nicht benutzt zu haben, da aber die französischen Missionarien, deren Berichte er mit Auswahl in Ordnung brachte, lange genug unter den Negern beschäftigt waren, so fand er in diesen hinlängliche Materialien zu seiner Beschreibung.

Da Hr. Degrandpré der sich in den Jahren 1786 und 1787. als Negerhändler im westlichen Africa aufhielt, weder seinen Landsmann Projart, noch andere Schriftsteller über diese Länder gekannt zu haben scheint, so dürfen wir in seine Versicherung, blos eigene Beobachtungen in seiner Reise verzeichnet zu haben, kein Mistrauen setzen. Er nennt zwar in den Vorreden den Meralla, Battel, Dopper und andere, allein so flüchtig, daß man bald sehen kann, er habe von ihnen nichts weiter als den Nahmen erfahren. Eben deswegen hält er auch manche seiner Bemerkung für völlig neu, weil er nicht wußte, daß andere sie ebenfalls angestellt hatten. Zuweilen möchte man wohl mit unserm Verf. rechten, daß er bei seinen Lesern zuviel voraussetzt und einzelne Gegenstände, die freilich Negerhändlern bekannt genug sind, allzu kurz berührt. Desto ausführlicher ist

Die Gestalt des Piks von Cahende ließ mich anfänglich muthmaßen daß er ehedem ein Volkan gewesen sey. Um diese Entdeckung zu machen, bestieg ich den Berg, doch ohne eine Spur von Crater, Lava, Bimsstein oder kahlen Felsen zu finden; überall fand ich die Vegetation kräftig, wie Bäume dicht belaubt, und stark. Ich untersuchte den Boden von oben bis unten mit dem Magnet, und konnte nie mit einer Nadel von sechs Fuß, Felsen finden. Eben so verhält es sich im Innern des Landes, wo ich weder Fels noch Berg fand, der Stoff zu geologischen Bemerkungen hätte liefern können.

Der Sand an der Küste ist äußerst fein und leicht, und nimmt eine große Festigkeit an, wenn man ihn anfeuchtet und preßt, aber trocken führt ihn der Wind leicht fort: dieses scheint anzudeuten daß er schon seit langen Zeiten her der Wirksamkeit des Anemons nicht ausgesetzt gewesen.

Die Natur hat alles für dieses schöne Land gethan; das Clima ist vortrefflich; hier herrschen keine Stürme, selbst leichte Windstöße bemerkt man nur selten; die Schiffe die an der offnen Küste vor Anker liegen erfahren nie üble Zufälle; hier giebt es keine schlechte Jahreszeit: der Regen ist nie häufig, und an keine bestimmte Zeit gebunden; ein reichlich herabfallender Thau befördert vollkommen die Vegetation; was man hier den Winter nennt, fällt in die Monate May Junius und Julius, wo man nur etwas geringere Hitze empfindet. Die Nächte sind alsdann erquickend, kühl ohne kalt zu

seyn, und die Tageshitze wird durch frische Seelüfte gemildert.

Das Land ist von sehr fischreichen Seen und Flüssen durchschnitten, die mit Wald bewachsenen Berge sind mit Wildpret bedeckt, welches auch heerdenweise die Thäler durchstreift. Diese letzteren sind nicht so holzreich wie die Anhöhen, doch hin und wieder mit großen Baumklumpen besetzt. Das Wasser ist gut und überall reichlich vorhanden; die Erde bringt im Ueberfluß und ohne Mühe alles hervor, was man ihr anderswärts mit sauerm Schweiß entreißen muß.

Die wilden Früchte sind hier eben so wohlschmeckend, als die welche man in den Colonien durch die Cultur gewinnt. Die Wälder sind voll Citronen, Pomeranzen, Ananas, Gojavas *) und Spanischen Pfeffer, welches alles ohne Cultur wächst. Bananen und Pisangs wachsen ebenfalls wild, und erlangen den höchsten Grad der Reife und Güte.

An mehrern Orten trifft man verschiedne Gattungen von Erbsen mit Füßen, welche die unsrigen bei weitem an Wohlgeschmack übertreffen. Die meisten

*) Diese Frucht (Psidium pyriferum) wird außer dem südlichen Africa, in mehreren heißen Himmelsstrichen gefunden, sie hat einen sehr starken Geruch, und einen süßen gewürzhaften Geschmack, und ist von der Größe einer mäßigen Birne.

sind kriechende Gewächse. Die Mfangui sind die einzigen welche sich um die Bäsche schlingen; ihr Geschmack ist dem unsrer Linsen ziemlich ähnlich. Süßholz ist dort eine Schmarozerpflanze. Sie unterscheidet sich von der unsrigen, indem der Saft sich im Stengel befindet, und die Wurzel ganz geschmacklos ist.

Das Zuckerrohr wächst hier bis zu einer außerordentlichen Höhe und Dicke wild, und ist ungewöhnlich saftreich. Cokosnüsse und süße Pataten findet man im Ueberfluß. Die Arbeit das Land zu bearbeiten ist sehr leicht, und fällt den Weibern zu; man baut nur die Manioswurzel, Mais und Mfangui. Man braucht den Boden nur einen Zoll tief umzugraben, und den Saamen hinlänglich zu bedecken um ihn gegen die Vögel zu schützen, das übrige übernimmt die Natur allein. Daher übersteigt die Arbeit auch nicht die Kräfte der Weiber. Die Männer, welche, wenn sie nicht angetrieben werden, träge genug sind, beschäftigen sich nur mit dem Abziehen des Palmweins; welches sie auch den Weibern überlassen würden, wenn diese nur auf die Bäume zu klettern verstünden; übrigens besorgen sie den Fischfang, die Jagd, den Handel, und fällen Holz.

Das ganze Land ist unbebaut, einige kleine Felder ausgenommen, die in der Nähe der Dörfer liegen, übrigens ist es mit acht Fuß hohem, groben Grase bewachsen, wo man sich nur mit Mühe durchdrängen kann. Dieses Gras, welches nie abgehauen wird,

wächst, reift und vertrocknet, und alsdann wird es von den Negern in Brand gesteckt, und die Asche befruchtet von neuem den Boden welcher es hervorbringt.

Man findet in dieser Gegend von Afrika einen Baum, welcher Mapu *) genannt wird, und der dickste ist den ich je gesehen habe. Ich habe einen gesehen den sieben Mann nicht umspannen konnten, und der also einen Umfang von mehr als fünf und dreyßig Fuß hatte, und es giebt deren noch größere.

Der Mapu bringt eine Frucht von der Größe eines Kürbis hervor, die mit einem Flaum bedeckt ist, der sich leicht wegschaffen läßt, und ein unerträgliches Jücken auf der Haut hervorbringt; dieser Flaum bedeckt eine harte holzartige Rinde, wie bei der Cokosnuß, und mitten in derselben befindet sich eine sehr kleine, ganz ungenießbare Frucht. Sie hängt vermittelst eines sehr langen Stengels am Baum, der, sobald die Frucht reif ist, entzwei bricht; das Laub entspricht nicht der Größe des Baums, es ist sparsam, und die

*) Herr Degrandpré versteht unter dem Namen Mapu gewiß den von Adanson und andern Reisenden beschriebenen Baobab. (Adansonia digitata, Affenbaum, oder senegallischen Calebassenbaum, den die Neger am Senegal Gui nennen.) Nach einigen Reisenden ist sein Stamm von solchem Umfange, daß siebzehn Männer ihn kaum umspannen können. Die Frucht desselben ist säuerlich, dient aber den Affen zur Nahrung.

Blätter sind sehr klein, lang und spitzig. Man begreift nicht warum die Natur diesen Baum hervorgebracht hat, da er keinen Schatten giebt, keine genießbare Frucht trägt, und sein schwammigtes lockeres Holz nicht einmal zum Brennen taugt.

Wenn man aber die Natur eines Eigensinns in Hervorbringung des Mapu beschuldigen kann, so entschädigt sie die Einwohner reichlich dafür, indem sie ihnen die Cokospalme schenkte. Dieser unschätzbare Baum gewährt zugleich Speise und Trank durch seine Früchte; aus den Fasern, in Ostindien Crir genannt, werden die dauerhaftesten Taue verfertigt, das Laub ist äußerst nützlich die Dächer der Häuser zu decken, da es der Luft Durchzug gestattet, und dem Regen undurchdringlich ist; die sorgfältig zertheilte Schaale der Frucht ist ein brauchbares Hausgeräth; der Saft des Baums liefert ein liebliches Getränk unter der Benennung Calu oder Palmwein; die jungen, zarten Sprossen der Blätter sind ein wohlschmeckender Kohl, den man aber nicht ohne den Baum zu vertilgen, genießen kann; und endlich das Holz ist von einer unverwüstlichen Härte, und Dachsparren aus Cokosholz halten drey neue Häuser aus. Außer dem Cokosbaum findet man in jenem Lande noch viele andere Arten des Palmgeschlechts.

Die Europäischen Küchengewächse gedeihen hier sehr gut, doch ohne sich fortzupflanzen, obgleich sie hier weit größer als in Europa werden.

Doch macht der Weitzen hiervon eine Ausnahme, denn dieser pflanzt sich fort: ich habe häufig Aehren gefunden die an zwey und funfzig Körner enthielten.

Die Vögel und Thiere des Landes zu beschreiben müßte ich ein Naturforscher seyn. Ich bemerke also nur daß ich unter ihnen rothe und gemeine Rebhühner gesehen habe, die das eigenthümliche haben, daß sie auf den Bäumen sitzen; Wachteln, Drosseln, Pintaden, Turteltauben, Holztauben. Widahvögel (la veuve) Cardinalvögel und Hühner sind im Ueberfluß vorhanden; die Europäer haben auch Enten, Gänse und Truthühner hingebracht, aber sie vermehren sich nicht. Im Innern des Landes giebt es auch Strauße, aber nicht in großer Anzahl.

Außer den Raubthieren in den Wäldern, Tigerkatzen, Leoparden, Hyänen und andern, giebt es hier Hasen, Rehe, Antelopen jeder Art, Gazetten, Schweine von der Chinesischen Art, mit kurzen Beinen und schleppendem Bauch.

Die eigentlich sogenannte Küste von Angola besitzt weder Schaafe, *) Rinder oder Pferde, noch weniger

*) Der Versicherung daß in Angola keine Schaafe erzogen, wird von andern widersprochen. So versichert der Verf. des Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marseille. T. II. S. 425, welcher seine Nachrichten von Negerhändlern einzog, daß die Sclaven-

Esel, doch ist zu vermuthen daß sie hier fortkommen würden, wenn man sie einführte, da sie in allen andern Gegenden von Afrika gefunden werden. In der benachbarten Portugiesischen Colonie St. Paul giebt es zahlreiche Heerden von Rindvieh. Auch bringen die Europäischen Schiffe welche jährlich diese Küste besuchen, immer Kühe zu ihrem Gebrauch mit, von denen wenigstens funfzehn Stück alle Jahr hier bleiben, die auch, so lange sie in den Händen der Europäer sind, allemal gut gedeihen, aber so bald sie den Schwarzen überlassen werden, verfallen und sterben, welches aber leicht in dem Mangel an gehöriger Wartung und in der Trägheit der Schwarzen gegründet seyn mag.

Die Küste von Angola hat das mit ganz Afrika gemein, daß die Ameisen die man Termiten nennt, dort häufig sind. Sie sind von der Gattung die man Thürmchen-Termiten nennt; ihre Gebäude sind nicht über drey Fuß hoch, ich habe sie oft zerstört, und die Insekten bei weitem nicht so thätig gefunden sie wieder aufzubauen, als ich es an andern Orten bemerkt habe; auch wehrten sie sich weniger herzhaft, und wenn ich

schiffe dort Schaafe in Menge kaufen, und das Stück 45 Pfund an Gewicht mit 4 Pagnen bezahlen. Eben dasselbe wiederholt später der bekannte Widersacher des Africanischen Negerhandels, Herr Falconbridge, in seiner Nachricht vom Sclavenhandel (deutsch übers. Leipz. 1790. S. 76.), daß man während seines Aufenthalts in Angola, ein schönes Schaaf für ein Tönnchen Pulver, etwa 12 Sgr. am Werth bezahlt habe.

ihre Wohnung vier- bis fünfmal zerstörte, verließen sie dieselbe gänzlich.

Diese Insekten verzehren in kurzer Zeit die Strohhütten der Neger; da sie aber den Instinkt besitzen vorauszusehen, was einstürzen könnte, so tragen sie Sorge, die Pfähle auf denen die Häuser ruhen, entweder mit Thonerde, oder zermalmeter und angefeuchteter gemeiner Erde, auszufüllen; welches ihren Einsturz verhindert. Die Einwohner sichern sich gegen die Verwüstungen dieser kleinen Thiere, indem sie die Füße aller ihrer Meubeln in Gefäße mit Wasser stellen, so daß das Insekt nicht hinzu gelangen kann.

Die Affen sind in diesem Theil von Afrika sehr häufig; die Europäer geben dem kleinen Mone mit dem langen Schwanz und dem blauen Gesicht den Vorzug, den er sich ohne Zweifel durch seine Sanftmuth und Munterkeit erworben hat. Unter den vielen verschiedenen Arten dieser Thiere giebt es eine die sich besonders durch ihren Scharfsinn auszeichnet. Diese Art ist von der Größe eines kleinen Schäferhundes, hat keinen Schwanz, aber graues Haar, und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahr 1787 hatte ich auf dem Schiffe des Grafen d'Estaing, welches ich damals commandirte, ein Affenweibchen von dieser Gattung; wenn sie auf den Hinterbeinen stand war sie zwey Fuß und zwey Zoll hoch, das Gesicht war ganz schwarz und ohne alles Haar, die Haut auf demselben war hart, dick und wie

eine Schwiele, die Backen entfleischt, der obere Theil des Gesichts vorspringend, die Nase wenig erhaben, und die Kinnbacken sehr lang, welches dem Gesichte ein sehr spitziges Ansehen gab; die Ohren waren klein und inwendig leicht mit Haaren bewachsen; wenn das Thier aufrecht stand, konnte es die Sehnen des Hinterbeins nicht ganz straff anziehen, und die Knie blieben immer etwas einwärts gebogen, wodurch es auch verhindert ward auf die Hacken zu treten, wenn es auf allen vieren ging. Sehr starke Muskeln ersetzten den Mangel der Waden, und die Arme waren weit kürzer als bei den meisten andern Affenarten.

Dieses Thier welches beständig den Neckereien der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, hatte dadurch einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zügeln konnte. Der Scharfsinn womit es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, zuweilen sogar sie zu bestrafen pflegte, machte mich neugierig zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reichte, und hiezu wählte ich folgendes Mittel: das Thier war äußerst erpicht auf den Anisbrandtwein, und ich ließ eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Cajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen dergestalt auf den Boden befestigen, daß es unmöglich war sie umzuwerfen; alsdann versteckte ich mich in meine Schlafkammer, wo ich hinter einem Vorhang alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte die Neugierde meinen Affen, und nachher der Geruch an die Bouteille, und er bezeugte seine Freude über den Fund, durch allerley Sprünge

wächst, reift und vertrocknet, und alsdann wird es von den Negern in Brand gesteckt, und die Asche befruchtet von neuem den Boden welcher es hervorbringt.

Man findet in dieser Gegend von Afrika einen Baum, welcher Mapu *) genannt wird, und der dickste ist den ich je gesehen habe. Ich habe einen gesehen den sieben Mann nicht umspannen konnten, und der also einen Umfang von mehr als fünf und dreyßig Fuß hatte, und es giebt deren noch größere.

Der Mapu bringt eine Frucht von der Größe eines Kürbis hervor, die mit einem Flaum bedeckt ist, der sich leicht wegschaffen läßt, und ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringt; dieser Flaum bedeckt eine harte holzartige Rinde, wie bei der Cokosnuß, und mitten in derselben befindet sich eine sehr kleine, ganz ungenießbare Frucht. Sie hängt vermittelst eines sehr langen Stengels am Baum, der, sobald die Frucht reif ist, entzwei bricht; das Laub entspricht nicht der Größe des Baums, es ist sparsam, und die

*) Herr Degrandpré versteht unter dem Namen Mapu gewiß den von Adanson und andern Reisenden beschriebenen Baobab. (Adansonia digitata, Affenbaum, oder senegallischen Calebassenbaum, den die Neger am Senegal Gui nennen.) Nach einigen Reisenden ist sein Stamm von solchem Umfange, daß siebzehn Männer ihn kaum umspannen können. Die Frucht desselben ist säuerlich, dient aber den Affen zur Nahrung.

wört; das zweyte ist der Imperativ des Zeitwortes, weigen. Man sagt Jocko, um Stillschweigen zu ge ten, aber beide Worte werden nie in Beziehung auf ses Thier gebraucht.

Die Verschlagenheit dieses Thiers ist außerordent; es geht gewöhnlich aufrecht, auf einem Baum; eig wie auf einem Stock gestützt; die Neger fürchten , und nicht ohne Grund, denn es mißhandelt sie zu; eilen sehr arg. Sie behaupten, es geschähe nur aus rägheit daß es nicht spräche; sie sagen es fürchte da; rch als Mensch entdeckt und hernach zur Arbeit ge; ungen zu werden; es wäre aber zu beiden gleich ge; schickt. Dieses Vorurtheil ist bei ihnen so eingewur; zelt — daß sie diesen Affen anreden, wenn sie ihn äffen.

Aller meiner Bemühungen unerachtet gelang es mir nie ein Thier von dieser Art zu bekommen; doch habe ich eines auf einem Schiffe gesehen: es war ebenfalls ein Weibchen, und wie die Weiber den monatlichen Reinigungen unterworfen. Wenn es aufrecht stand war es vier Fuß zwei Zoll hoch; die herabhängenden Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb den Knien; es war mit Haaren bewachsen, die auf dem Rücken falb, den Armen und Knien grau, und auf dem Bauch weiß waren; auf dem Kopf war das Haar gleichfalls falb und kürzer als am Leibe. Auf der Brust in der Gegend der Warzen hatte es keine Haare; die Hinter; backen waren fleischigt, aber doch weniger als bei dem

Doch macht der Weitzen hiervon eine Ausnahme, denn dieser pflanzt sich fort: ich habe häufig Aehren gefunden die an zwey und funfzig Körner enthielten.

Die Vögel und Thiere des Landes zu beschreiben müßte ich ein Naturforscher seyn. Ich bemerke also nur daß ich unter ihnen rothe und gemeine Rebhühner gesehen habe, die das eigenthümliche haben, daß sie auf den Bäumen sitzen; Wachteln, Drosseln, Pintaden, Turteltauben, Holztauben. Widahvögel (la veuve) Cardinalvögel und Hühner sind im Ueberfluß vorhanden; die Europäer haben auch Enten, Gänse und Truthühner hingebracht, aber sie vermehren sich nicht. Im Innern des Landes giebt es auch Strauße, aber nicht in großer Anzahl.

Außer den Raubthieren in den Wäldern, Tigerkatzen, Leoparden, Hyänen und andern, giebt es hier Hasen, Rehe, Antelopen jeder Art, Gazetten, Schweine von der Chinesischen Art, mit kurzen Beinen und schleppendem Bauch.

Die eigentlich sogenannte Küste von Angola besitzt weder Schaafe, *) Rinder oder Pferde, noch weniger

*) Der Versicherung daß in Angola keine Schaafe erzogen, wird von andern widersprochen. So versichert der Verf. des Guide du Commerce de l'Amerique principalement par le Port de Marseille. T. II. S. 425, welcher seine Nachrichten von Negerhändlern einzog, daß die Sclaven-

rührte, mit der rührendsten Sanftmuth und Ergebung, indem es die Hände mit flehender Miene zusammenhielt, um die Streiche die man ihm ertheilte, zu hemmen. Von diesem Augenblick an weigerte es sich standhaft Nahrung zu nehmen, und starb den fünften Tag vor Hunger und Betrübniß, von allen wie ein Mensch bedauert.

Nach zwey so merkwürdigen Zügen, für deren Zuverlässigkeit ich haften kann, darf man, glaube ich, ohne Vermessenheit behaupten, daß der Affe unter allen Thieren dem Menschen an Einsicht und Fähigkeit am nächsten kommt.

Der einzige, mir bekannte Zug, der mit diesem verglichen zu werden verdient, wird von dem Chirurgus Morand in dem Werk: La Philosophie de la Nature erzählt. Zum Vortheil derer die dieses Buch nicht zu lesen Gelegenheit haben, wiederhole ich diese Geschichte hier.

Morand hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und aus Achtung für diesen Freund nahm er das Thier in die Kur, und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit nachher als der Wundarzt in seinem Cabinet arbeitet, hört er etwas an seiner Thür kratzen, er öffnet sie, und sieht mit dem größten Erstaunen den nämlichen Hund den er geheilt hatte, welcher einen andern bei sich führte, dem dasselbe Unglück begegnet war, und der sich langsam mit vieler Be-

ihre Wohnung vier- bis fünfmal zerstörte, verließen sie dieselbe gänzlich.

Diese Insekten verzehren in kurzer Zeit die Strohhütten der Neger; da sie aber den Instinkt besitzen vorauszusehen, was einstürzen könnte, so tragen sie Sorge, die Pfähle auf denen die Häuser ruhen, entweder mit Thonerde, oder zermalmeter und angefeuchteter gemeiner Erde, auszufüllen; welches ihren Einsturz verhindert. Die Einwohner sichern sich gegen die Verwüstungen dieser kleinen Thiere, indem sie die Füße aller ihrer Meubeln in Gefäße mit Wasser stellen, so daß das Insekt nicht hinzu gelangen kann.

Die Affen sind in diesem Theil von Afrika sehr häufig; die Europäer geben dem kleinen Mone mit dem langen Schwanz und dem blauen Gesicht den Vorzug, den er sich ohne Zweifel durch seine Sanftmuth und Munterkeit erworben hat. Unter den vielen verschiedenen Arten dieser Thiere giebt es eine die sich besonders durch ihren Scharfsinn auszeichnet. Diese Art ist von der Größe eines kleinen Schäferhundes, hat keinen Schwanz, aber graues Haar, und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahr 1787 hatte ich auf dem Schiffe des Grafen d'Estaing, welches ich damals commandirte, ein Affenweibchen von dieser Gattung; wenn sie auf den Hinterbeinen stand war sie zwey Fuß und zwey Zoll hoch, das Gesicht war ganz schwarz und ohne alles Haar, die Haut auf demselben war hart, dick und wie

fangenschaft in dem wir ihn in Europa sehen, sehr verschieden von dem Freyen in den Wäldern von Afrika; im Bauer verliert er seine Kraft, seine Gewandheit, vorzüglich aber seinen Muth; und die Nahrung zu der man ihn gewöhnt, vollendet die Veränderung seines Charakters. Im Zustande der Freiheit ist er den Vögeln sehr furchtbar; sein Flug ist schnell und seine Nachstellungen sehr grausam; er macht sein Nest in der Erde, in solchen Gegenden wo die Pistacienerbse wächst, die er sehr gerne frißt. Die Neger nehmen seine junge Brut vermittelst eines langen Stockes, an dessen einen Ende sie ein Bündel Haare oder Werk stecken; der Vogel um sich zu vertheidigen streckt die Krallen aus, und verwickelt sie in diesem Gewirre, worauf man ihn von seinem Neste wegnimmt.

Ich habe in Europa einen Papagey dieser Art mit einem Sperber kämpfen lassen; und obgleich der erstere schon einen Theil seiner ursprünglichen Kraft verloren hatte; so dauerte der Kampf doch nur einen Augenblick, der ihn sogleich zum Vortheil des Papageyen entschied.

Unter den Wasservögeln bemerkte ich auf dem Lande den Eisvogel und auf dem Wasser, Taucher und Meven aller Art.

Die Fische im süßen Wasser sind mehrentheils die nemlichen als in Europa; es ist hier nicht rathsam mit dem Netze zu fischen, indem man Gefahr läuft von dem Torpedo gestochen zu werden, einer Art von elektrischen Ro-

chen, dessen Schwanz mit einem Stachel versehen ist. Der Stich dieses Fisches ist wirklich gefährlich; er verursacht eine Geschwulst mit sehr empfindlichen Schmerzen in dem verwundeten Theil: dieser Zustand dauert verschiedene Tage.

Der große Seehecht und der Hayfisch sind dem Menschen an dieser Küste sehr nachtheilig. Die Behauptungen einiger Reisenden, daß die Neger an der Küste von Guinea, den Muth und die Geschicklichkeit besitzen den Hayfisch im Wasser aufzusuchen und zu bekämpfen ist ganz ungegründet, indem diese Meerungeheuer in ihrem eigenthümlichen Elemente eine Kraft und Gewandheit haben, die ihnen über die Menschen ein ganz entschiednes Uebergewicht geben. Uebrigens haben die Neger bei aller Geschicklichkeit im Schwimmen so wenig Muth, daß sie anstatt den Hay aufzusuchen alle Gelegenheiten vermeiden ihn im Wasser zu treffen.

Das Land wimmelt von Tausendfüßen und Scorpionen. Erstere sind die Scolopendra, die letzteren findet man häufig in den Häusern, wo sie einen besondern Geschmack am Papier zu haben scheinen; daher muß man jedes Buch welches man eine Zeitlang nicht in Händen gehabt hat, sorgfältig öffnen und schütteln, um den Stichen dieses schädlichen kleinen Thieres zu entgehen.

Ich habe hier keine Schlangen gesehen, doch zeigte man mir eine todte auf einer kleinen Reise; sie war

etwa zwey Fuß lang und hätte ungefähr Zähne einen Zoll lang, die zwar spitz, aber wie die Zähne des Elephanten gestellt waren.

Die Berge sind hier überall sehr eisenhaltig, das Metall bleibt aber in den Eingeweiden der Erde verschlossen, weil die Eingebornen nicht verstehen es herauszufördern. Die Europäer nähren übrigens ihre Trägheit und Unwissenheit in diesem Punkt, indem sie ihnen so viel Eisen liefern als sie nöthig haben.

Eben so verhält es sich mit dem Kupfer. Das Königreich Mayombo enthält dessen in Menge; aber obgleich es die Neger mit großer Begierde aufsuchen, und zu allerley Geräthen zu verarbeiten verstehen, haben sie doch noch nicht gelernt es aus dem Innern der Gebirge herauszuarbeiten. Es ist aber in dieser Provinz so häufig vorhanden, daß sie es auf der Oberfläche finden, und beinahe ohne alle Arbeit so viel erhalten, als sie bedürfen.

Die Portugiesen haben in der Nachbarschaft ihrer Kolonie St. Paul, Gold- und Silberadern entdeckt, die sie auch bearbeiten und sehr ergiebig seyn sollen.

Ich habe oft vornehme Neger befragt, warum sie sich nicht nach dem Beispiel der Portugiesen zu bereichern suchten, indem sie diese kostbaren Metalle zu Tage förderten. Sie antworteten aber immer ganz kalt, und mit viel gesundem Verstande, daß sie es doch nicht

essen könnten, und da der Gebrauch derselben in ihrem Lande unbekannt wäre, würde es nur dazu dienen die Raubgier der Europäer zu reizen, deren Beute sie alsdann bald werden müßten; übrigens verstünden sie nicht mit diesen Arbeiten umzugehen, und einige ihrer Landsleute die den Portugiesen entsprungen wären, hätten ihnen durch die Erzählung des Elends was sie in den Bergwerken ausgestanden, einen solchen Abscheu dagegen beigebracht, daß dieses allein hinreichte, um sie davon abzuschrecken.

Diese kurze Darstellung beweiset die Leichtigkeit in diesem Lande blühende Colonien anzulegen, wir könnten dort eben die Producte als auf den Antillen gewinnen, die noch außerdem den Werth haben würden, daß wir sie freien Menschen verdankten, die ein mäßiger Sold nach unsern Plantagen locken würde. Da Gold hier unbekannt ist, würde der Handel mit unsern Fabrikaten noch immer ein Tauschhandel bleiben, denn wir würden denselben Absatz für diese als vor der Revolution finden, und dagegen mancherlei Produkte statt Sklaven eintauschen.

Die vermehrte Anzahl der Europäer in diesen neuen Colonien würde eine größere Menge europäischer Waaren verbrauchen, und das Deficit decken, welches in dem Handel nothwendig durch den Verfall der Antillen entstehen muß.

Dieser Absatz würde sich noch ansehnlicher vermehren; wenn die Eingebornen erst Wohlstand erlangt

hätten, indem sie, ohne für einen habsüchtigen Herrn zu arbeiten, die Früchte ihres Schweißes allein erndteten.

Einem Unternehmen dieser Art setzen sich keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen; die ganze Küste ist zu Colonien vorbereitet; alle Eingebornen sind dem Handel ergeben, unsere Waaren sind für sie ein wahres Bedürfniß geworden. Die lange Gewohnheit uns zu sehen, hat sie uns geneigt gemacht, obgleich sie sonst Fremde zu scheuen pflegen. Sie sprechen unsere Sprache, sind dienstfertig, erfinderisch, ruhig und sanft, und viel zu furchtsam um sich einer Niederlassung zu widersetzen. Vielmehr würden sie diejenigen als wohlthätige Gottheiten betrachten, die in ihr Land kämen, und anstatt sie zu verkaufen, die Einwohner unterrichteten, dasselbe zu bebauen und zu benutzen. Ihre natürliche Trägheit ist die einzige gültige Einwendung gegen diesen Plan, aber daß selbst dieser Fehler bei ihnen nicht unvertilgbar ist, beweist der Umstand, daß sie für den mäßigen Lohn einer Pagne *) (ein blaues, fünf

*) Pagne ist im Negerhandel, weil die Schwarzen kein Geld kennen oder nur als Zierath brauchen, eine Rechnungsmünze, nach welcher auf der Küste Guinea der Preis der verkäuflichen Waaren berechnet wird. Bei den Engländern heißt dieser Artikel Paun, und ein Sclavenschiff hat oft an den zum Negerhandel erforderlichen Waaren für vierzig bis 45,000 Pauns am Bord. Vor dem Revolutionskriege rechnete man den Werth einer Pagne 17 bis 18 ggr., oder 2 Schill. 4 D., und man konnte einen erwachsenen Mann

schwerde seinem Führer nachschleppte; diesmal mag es noch hingehen, sagte der Wundarzt, aber komm mir nicht wieder!

Man findet auch Elfenbein auf der Küste von Angola, aber in geringer Quantität. Gewöhnlich ziehen sich die Elephanten aus den bewohnten Ländern zurück, und die Seltenheit des Elfenbeins läßt mich vermuthen, daß sie sich in den innern Gegenden des Landes aufhalten. Hauptsächlich bringt man die Zähne aus Mayombo, und hieraus schließe ich, daß sich die Elephanten nach Gabon hin aufhalten, welches ein plattes, mit vielen Gewässern durchschnittenes Land, von der Art ist, wie diese Thiere es lieben. Im Jahr 1787 habe ich in Zeit von sechs Monaten zu Loango ungefähr dreihundert Zähne in die Hände bekommen, und die ganze Zahl der Zähne, die man in diesem Zeitraum zu Markte brachte, überstieg nicht sechshundert.

Die Schwarzen halten in ihren Häusern eine Art von zahmen Ratten, die sie Meerschweinchen nennen; auch ziehen sie eine Menge Palmeneichhörnchen; ihre andern Hausthiere sind Hunde und Katzen: erstere sind gemeinhin räudig und beißig.

Unter den Raubvögeln sind mir besonders der Pelikan und der graue Papagey aufgefallen. Der Erstere nährt sich gewöhnlich von Fischen, der Papagey aber greift die lebendigen Vögel an, kämpft mit ihnen und zerreißt sie. Dieser Vogel ist in seinem Zustande der

Auch haben wir nicht den Haß zu befürchten den sie wider die Portugiesen hegen, als diese sich während des Amerikanischen Krieges zu Cabenda niederließen, und ein Fort erbauten, welches die französische Regierung 1784 zerstören ließ. Damals gieng der Ruf der Portugiesischen Grausamkeiten vor ihnen her, und anstatt die Schwarzen als freie Menschen arbeiten zu lehren, und ihnen die Früchte ihres Schweißes abzukaufen, nahmen sie solche mit Gewalt weg, und schickten sie nach Brasilien oder in die Bergwerke von St. Paul. Selbst für die wenigen Artikel die es ihnen zu bezahlen gefiel, gaben sie einen weit geringern Preis als in dieser Colonie bey den äußerst billigen Preisen üblich war. Diese Verkürzung war den Schwarzen so empfindlich, daß die Portugiesen dadurch das Volk, die Kaufleute, die Vornehmen und die Fürsten gegen sich aufbrachten, und uns, da wir sie verjagten, als ihre Befreyer empfingen.

Um sie zu überreden, brauchte man ihnen nur zu sagen: du willst Waaren, hier sind sie; ich aber will dafür keine Sclaven mehr, du mußt statt dessen den Boden bauen, und Zucker und Caffee ziehen, den ich dir abkaufen will. Ich will mit dir ein bisher unbenutztes Erdreich bebauen, und du wirst künftig eben so viel Waaren bekommen, ohne genöthigt zu seyn deines Gleichen zu verkaufen. Wie sicher würden bei so einfachen und geraden Menschen, wie die Wilden sind, dergleichen Vorschläge Eingang finden.

Zweiter Abschnitt.

Religion, Sitten und Gebräuche.

Alle Nationen welche die afrikanische Küste vom Ca Lopez Gonsalvo bis an das Cap der guten Hoffnung be wohnen, sind Götzendiener. Bisher hat man vergeb liche Versuche gemacht das Christenthum hieher zu ver pflanzen, und den Portugiesen ist es am wenigsten ge lungen, weil der Haß gegen sie ihnen den Zugang zu den Herzen der Eingebornen versperrte *).

Die Bewohner dieser Küste haben große und kleine Götzen. Die Sorge für die Großen ist den Priestern aufgetragen, welche man Ganga'm Zambi nennt. Zam bi aber ist die Gottheit, und Ganga'm der Beschwörer. Diese Götzen sind der Größe nach sehr verschieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch; die Figur ist nicht übel geschnizt, weit besser sogar, als sich bei einem so rohen

*) Ganz der Wahrheit gemäß, ist jene Behauptung *nicht*: denn so unbekannt uns auch die africanischen Besitzungen der Portugiesen sind, so weiß man doch, daß sie dort seit ihrer länger als dreihundertjährigen Herrschaft immer Missionarien unterhalten und diese eine Menge vornehmer und geringer zum Christenthum bekehrt, oder vielmehr in mancherlei Ceremonien der römischen Kirche unterrichtet haben, auch ist es schon eine alte Verordnung, daß nur getaufte nach Brasilien ausgeführt werden dürfen.

Volke erwarten ließe. Gewöhnlich stellt man sie mit einer Lanze oder einer Messerklinge ohne Heft, bewaffnet vor: der Kopf ist mit einer spitzigen Mütze geziert. Sie sind immer als rächende Götter abgebildet.

Ein sehr merkwürdiger Umstand, der wenn man ihn ergründete, gewiß zur Kenntniß der Landesgeschichte führen könnte, ist daß alle diese großen Götter gar keine Afrikanische Bildung haben; bei allen ist nemlich die Nase übermäßig groß, und sehr gebogen, welches dem Charakter der einheimischen Formen ganz entgegen ist. Ich habe mehrere dieser Götzenbilder gesehen, die Schwarzen wollten aber nie zugeben, daß ich sie abzeichnete, oder nur genau genug betrachtete, um dies hernach ausführen zu können.

Nirgends habe ich bei ihnen eine Abbildung einer belohnenden Gottheit gefunden. Ihre Priester die sehr große Taschenspieler sind, unterhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, die sie zu ihrem Vortheil benutzen, und stellen ihnen die Götter daher nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit man ihren Zorn mit Geschenken versöhne.

Die kleinen Götzen sind die Hausgötter; man nennt sie Kissy. Diese sind eine Art Fetische die zum allgemeinen Gebrauch dienen. Die Anzahl derselben ist sehr groß; sie haben die Aufsicht über alle Lebensbedürfnisse, vornehmlich aber über das Essen und Trinken. Die Figur dieser Götzen ist selten über sechs Zoll hoch, und nie we-

essen könnten, und da der Gebrauch derselben in ihrem Lande unbekannt wäre, würde es nur dazu dienen die Raubgier der Europäer zu reizen, deren Beute sie alsdann bald werden müßten; übrigens verstünden sie nicht mit diesen Arbeiten umzugehen, und einige ihrer Landsleute die den Portugiesen entsprungen wären, hätten ihnen durch die Erzählung des Elends was sie in den Bergwerken ausgestanden, einen solchen Abscheu dagegen beigebracht, daß dieses allein hinreichte, um sie davon abzuschrecken.

Diese kurze Darstellung beweiset die Leichtigkeit in diesem Lande blühende Colonien anzulegen, wir könnten dort eben die Producte als auf den Antillen gewinnen, die noch außerdem den Werth haben würden, daß wir sie freien Menschen verdankten, die ein mäßiger Sold nach unsern Plantagen locken würde. Da Gold hier unbekannt ist, würde der Handel mit unsern Fabrikaten noch immer ein Tauschhandel bleiben, denn wir würden denselben Absatz für diese als vor der Revolution finden, und dagegen mancherlei Produkte statt Sklaven eintauschen.

Die vermehrte Anzahl der Europäer in diesen neuen Colonien würde eine größere Menge europäischer Waaren verbrauchen, und das Deficit decken, welches in dem Handel nothwendig durch den Verfall der Antillen entstehen muß.

Dieser Absatz würde sich noch ansehnlicher vermehren; wenn die Eingebornen erst Wohlstand erlangt

fahr, vor dem Antritt einer großen Reise, oder um Schuld eines Verbrechers zu entdecken.

Ein sehr merkwürdiger Gebrauch, dessen genaue tersuchung wahrscheinlich ein großes Licht auf die urängliche Geschichte dieser Völker werfen könnte, ist ß sie bei der Untersuchung begangner Verbrechen sich en der Proben oder Ordalien bedienen, die vor alten eiten in Europa üblich waren. Ist ein großes Verges n begangen worden, so muß derjenige auf den der rdacht fällt sich durch den Fetisch reinigen. Der Beogte geht in diesem Fall zu den Priestern, und forrt in Gegenwart des versammelten Volks die Giftpro; man nennt dieses den Fetisch verschlucken (nuam illy). Dieses Verlangen wird ihm sogleich gewährt, nd man reicht ihm eine Cokosschaale mit einem heilen Trank gefüllt. Wenn dieses Getränk keine Wirkung i dem Beklagten hervorbringt, so ist er von der Schuld frey; hingegen ist die erste Spur von der Kraft s Giftes die Losung um von dem Pöbel zerrissen zu erden: man hat hier keine andere Todesstrafe, die erstreuten Glieder werden gesammelt, und an einen almbaum aufgehängt bis die Raubvögel sie verzehren.

Die Wasserprobe aber ist nicht unter ihnen üblich; hrscheinlich weil sie kein Mittel entdeckt haben den usgang nach ihrem Belieben zu lenken.

Wenn es den Priestern gut dünkt verweigern sie die Giftprobe, um den Versuch mit dem Feuer an die

Fuß langes Stück baumwollen Zeug) wöchentlich, alle Arbeiten der europäischen Niederlassungen auf der Küste verrichten. Wenn die Neger übrigens träge sind, so rührt es daher, daß die erstaunende Fruchtbarkeit des Bodens beinahe ohne Arbeit, alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß hervorbringt. Nichts kann sie in ihrem jetzigen Zustande zu größerer Anstrengung bewegen, indem sie nur einen Ueberfluß von Produkten erzeugen würden, für die sie keinen Absatz finden.

für 80 eine Frau für 65 Pagnen handeln, nemlich nach verschiedenen Waaren zu Pagnen berechnet. So galt sonst eine Flinte 6 Pagnen, ein Paar Pistolen eben so viel, ein Säbel 1 P. Ein Pfund großer rother Corallen 32 P. Ein Pf. ganz kleiner 12 P. Eine kleine Kanne von Zinn 1 P. Ein Fäschen Pulver 6 P. Ein schlechtes Messer 3 P. Ein weißer Hut 12 P. Ein Scheffel Salz 1 P. Eine Rolle Toback 20 Pag. (S. J. Love Liberty or Death, a Tract vindicating the Probability of trading to the Coast of Guinea for its natural Products Manchester. 1789 4 S. 5. Der Name Pagne, (angolisch Macuta) wie der Verf. richtig bemerkt hat, bezeichnet jetzt ein fünf Ellen langes Stück blauer Leinwand oder Kattun, ehemals aber ein ähnliches Stück aus Palmen, Gras oder andern Pflanzen-Fasern gewirkten Zeuges, das die Neger vor Ankunft der Portugiesen als Schürzen, oder Bedeckung des Unterleibes trugen, bis sie, oder andere Nationen ihnen hernach dergleichen von Leinwand oder andern Zeugen zuführten. Die Portugiesen brachten solche unter dem Namen Panho (Pannus) nach Africa, woraus sich hernach das Wort Pagne, Paun gebildet hat.

Ferner zieht man die Gangas zu Rathe um Regen er Wind zu erhalten: ersteres geschieht indeß selten, der reichliche Thau, welcher in diesem Lande beständ fällt, den Regen selten nöthig macht. Des Win aber bedürfen sie, wenn sich bei dem Mangel an ropäischen Waaren die Ankunft der Schiffe ver ätet.

In diesem Fall schließt sich der Priester in seine trohhütte ein, erschüttert diese, und läßt aus den itzen zwischen dem Stroh Rauch hervorbringen, dann ret er zu der staunenden Menge zurück, welche vest erzeugt ist daß diese Hütte nur durch eine übernatür che Macht gebebt und geraucht habe.

Der Betrüger ist indessen klug genug um sein An sehen nicht aufs Spiel zu setzen, indem er von Zambi nie sprechen läßt, außer wenn er vorher den Zustand der Atmosphäre genau untersucht hat, und beinahe mit Gewißheit Wind oder Regen vorhersagen kann. Er erhält für seine Bemühung Geschenke, und giebt dem jenigen der ihn zu Rathe gezogen hat, eine geweihete Feder aus dem Schwanz eines Papageyes.

Die Sprache der Neger in Congo ist sehr weich und fließend; sie ist tönend aber angenehm; man wird dies ses nach einem kurzen Wortverzeichnisse, welches ich am Ende dieses Abschnitts liefern werde, beurtheilen können, die Diphthongen folgen mit Schnelligkeit auf einander, daher auch diese Sprache heftige Empfindun

gen sehr gut ausdrücken kann. Die meisten Zeitwörter endigen sich wie im Schwedischen auf ein a; Ihre Conjugationen haben nur zwey Zeiten, die gegenwärtige und die vergangene. Sie haben keine zukünftige Zeit und bezeichnen diese nur durch die gegenwärtige. Die vergangene Zeit der Zeitwörter in a endiget sich in i. Diese Conjugation scheint mir aus dem Lateinischen zu kommen, von der sie vielleicht den Infinitiv verloren, den Imperativ aber beibehalten haben.

Die Congo Neger wohnen in Strohhütten. Diese einfachen Wohnungen von allen Bequemlichkeiten entblößt, sind demungeachtet nicht unbequem. Sie sind aus Rohr verfertigt, welches so dick, als das Malayische ist, aber nicht die Festigkeit und den Glanz hat, wie jenes. Dünne hölzerne Stäbe an der äußern und innern Seite der Wände, welche mit starken Binsen die queer durch die Wand gehen befestigt sind, halten das Rohr zusammen. Diese Stäbe sowohl als die Binsen Knoten pflegen sie in gleichen Entfernungen anzubringen, um das Auge nicht durch Mangel an Symmetrie zu beleidigen. Verschiedene oben auf der Rohrwand zusammen befestigte Stäbe, tragen das Dach von trocknen Palmblättern, die dem Regen undurchdringlich sind. Einige Häuser haben hölzerne Thüren; doch hängt dieses von dem Stande und Vermögen des Besitzers ab: nur sehr wenige sind mit Fenstern versehen.

Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten: eine derselben dient zur Küche: jede Frau hat eine ei-

gene für sich und ihre Kinder, und einige andere sind zum persönlichen Gebrauch des Herrn. Alle zusammen stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in mehrere Höfe abgetheilt ist; der Bezirk der Weiber ist abgesondert, und niemand darf ihn betreten. Außer allen diesen abgesonderten Höfen ist jede Hütte mit einem kleinen viereckigten Raum vorne versehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte steht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem dieser Schirmdächer empfängt der Schwarze seine Besuche, und nie in seiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel ist, in den man auf allen vieren hereinkriechen muß. Unter dem kleinen Dach läßt er einen Teppich ausbreiten, und setzt sich auf demselben so nahe an die Thür der Hütte als möglich. Neben ihm unter demselben Dache, sind die Personen die er empfängt, und vor ihm stehen im Kreise ohne allen Schutz gegen die Sonne, seine Bedienten und das Gefolge des Gastes, denn es gehört zum Luxus sich von einer Menge Bedienten begleiten zu lassen, von denen viele weiter nichts als den bloßen Namen führen. Denn da es üblich ist, das Gefolge dessen der uns besucht, mit Getränk zu bewirthen, geben sich viele müßige Kerl für die Bedienten eines Vornehmen aus, und das Recht zu haben ihn überall zu begleiten, wo sie hoffen können bewirthet zu werden. Wenn man bei Tage Besuch abstattet, wird nur Branntwein gereicht, um Sonnenuntergang aber, trinkt man Palmwein frisch vom Baume gezapft; auf dieses Getränk folgt der Branntwein, den sie bis zum Unsinn lieben.

Eine Menge kleiner, zwei Fuß breiter Wege, mit hohen Wänden von Rohr eingefaßt, führen zu allen diesen Hütten und bilden ein vollständiges Labyrinth mit dem man bekannt seyn muß, um sich nicht zu verirren. Oft fand ich mich wegen der verschiednen Gänge in dem Quartier der Weiber, wenn ich am Ausgange zu seyn glaubte; und dieses Versehen war den Männern nicht sehr angenehm die sehr eifersüchtig sind.

Nicht alle Wohnungen dieses Landes sind gleich; diejenigen in der Nähe der von Europäern besuchten Gegenden, sind weit besser angelegt. Um nicht ganz im Staube zu wohnen, haben die Kaufleute ihre Häuser einige Fuß über der Erde erhöht, und dieses nennt man eine Sibanga. Diese Gebäude sind von großen Baumstämmen erbaut, die etwa sieben Fuß über der Erde hervorstehen, und dicht neben einander gestellt, und mit eisernen Klammern, Queerbalken und allem was ihnen Festigkeit geben kann, zusammengefügt sind. Diese Stämme unterstützen einige Balken auf denen der Fußboden der Wohnung ruht. Auf diesem Untergestelle aber errichtet man ein großes Haus von Stroh, welches vorne mit einer Gallerie versehen ist, auf der zur Vertheidigung Steingeschütz, Doppelhaken und sogar kleine Canonen liegen. Das Haus ist mit Thüren und Fenstern versehen, und dergestalt austapeziert und möblirt, daß es eine ganz bequeme Wohnung abgiebt.

Die Europäer pflegen diese leichte Wohnung, die allen Bedürfnissen des Clima entspricht mit mehrern

andern Hütten zu umgeben: von diesen sind einige für die Waaren bestimmt, einige für die Officianten, für den Wundarzt, dem Branntwein, den Hühnern und andern Thieren angewiesen. Eine andere dient zur Küche, eine zur Schmiede, zum Krankenhaus, zum Stalle und zum Gefängniß. Außerdem wird gewöhnlich ein Garten angelegt in dem sie europäische Gemüse und Kräuter ziehen, welches alles zusammen eine beträchtliche Wohnung von großem Umfange ausmacht, die sorgfältig bewacht wird, vornehmlich zu Malemba wo man beständig am Lande wohnt. Diejenigen Neger welche reich genug sind, ahmen diese Sibangen nach, und vorzüglich verdient die des Mambue von Malemba bemerkt zu werden. Diese ist zwar nur eine Strohhütte aber so sorgfältig eingerichtet und möblirt, daß es selbst in Europa weit besser als die Häuser der gemeinen Leute seyn würde.

Die Schwarzen haben in jedem ihrer Reiche nur eine Stadt, welche sie Banze oder Banza nennen. So sagen sie Banza Malemba, Banza Loango, um die Residenz der Könige dieser Staaten zu bezeichnen; ausserdem aber haben sie viele Dörfer. Die Städte sind ein unordentlicher Haufen von solchen Hütten wie ich eben beschrieben habe; gewöhnlich liegen sie mitten in einem Palmwald, in der Nähe irgend eines Sees oder Flusses, oder einer reichlichen Wasserquelle. Sie enthalten keine breiten Straßen, sondern blos schmale Wege oder vielmehr Fußsteige, die von einer Wohnung zur andern führen. Da jede Stadt aus dergleichen abgesonderten

Bezirken besteht, die blos die Wohnung einer einzigen Familie mit ihrem Zubehör enthalten, so sieht man von selbst ein, daß die Städte einen sehr weitläuftigen Raum einnehmen müssen, ohne eben sehr volkreich zu seyn. So hat z. B. Banza Loango eine gute Meile ins Geviert und enthält doch nicht mehr als 500 solcher Wohnstätten oder etwa 15000 Seelen. Jeder Familienbezirk ist noch außerdem mit einem Stück Ackerland umgeben, wo sie die Maniokwurzel zu ihrem eignen Gebrauch und andre Früchte und Gemüse für die Europäer ziehen. Vorzüglich wenden die Eingebornen viel Sorgfalt auf die Cultur des Pimento, oder guineischen Pfeffers, welcher ihnen ganz unentbehrlich ist, indem er den Magen stärkt und erwärmt, der in diesem heißen Clima sonst leicht alle Verdauungskraft verlieren würde.

Die ganze Gegend um die Stadt herum ist mit Palmbäumen aller Art und Cokospalmen bepflanzt, die ihnen ihre Hauptnahrung geben. Die Schwarzen kennen die Wichtigkeit dieser Bäume auch so genau, daß sie sich immer da wo sie wachsen, anbauen, und sich alle Mühe geben sie um ihre Wohnung herum zu vermehren. Außer den kleinen Fußpfaden die in den Städten von einer Wohnung zur andern führen, findet man in denselben auch große festgeschlagene viereckigte Plätze, die zu Märkten und Tummelplätzen der Kinder dienen. Diese letztern laufen ganz nackend herum, und wälzen sich mit dem Federvieh, den Schweinen

und Meerschweinchen, von denen die Städte wimmeln, im Staube herum.

Wenn man sich einer Stadt nähert, sieht man sie gar nicht, weil sie ganz mit Bäumen und Sträuchern umgeben ist. Geht man aber dem Winde entgegen, so riecht man sie wenigstens, indem sich die Folgen der Unreinlichkeit der Einwohner weit umher bemerken lassen.

Die Congo-Neger gehen beinahe ganz nackend, die Theile des Körpers aber die sie bedecken, kleiden sie mit Geschmack. Sie tragen ungeheure Halszierathen von Elfenbein, die ihnen sehr beschwerlich sind, und nur durch eine lange Gewohnheit ist die Haut des Halses hinlänglich abgehärtet, um nicht dadurch verwundet zu werden. Ihre Pagnen bestanden ehedem aus Macuten, welches in ihrer Sprache ein Zeug von Stroh bedeutet. *) Aber seitdem sich durch den Handel mit den

*) Diese Macutas sind die oben erwähnten Pagnen oder die ursprünglichen Bedeckungen der Neger des Unterleibes aus Palmenfasern und andern Gewächsen, von denen Herodot schon gehört hatte. Die ersten Schriftsteller der portugiesischen Entdeckungen erwähnen derselben immer, ohne jedoch ihren Namen zu bemerken; so sagt Ruy de Pyna in seiner Chronik König Johann II. S. 148. (Er lebte gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts.) Der König von Congo habe nach Portugal unter andern Geschenken Panhos de Palma gesandt, die schön gewebt, (ben tecidos) und mit bunten Farben (com finas coores) verziert wa-

Europäern der Luxus unter ihnen eingeschlichen h
sind ihre Pagnen von Leinwand, Cattun, Seide, T
und sogar von Sammet. Sie sind begierig rothe S
korallen zu erlangen; es ist dieses der höchste Flug d
Luxus, und sie schmücken sich gern damit. Die R
chen tragen eine lange silberne Kette, die sie acht, b
zehnmal um die Hüften schlingen. Das wichtig
Stück aber in ihrem Putz ist ein Katzenfell mit Schell
und Glöckchen verziert, welches sie vorne in der Gege

ren. Noch 1666 wurden sie in Congo getragen, und zu
dieser Macuten galten damals 100 Rees. (S. Relatio
dun Voyage de Congo par Michel Ange de Gattine
Deny de Carli. Lyon 1680. S. 58.) Da diese Pa
men-Macuten hernach Pagnen genannt, oder in Macute
von Cattun, Leinwand oder Seide veredelt, im Africani-
schen Handel der Maasstab wurden, den Werth aller ver-
käuflichen Artikel zu bestimmen, wie man in andern Ge-
genden dieses Welttheils die Waaren-Preise nach Barren
oder Eisenstangen, nach Kupferringen, oder gar Neger-
Köpfen berechnet, so fingen zuletzt die Portugiesen an,
die bloße Rechnungs-Macuten in Macutengeld zu ver-
wandeln. Letzteres bestand anfänglich aus Kupfermünzen
von ganzen, halben und viertel Macuten, und eine solche
Macute hat noch den Werth von 50 Rees oder ungefähr
zwei gute Groschen. Jetzt roulliren aber auch in Angola
Macuten von Silber, und nach dem portugiesischen Staats-
Kalender, der eine Nachricht von allen Münzen in Por-
tugal und dessen Kolonien enthält, hat man in Angola
Silbergeld von 2. (eine solche hat der verstorbene Büsch
in seinen Schriften über die Handlung beschrieben.) 4, 6,
8, 10 und 12 Macuten. Die erstere ist 100, und die
letzte 600 Rees gleich.

des Unterleibes tragen. Dieses heißt ihr Canda, welches soviel als Fell bedeutet. Dieser Theil ihrer Kleidung ist das Zeichen der Ehre; auch setzen sie darauf einen so großen Werth, daß sie es für die größte Beleidigung halten, einem Manne sein Katzenfell zu entreißen; eher würden sie alles über sich ergehen lassen, als dieses dulden. Eigentlich kommt dieser Schmuck nur den Fürsten zu, höchstens den kleinern Oberhäuptern, so wie aber alle Gewohnheiten ausarten, ist es auch mit dieser gegangen. Anfangs hat man das Canda den Hofleuten gestattet, dann ihren Leuten, und nun sogar den Kaufleuten, alle aber setzen eine große Ehre darin es zu tragen, und den Sklaven ist es ganz verboten.

Der Gebrauch der Armbänder ist hier, wie beinahe unter allen Nationen des Erdbodens, allgemein. Die Congo-Neger tragen diese Zierathen sowohl an den Armen als um die Beine. Es sind ungeheure Ringe von Kupfer oder Eisen. Dieser Schmuck ist ihnen auch so lieb, daß sie sich muthig dem Schmerz unterwerfen, sich diese Ringe um die Knöchel festschmieden zu lassen; auch habe ich sie so schwer gesehen, daß sie denen die sie trugen, Schwielen um Hände und Füße verursachten.

Die Kleidung der Weiber ist weniger edel: sie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen schleppen nicht auf der Erde wie bei den Männern; dagegen bedecken sie sich mit einer ungeheuern Menge

Glaskorallen, von verschiedenen Farben, die ihnen d
Europäer zuführen, und dieser Schmuck macht mit i
rer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contra
Den Busen bedecken sie mit einer kleinen Pagne von ve
schiedenen Zeugen, und sind auf rothe Corallen eben
erpicht wie die Männer; diese Zierde zu besitzen ist fü
sie das höchste Glück der Eitelkeit, und sie haben
ihren Augen eben den Werth als Diamanten in d
unsrigen.

Was die Sklaven anbetrift, so nöthigt uns d
Sorge für die Reinlichkeit, sie ganz nackend gehen
lassen. Dieser Umstand ist für sie nicht drückend, den
sie kennen keine Schamhaftigkeit. Die Europäer selb
nehmen auch bald diese kalte Gleichgültigkeit an, un
sehen ohne die geringste Empfindung Reize, die son
ihre Huldigung fordern würden.

Die Sitte sich die Haut zu färben oder zu tattowi
ren, die man bei so vielen rohen Nationen findet, ist
auch hier eingeführt, doch thun es nur die Männer.
Es scheint bey ihnen eine religiöse Gewohnheit zu seyn,
und wird von den Priestern verrichtet. Ich war ein
mal zugegen, als ein schmieriger, lächerlicher Kerl mit
vielen Grimassen dem Mafuc Vaba *) zu Malemba,

*) Dieser Titel bezeichnet eine ansehnliche Würde unter den Negern in Congo, welche im dritten Abschnitt genauer beschrieben ist. Der Mafuc ist eigentlich der Finanzminister und oberste Mäckler in dem Handel mit den europäischen Schiffscapitains, die dort Negersclaven einkaufen.

die Schläfe, die Stirne und die Arme färbte. So lange er zugegen war blieb der Mafuc und seine Weiber ernsthaft, aber kaum hatte er sie verlassen, als sie in ein übermäßiges Gelächter ausbrachen.

Dieses beweiset daß sie eben keine große Vorstellung von der Heiligkeit dieser Operation haben, die sich die Priester übrigens theuer genug bezahlen lassen. Von dem Mafuc erfuhr ich, daß diese Ceremonie dazu dienen soll, ihnen den Schutz des Fetisch gegen den Wind, die Fische, die Tiger u. s. w. zu verschaffen; doch schien er selbst keinen großen Glauben an die Wirksamkeit derselben zu haben, denn nachdem er mich an Bord begleitet hatte, und ich ihn des Abends wieder an Land setzen ließ, bat er mich dringend um eine Fackel, oder wenigstens eine Laterne um die wilden Thiere zu verscheuchen die er unterweges antreffen könnte.

Die Congo-Neger sind mehrentheils furchtsam, übrigens sanft von Gemüth, gut und offenherzig, aber geizig und eitel.

Ihre Eitelkeit geht indessen blos auf ihren Putz, und es ist recht komisch zu sehen, wie stolz sie sich in einer reichen Weste oder einem gestickten Rocke brüsten, die man ihnen aus der Trödelbude bringt, und die sie auf die bloße Haut ohne Hemde anziehen. Da sie aber nur für den Genuß des Augenblicks Sinn haben, werden sie dieses Putzes bald überdrüssig, und überlassen ihn einem ihrer Dienstboten, der anfänglich darauf

sehr stolz ist, ihn jedoch bald den geringern Bedienten überläßt die seiner eben so bald satt werden, und so kommt der unglückliche Rock bald an den untersten Pöbel, aber so mit Ungeziefer überladen, so voll Schweiß, Fett und Schmutz, daß man weder Farbe noch Stickerey erkennen kann.

Den Affen gleich, welche ihre Wälder bevölkern, sind sie sehr zur Nachahmung geneigt; ein Hang, der wenigstens das erste Mittel zur Cultur werden könnte. So wollten diese Schwarzen, nachdem sie die Officiere von der Marine gesehen hatten, die 1784 mit Herrn von Marigny kamen, um die Vestung zu zerstören welche die Portugiesen zu Cabenda errichtet hatten, nichts als Uniformen mit Epauletten tragen. Die Capitains der Schiffe waren genöthigt sich nach diesem Geschmack zu bequemen, und ihnen Uniformen von allen Farben mit Epauletten gezieret zu bringen; diese empfingen sie mit Entzücken, und kauften sie zu hohen Preisen ein, weil sie sich einbildeten eine große Wichtigkeit zu erlangen, wenn sie einen Rock trugen, dem jeder wie sie sahen, mit so viel Achtung begegnete. Diese Mode verging indeß sehr schnell, denn man brachte ihnen nur unächtes Gold und Silber *), welches gleich schwarz anlief und ihnen zum Eckel wurde.

*) Unter den zum Negerhandel bestimmten Waaren werden auch eine Menge Hüte mit unächten Tressen besetzt, ausgeführt. Ein Sclavenschiff hat deren gewöhnlich zwanzig bis dreyssig Dutzend am Bord, die aber von so geringem Werthe sind, daß ein solcher Hut nur eine Pagne gilt.

Eben dieser Hang zum Nachahmen macht, daß sie allen Personen welche die vornehmste Aufsicht über irgend ein Geschäft führen, den Titel Capitain beilegen, weil sie nicht Gelegenheit haben eine höhere europäische Würde kennen zu lernen. So heißt also bei ihnen jedermann Capitain der irgend etwas zu befehlen hat. Derjenige welcher die zusammengeketteten Sclaven führt, die man theils zu den Arbeiten der Faktorey braucht, theils nach den Colonien einschift, heißt Ketten-Capitain; dieser Mann ist mit einem Säbel bewafnet, und betrachtet sich als eine sehr wichtige Person. Der Wasser-Capitain, der Holz-Capitain, der Hühner-Capitain, der Fisch-Capitain führen alle diese Titel von ihrem Geschäft. Der Jagd-Capitain ist der angesehenste, und zwar aus dem einzigen Umstand weil er den Muth hat, ziemlich ungeschickt ein Gewehr abzufeuern, welches ihm bei vielen der Eingebornen sehr hoch angerechnet wird; endlich heißen auch diejenigen welche den Palmsaft abzapfen, Palm-Capitains.

Der Stamm des Palmbaums ist bekanntermaßen ganz ohne Aeste und Blätter, bis oben hinauf wie der Schaft einer Säule; so schwierig es nun auch scheinen mag, so klimmen die Neger doch in einem Augenblick den langen Stamm hinauf. Der Palm-Capitain ist zu diesem Geschäft mit einem grünen, biegsamen Reif, wie ein Faßband, versehen; diesen schließt er so fest als möglich um sich und den Baum herum; alsdenn stützt er den Rücken fest gegen den Reif, und stemmt die Knie und Füße mit Kraft gegen den rauhen Stamm

des Baums. Mit einer leichten Bewegung läßt er nun den Reif zwey Fuß höher springen, und indem er sich zusammenkrümmt, zieht er seine Füße eben soviel höher hinauf, durch öftere Wiederholung dieses einfachen Kunstgriffs erreicht er den Gipfel des Baums. Zuweilen bricht der Reif, oder das Band löset sich, das ihn zusammen hält, alsdenn thut der Unglückliche einen schweren Fall, der ihm zuweilen das Leben kostet, oder ihn wenigstens schwer verwundet, nachdem er den Baum höher oder niedriger erklettert hatte.

Sobald der Palmkapitain sich oben befindet, schneidet er einen Zweig des Baums wie das Mundstück einer Flöte ab, befestigt in die Oefnung ein Blatt in Gestalt eines Trichters, und steckt dieses in eine Calebasse, welche vier und zwanzig Stunden dort hängen bleibt, und je nachdem der Baum saftig ist, sich anfüllt. Ein solcher angebohrter Cokosbaum trägt keine Früchte, die abgeleiteten Säfte fließen alle der Wunde zu, die man von Zeit zu Zeit erneuern muß, damit sie nicht verwächst. Bey erschöpften Bäumen muß es täglich geschehen.

Der Saft des Cokosbaums ist weislich, kömmt bald in Gährung, und säuert leicht. Anfänglich ist er den Fremden widrig, man gewöhnt sich aber bald, und findet großen Geschmack daran. Er schäumt wie Champagner, und ist frisch von lieblichem Geschmack.

Der Gesang der Bewohner der Küste von Angola, verdient viel Aufmerksamkeit, indem er weit gebildeter

ist als man von einer wilden Nation erwarten dürfte. Wenn sie auch nicht die Verfeinerung der Kunst kennen, wenn sie auch keine Melodie haben, so hat sie doch die Natur mit so bildsamen Organen und einem so feinen Ohr begabt, daß sie vermittelst dieser Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie singen mit außerordentlicher Bestimmtheit, und wenn es gleich eine barbarische Musik ist, so haben sie doch die erste und zweite Stimme und den Baß, und diese Harmonie ist so richtig als sie nur immer seyn kann; das heißt, wenn man einem Componisten die erste Stimme eines ihrer Lieder gäbe, so würde er nach derselben eine zweite Stimme und den Baß genau so setzen, wie die Neger diese in ihrem Lande singen. Ihre Gesänge begleiten sie mit Tänzen, die mehr musikalisch als graziös sind. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, stellt sich vor die Tänzer, die, wenn sie zahlreich sind in einer oder zwey Reihen stehen, sonst aber einen Kreis um den Vortänzer schließen. Zuerst lehrt dieser Mann sie die Pas, die sie machen sollen, dann theilt er sie in die erste, zweite Stimme und Baß, wobey er jedem den Platz anweiset, der ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukommt; dann singt er ihnen alle drey Theile des Liedes vor, welches sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus zwey bis drey Redensarten besteht, die beständig wiederholt werden. Verschiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, welcher allein singt, und dem das Chor antwortet. Wenn jeder seine Stimme einstudirt hat, fangen sie zusammen an; jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beiden

Glaskorallen, von verschiedenen Farben, die ihnen die Europäer zuführen, und dieser Schmuck macht mit ihrer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contrast. Den Busen bedecken sie mit einer kleinen Pagne von verschiedenen Zeugen, und sind auf rothe Corallen eben so erpicht wie die Männer; diese Zierde zu besitzen ist für sie das höchste Glück der Eitelkeit, und sie haben in ihren Augen eben den Werth als Diamanten in den unsrigen.

Was die Sklaven anbetrift, so nöthigt uns die Sorge für die Reinlichkeit, sie ganz nackend gehen zu lassen. Dieser Umstand ist für sie nicht drückend, denn sie kennen keine Schamhaftigkeit. Die Europäer selbst nehmen auch bald diese kalte Gleichgültigkeit an, und sehen ohne die geringste Empfindung Reize, die sonst ihre Huldigung fordern würden.

Die Sitte sich die Haut zu färben oder zu tattowiren, die man bei so vielen rohen Nationen findet, ist auch hier eingeführt, doch thun es nur die Männer. Es scheint bey ihnen eine religiöse Gewohnheit zu seyn, und wird von den Priestern verrichtet. Ich war einmal zugegen, als ein schmieriger, lächerlicher Kerl mit vielen Grimassen dem Mafuc Vaba *) zu Malemba,

*) Dieser Titel bezeichnet eine ansehnliche Würde unter den Negern in Congo, welche im dritten Abschnitt genauer beschrieben ist. Der Mafuc ist eigentlich der Finanzminister und oberste Mäckler in dem Handel mit den europäischen Schiffscapitains, die dort Negersclaven einkaufen.

etwa sieben Fuß lang und funfzehn Zoll im Durchschnitt; eine andere Art dieser Trommeln ist mit einem schlecht gespannten Ziegenfell überzogen, welches einen sehr dumpfen Ton giebt. Das Instrument wird gewöhnlich mit Hülfe des Feuers ausgehöhlt, aber es bleibt noch immer so dick, daß das Holz nicht vibriren kann, folglich bringt man nur einen unvollkommnen Ton hervor. Derjenige welcher die Trommel rührt, sitzt darauf, oder trägt sie an einem Bande hängend zwischen den Beinen. Sie bedienen sich um sie zu schlagen keiner Stöcke, sondern thun es blos mit den Händen. Ihre musikalischen Instrumente kommen ihren Gesängen nicht gleich. Sie haben eine Art Violine aus der Frucht des Mapu gemacht, über welche sie drey Saiten spannen, die sie mit den Fingern wie die Guitarre schlagen. Sie bevestigen auch ein Griffbrett an dieses schlichte Instrument es dient aber blos dazu diejenigen Saiten zu spannen, welche sie nicht berühren. Sie halten die Violine zwischen beiden Händen, das Griffbrett nach außen gekehrt und kneipen mit den beiden Daumen, indem sie dazu einen widrigen Gesang durch die Nase anstimmen. Ich habe nie genau bestimmen können, welches Verhältniß die drey Saiten zu einander hatten. Es schien mir als ob zwischen den beiden stärksten nur ein Ton war, und die Intervalle zwischen der höchsten und der zweiten wie eine große Terze. Dieses Maas ist aber nicht völ-

S. 120.) Eben diesen Namen führt er beim Merolla von Sorvento und Zachelli. (Reisebeschreibung nach Congo. S. 282.)

lig genau, und die Begleitung ist ein unharmonischer Lärm ohne alle Kunst.

Sie haben auch sehr lärmende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Diese letztern sind sehr selten, weil sie aus einem einzigen Stück seyn müssen, und es schwer hält so große Elephantenzähne zu finden. Sie stimmen sie ziemlich richtig unter einander, aber es bleibt doch immer eine barbarische Musik.

Ihr Geiz zeigt sich in der Gierigkeit mit welcher sie alles, was sie nur von Europäischen Waaren bekommen können, an sich reißen. Auch hat alles nur in Beziehung auf diese einen Werth für sie. Ein kleiner Vorfall, welcher sich zu Malemba ereignete, kann zu ihrer Charakterschilderung dienen.

Ein französischer Geistlicher, welcher Missionarius in diesem Lande war, trieb sein Geschäft mit großem Eifer; aber sein Gemälde des ewigen Lebens, so anziehend er es auch zu machen suchte, konnte keinen der Eingebornen anlocken. Der Aufenthalt im Paradiese schien ihnen sehr langweilig, weil man ihnen nicht versprach daß sie dort Branntwein trinken würden; auch klagten sie sehr darüber, und zogen eine Reise nach Frankreich, wo dieses kostbare Getränk herstammte bei weitem vor. Der Missionarius machte also keine Proselyten. Endlich ließ sich doch einer, durch die dringenden Vorstellungen des Geistlichen dahin bringen, sich mit ihm einzulassen, und ins Paradies zu reisen, und

ngle, wie viel Waaren er dafür erhalten würde. ar keine, erwiederte der Geistliche: wir wollen uns erständigen, sagte der Schwarze. Ich frage dich, wie el Waaren du mir geben willst um die vorgeschlaene Reise zu machen. Der Missionarius wiederholte ochmals mit Salbung die vorige Antwort, indem r jedoch alles hinzusetzte, was ihn reitzen könnte. Der ndre aber antwortete ihm in gebrochnem Französisch: das habe ich alles hier, glaubst du, daß ich dort umsonst hinlaufen werde; gieb Waaren her, oder es wird nichts daraus. Der Geistliche bestand wenigstens auf die Taufe, aber er bekam zuletzt keine andere Antwort, als gieb Waaren her, gieb Branntwein her. Nie hat eine Mission weniger Fortgang gehabt. Der arme Pater Joly blieb zwey Jahre zu Malemba und in diesem ganzen Zeitraum taufte er nur einen einzigen Neger, und dieser war noch dazu ein krüpelhafter Sklave den niemand kaufen wollte. Die Kaufleute, um ihn los zu werden, wollten ihn von der Spitze des Berges herunterstürzen *); voll Eifer lief unser Pater hin, und kaufte

*) Eine ähnliche Behandlung alter oder fehlerhafter Neger, welche von europäischen Sclavenhändlern verworfen werden, beschreiben auch andere Reisebeschreiber. Smellgrave (Account of some parts Guinea S. 47. 101) erzählt, die Einwohner von Whidah ermordeten die alten Leute von ihren Kriegsgefangenen, weil sie doch nicht von Europäern gekauft würden. In eben diesem Negerlande sollte 1727 eine Frau wegen Vergehungen als Sclavin verkauft werden, weil sie zu alt war, wollte sie kein Negerhändler haben,

ihn los für ein wenig Branntwein, und blos wegen seiner Misgestalt ward dieser Unglückliche ein Christ.

Dieses ist nicht das einzige Beispiel einer fruchtlosen Mission. Im Jahr 1777 kam eine von La Rochelle aus, die aus vier Italienischen Geistlichen voller Eifer für die gute Sache bestand. Sie wollten sich unter das Volk von Sogno *) begeben, und waren reichlich mit Geschenken versehen, die ihnen den Fortgang ihres Geschäfts erleichtern sollten; auch hofften sie im Lande noch die hinterlassenen Besitzthümer einer frühern Mission zu finden,

der König ließ sie daher statt eines andern Negers der ersäuft werden sollte, hinrichten, und behielt diesen zum Sclaven.

*) Sogno ist eine von den sechs Provinzen worinnen das Reich Congo vertheilt wird, die andern heißen Bamba, Sundi, Pango, Batta und Pimba. Sie wird gegen Norden von dem Zairefluß und gegen Süden vom Flusse Ambeiz begränzt, und von eignen Fürsten regiert, die Missionarien in ihrem Lande dulden, auch zuweilen die katholische Religion angenommen haben. Der Kapuziner Anton Zuchelli von Gradisca hat sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lange in Sogno als Missionarius aufgehalten und in seiner Reise die Beschaffenheit dieses Landes beschrieben. Die von Hn. Degrandpre so oft angeführten Ortschaften Cabenda und Malemba sind in zwey verschiedenen Provinzen des Reichs Loango, jenseit des Zayre belegen, und die Negerhändler nennen jene Provinzen nach diesen Handelsplätzen. Daher heist bei ihnen Cacongo, Malemba, und die kleine Landschaft Ngojo (Anjoi) Cabenda. (S. Proyart Geschichte von Loango, Cacongo ꝛc. S. 8.)

welche Krankheiten und andre Umstände in ihrem Vorhaben gestört hatten.

Ich befand mich eben damals zu Cabenda, als die guten Mönche zu Malemba ankamen. Der Vornehmste, von den drey andern begleitet, reiste voran nach Cabenda, wo ich ihn weiter beförderte. Ihre Reise war nicht die glücklichste, denn entweder durch den Unverstand der Neger oder durch ihre Bosheit geriethen sie in Gefahr zu ertrinken, indem sie über dem Zaireflus setzten. Indessen erreichten sie doch Banze Sogno, die Hauptstadt dieser Provinz, und baten uns ihre Gefährten nachzuschicken. Ich fertigte sie sogleich ab, aber in weniger als zehen Tagen kehrten sie ganz erschrocken zurück, und zweifelten ob sie wirklich mit dem Leben davon gekommen wären. Bey ihrer Ankunft dort hatten sie ihre Freunde vergiftet, todt und begraben gefunden. Sie machten sich auf eben dieses Schicksal gefaßt, und einer von ihnen dachte schon an nichts weiter als sich gehörig zum Tode vorzubereiten; der andere aber, welcher jünger und muthiger war, und noch mehr am Leben hieng, gerieth auf den Einfall die Schwarzen zu hintergehen. Er stellte sich als ob er den Tod der beiden andern für natürlich hielt, und beredete die Eingebornen, sie hätten den größten Theil der ihnen bestimmten Geschenke zurückgelassen, diese würde man aber niemand anders als ihnen selbst ausliefern; auch wäre es nothwendig, daß sie beide reiseten, weil sie auf verschiedenen Schiffen nach Africa gekommen wären, und keiner für den andern die Geschenke abholen könnte.

Die Neger, welche darauf rechneten, daß sie auch diese beiden zeitig genug in ihrer Gewalt haben würden, und gierig nach den versprochenen Geschenken, liefen in die Falle; baten sie, um sie desto sicherer zu machen, einige Weiber und Kinder zu taufen, und versahen sie darauf mit Hängematten, um nach der Küste zurückzukehren. Von hieraus schickten wir sie, voller Freuden so glücklich entkommen zu seyn, wieder nach St. Domingo.

Die Missionarien ziehen sich indessen öfters selbst ein solches Schicksal zu; wenn sie den Negern blos vorpredigten, oder solche in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichteten, so würden sie wohl nicht viel ausrichten, doch zuverlässig keine üblen Folgen davon erfahren, und vielleicht könnte die Beharrlichkeit endlich doch zum Zweck führen, zumal wenn sie die ältern Leute ihren gewohnten Weg gehen ließen, und sich nur an die Kinder wendeten. So aber ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, und folglich ohne Gründe für ihre Absicht angeben zu können, fangen sie damit an, daß sie von ihnen fordern ihre alte Lebensart zu verlassen, und ihnen die strengste Kirchenzucht auferlegen. So hat es Missionarien gegeben, die in ihrem heiligen Eifer die Vielweiberey ohne Rücksicht auf den Einfluß des Clima, und die Macht der Gewohnheit ohne Schonung verdammten, und ihnen ihre Weiber mit Gewalt zu entreißen suchten, und da sie glaubten das Beispiel der vornehmsten würde am kräftigsten auf die andern wirken, wählten sie gerade diese um ihren apostolischen

Eifer an ihnen auszulassen, und man darf sich eben nicht wundern, daß die Neger dieses nicht leiden wollten.

Ich bin indessen überzeugt, es würde leicht seyn, die Neger von Congo zu civilisiren; nur müßte man vor allem zuerst ihr Vertrauen gewinnen; man müßte Missionarien wählen, die anstatt sie unterrichten zu wollen, ehe sie sich ihnen verständlich machen können, sich bestrebten ihnen nützlich zu seyn. Wundärzte die ihnen bey ihren Krankheiten behülflich wären, Männer die sie den Ackerbau lehrten, diese wären die besten Missionarien, welche von ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg hoffen könnten.

Die Neger machen alle ihre Reisen zu Fuß, wenn sie nicht reich genug sind, sich in einer Hängematte tragen zu lassen. Diese Hängmatten sind ein sehr starkes Gewebe oder Flechtwerk von Baumwolle, welches Produkt wohl bey ihnen einheimisch seyn muß, obgleich ich es nicht habe wachsen sehen *).

Dieses Baumwollenzeug ist an jedem Ende mit einigen Schnürlöchern versehen, durch die einige Stricke gezogen werden, vermittelst deren man die Hängmatte

*) Daß Baumwolle in mehrern Gegenden von Africa ein einheimisches Product sey, ist allgemein bekannt. Sie wächst zwar dort meistens wild, weil die Einwohner keinen Absaz finden. Sie könnte indessen leicht, und von vorzüglicher Güte gezogen werden. (Clarkson über die gegenwärtige Beschaffenheit des Sclavenhandels S. 104.)

stark an zwey Pflöcke befestigt, die queer durch eine 24 bis 25 Fuß lange Bambusstange gehen. Der Reisende setzt sich seitwärts in die Hängmatte, und hat die Stange, welche vier Träger an den Enden mit unglaublicher Geschwindigkeit forttragen, in der Gegend der Brust vor sich. Man kann sich keine bequemere Art zu reisen denken, nur finden die Europäer, welche nicht mit untergeschlagenen Beinen sitzen können, es lästig sie herabhängen zu lassen, weil die gespannte Matte ihnen in die Kniekehlen schneidet.

Die gewöhnliche Speise der Neger ist die bis zur Säure gegohrne Maniokwurzel, die sie im heißen Sande backen. So zubereitet ist sie weich und saftig, und vertritt die Stelle des Brodtes.

Außerdem machen sie eine Art von Ragout das sie Cary nennen, welches mit Cokosöl, einer Art Tomate, *) Terra marita und Englischem Gewürz bereitet wird. Diese Sauce brauchen sie zuweilen zu ihren Fischen, zuweilen auch zum Geflügel; sie ist so fürchterlich stark gewürzt, daß wer nicht daran gewöhnt ist, bey dem ers

*) Proyart beschreibt S. 26. die Tomate als eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die Neger brauchen sie an ihren Speisen, wie wir Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie wächst auf einer kleinen Staude, nimmt den Geschmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil sie ganz unschmackhaft ist, von Terra marita habe ich keine Erklärung finden können.

sen Bissen die Empfindung hat, als ob er eine glühende Kohle in den Mund steckte, und von Kopf bis zu den Füßen mit Schweiß übergossen wird.

Die Küstenbewohner nähren sich hauptsächlich von Fischen, die sie an der Sonne dörren; sie essen außer ihrem Cary noch unreife, geröstete Pisangs, in der Asche gebackne Pistacien und andere Früchte, etwas gebratnes Geflügel, sehr wenig Gemüse, und sehr selten Wildpret oder Ziegen und Schweine, welche sie für die Europäer aufbewahren.

Die unter ihnen eingeführte Vielweiberey, erlaubt ihnen so viel Frauen zu nehmen, als sie für gut befinden, diese sind Sclavinnen; wenn indessen ein Schwarzer die Tochter eines großen Vasallen, oder irgend eines andern gleich angesehnen Mannes zur Frau nimmt, darf er sie nicht verkaufen; über alle übrigen aber hat er dieses Recht, doch üben sie es selten aus. Im Innern des Hauses hat auch die Vornehmere keine Vorrechte, und sie steht mit den übrigen Sclavinnen in einer Classe. Sie haben keine Heirathsgebräuche, der Mann nimmt die Frau, und von dem Augenblick an ist er ihr Herr, ohne alles Zuthun der Priester; er lebt ohne Unterschied mit allen seinen Weibern, und vertheilt seine Gunstbezeugungen unter sie nach Belieben. Jede Frau aber wohnt mit ihren Kindern in einer besondern Hütte, doch haben alle diese Hütten einen gemeinschaftlichen Hof.

Um die Tageszeit wo der Palmwein getrunken wird versammeln sich gewöhnlich alle Weiber bei dem Mann, ausgenommen wenn sie ihre periodische Reinigung haben, alsdann wird die Frau als unrein betrachtet, und verbirgt sich vor jedermanns Augen. Sie muß sechs Tage eingesperrt bleiben, ohne sich vor irgend einem menschlichen Wesen sehen zu lassen; erblickt sie aber jemand aus Versehen, oder sonst durch einen Zufall, so fangen die sechs Tage wieder von neuem an. Ihre Gefährtinnen bringen ihr die Speisen bis an die Thür der Hütte, wo sie solche wegnimmt, sobald sie sich entfernt haben. Diese Unpäßlichkeiten dauern kaum sechs Tage, sobald sie aber vorbei sind, beklebt sie sich vom Scheitel bis zu den Zehen mit rother Erde; sogar das Gesicht und die Haare werden nicht verschont; in diesem Zustande bleibt sie bis zu dem Ausgang der bestimmten Zeit, wo sie hingeht sich zu baden, die rothe Erde hat indessen allen Schmuz an sich gezogen, und sie kömmt schöner, das heißt schwärzer als je, aus dem Bade.

Die Weiber bedienen sich nicht allein der rothen Erde um sich zu säubern, die Männer machen auch Gebrauch davon, und lassen einen kleinen Kreis von rother Erde um die Nägel der Hände und Füße stehen, um ihre Sauberkeit zu bescheinigen.

Der Rang in der Gesellschaft ist ohne Rücksicht auf Staatsämter folgendergestalt vestgesetzt: den ersten hat der König und seine Familie, alsdann folgen die ge-

bornen Prinzen, hierauf die Gemahle der Prinzessinnen, ferner die Vasallen, die Hofleute, die Kaufleute, und die Knechte.

Diese letztern machen eigentlich die niedere Volksklasse aus; viele unter ihnen sind Sclaven, und den launen ihrer Herren unterworfen, die sie verkaufen können sobald es ihnen beliebt. Viele andre haben ein solches Schicksal nicht zu befürchten, obgleich das Gesetz sie ebenfalls für Sclaven erkennt; aber entweder geben ihre Reichthümer ihnen ein Ansehen, oder der lange Aufenthalt an einem und demselben Orte hat sie dort so einheimisch gemacht, daß ihre Herren sich scheuen, sie zu verkaufen, oder sie selbst ungern verlieren möchten. Sie erkennen sich demnach selbst als Sclaven, der Herr kennt auch seine Rechte, er übt sie aber selten aus.

Die Klasse der Kaufleute besteht aus den unzähligen Negern welche Afrika durchschwärmen um Sklaven aufzusuchen. Um bis zu den Europäern zu dringen, müssen sich diese Leute an Unterhändler wenden, welche letztere die eigentlichen Mäkler sind, und unmittelbar mit den Befehlshabern der Schiffe handeln. Ihr Reichthum oder ihre Gewalt bestimmt den Grad des Zutrauens, welches diese Kaufleute zu ihnen haben, daher sind sie auch alle angesessen. Ihre Wohnung ist immer in der Nähe der Gegend, wo die Schiffe anlegen. Dort empfangen sie die Kaufleute, bewirthen sie köstlich, um sie zu bewegen, bald wieder zu kommen, und überlassen ihnen häufig den ganzen Preis der Sklaven, ins

dem sie sich mit dem begnügen was ihnen die Europäer für ihre Mühe geben.

Jedermann hat die Erlaubniß ein Mäkler zu seyn, sobald er nur das Vertrauen der Kaufleute gewinnen kann. So sind die Landeigenthümer, ihre Knechte, die Lehnsleute oder Vasallen, die Staatsofficianten, selbst die Fürsten Mäkler. In der Gesellschaft haben sie sogleich den Rang nach dem Fürsten. Ein Schwarzer, der eine europäische Faktorey besucht, findet sich durch den Titel ein großer Mäkler mehr geschmeichelt als durch irgend einen andern. Einer der vornehmsten Staatsbedienten, wird, wenn er abgesetzt wird, wieder Mäkler, oder vielmehr er bleibt bei diesem Gewerbe, weil er dasselbe auch neben seiner vorigen Würde trieb. Die Europäer haben nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen dieser Classe von Menschen zu vermehren, indem sie diese nützlichen Werkzeuge ihres Handels mit besondrer Achtung auszeichneten; jeder will also Mäkler seyn, und weiter geht sein Ehrgeiz nicht.

Der Lehnsmann ist ein reicher Landeigenthümer, der zwar nicht am Boden haftet, aber doch Leibeigner des Königes und der Prinzen von Geblüt ist, die ihn verkaufen können wenn sie wollen.

Man theilt die Prinzen in zwey Classen, die Prinzen von Geblüt und die Gemahle der Prinzessinnen. Es herrscht hier eine ganz besondere Sitte, nehmlich

die, daß der Adel durch die Mutter, und nicht durch den Vater fortgepflanzt wird. Wenn ein Prinz von Geblüt noch so viele Kinder hat, so wird doch keines von ihnen unter die Prinzen gerechnet, wenn die Mutter keine Prinzessin ist, die Kinder einer gebornen Prinzessin hingegen, sind alle Prinzen von Geblüt, der Vater mag seyn wer er will. Das nemliche Gesetz schließt das Kind von der Erbschaft des Vaters aus, und der Grund, den sie dafür angeben, ist, daß man den Vater des Kindes nie zuverlässig wissen könne, über die Mutter aber könne kein Zweifel entstehen.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt behaupten einen sehr hohen Rang und besitzen große Gewalt; sie haben das Vorrecht jeden zu verkaufen, der nicht wie sie, Prinz von Geblüt ist. Man überhäuft sie mit aller ersinnlichen Ehrenbezeugung; wenn man mit ihnen spricht, so giebt man ihnen den Titel Moene, spricht man aber von ihnen so bezeichnet man sie durch das Wort Fumu *). Diese Benennungen sind beiden Geschlechtern gemein. Die Staatsbedienten geben ihnen überall den Vortritt, sie erscheinen öffentlich mit allem

*) Die Bedeutungen dieser Titel sind im Original nicht erklärt, allein in dem kleinen Wortregister der congoischen Sprache, das im ersten Theil dieser Reise sich findet wird Móne durch Monseigneur übersetzt, da aber Móna in dieser Sprache ein Kind heist, so kann Móne vielleicht das spanische Infante bezeichnen. Fumu übersetzt unser Verf. durch Prinz. Beim Merolla, der auch einige Worte dieser Sprache (Churchills Collection of Voyages and travels. V. I. S. 616.) gesammelt hat, heist Fumu, Toback.

Pomp dessen sie fähig sind, und empfangen den Saquil eine Art Ehrenbezeugung oder Compliment, mehrentheils ohne ihn zu erwiedern.

Die Prinzen und Prinzessinnen besitzen das Vorrecht sich ihre Ehegatten zu wählen wenn sie wollen und so oft sie wollen, ohne den Gegenstand ihrer Wahl um seine Einwilligung zu befragen. Diese werden mit Gewalt gezwungen, und eben so eigenmächtig wieder verstoßen. Um jedoch bei den Weibern der Zügellosigkeit vorzubauen, und ihre Fruchtbarkeit zu sichern, dürfen sie nur einen Mann auf einmal haben, aber sie verstoßen ihn so oft es ihnen gefällt. Dieses nennen sie einem einen guten Wind geben, indem man dabei auf die verstoßne Person bläset und den Hauch über die Hand wegglleiten läßt.

Laune oder Geiz bestimmen gemeinhin die Wahl der Prinzessinnen, und es geschieht häufig daß sie einen Mann verstoßen, nachdem sie ihn zu Grunde gerichtet haben, um einen andern zu nehmen, von dem sie wissen daß er Vermögen hat. Daher scheuen sich auch die Männer sehr vor dieser Ehre, indem sie wissen, daß sie erst ausgeplündert und dann weggeschickt werden.

Ein von einer Prinzessin gewählter Mann, darf bei Lebensstrafe keine andere Frau haben; er darf sogar keine andre sehen, und von keiner gesehen werden, und wenn er ausgeht, geht ein Neger mit einem Glöckchen vor ihm her, und verkündigt, daß er erscheinen wird,

und auf dieses Signal kehren sich die Weiber um, und halten die Hände vor die Augen, wenn sie nicht anders ausweichen können; ist aber dazu Gelegenheit, so gehen sie bei Seite bis er vorüber ist. Die Lage des Gemahls einer Neger-Prinzessin ist sehr traurig, zumal wenn sie alt, und häßlich ist, und viel fordert.

Solange er ihr Mann ist, hat er Prinzenrang, und genießt alle Vorzüge desselben, sobald sie ihn aber verstößt kehrt er zu seinem ehemaligen Stande zurück, und auf den Fall daß sie stirbt, während der Zeit daß sie seine Frau ist, behält er Zeitlebens seinen Rang als Prinz und die Vortheile desselben. Alsdann heißt er nuni'm fumu, oder Gemal einer Prinzessin, doch hängt sein Schicksal noch immer von seinen Kindern ab, die geborne Prinzen sind.

Zuweilen pflegen diese Männer um dem Verlust ihres Vermögens vorzubauen, und um den Rang eines Prinzen zu behaupten, ihre Gattinnen so geschwind als möglich zur Mutter zu machen, und sie dann ohne Barmherzigkeit zu vergiften: nachher reinigen sie sich durch die Probe, deren Ausgang immer von ihrer Freigebigkeit abhängt, und schützen sich vor fernern Unfällen indem sie ihr Kind behalten, welches sie in der Folge durch sein Ansehen unterstützt. Dieser Gebrauch die Prinzessinnen zu vergiften hat diese Damen behutsamer gemacht, und man sieht jetzt mehrere die sich an einem Manne genügen lassen.

Die Prinzen von Geblüt besitzen das Vermögen der Mutter, der Brüder, oder des Onkels, und wenn dieses nicht hinreichend ist, weiset ihnen der König ein Eigenthum an, welches ihm um so leichter fällt, da drey Viertel des Landes unangebaut sind, und niemand zugehören, so daß sie zu den Domainen gerechnet werden, mit denen er nach Belieben schalten kann.

Der Fürst läßt diesen Boden durch die Unterthanen anbauen, und muntert die Vasallen eines andern Fürsten durch Privilegien auf, ihren Herrn zu verlassen, um sich bei ihm anzubauen. Wenn ihr Fürst sie zurückfodert, so entstehen aus diesen Händeln gewöhnlich Kriege oder wenigstens große Versammlungen oder sogenannte Cabalen, die allemal zum Nachtheil der Vasallen ausschlagen.

Die Veranlassungen den größten Theil des Volks zu versammeln sind öffentliche Lustbarkeiten oder sogenannte Cabalen. Bei diesen Versammlungen hat man das Schauspiel sehr unsittlicher Auftritte, welche bei den Negern sehr beliebt sind, und ihren ganzen Beifall erhalten. Dabei brüllen sie, tanzen, schlagen die Trommel und trinken eine Menge Branntwein, welcher ihnen so unentbehrlich als die Luft geworden ist. Sie machen bei diesen Gelegenheiten auch häufig Sangas, eine Art Ceremonien, die in der Folge erklärt werden sollen. Ich war im Jahr 1787 bei einer Todesfeier des Königs von Loango zugegen. Da dieser Fürst die Oberherrschaft über die benachbarten Königreiche besitzt, herrschte bei dem Feste eine ungewöhnliche Pracht.

Die Leiche des verstorbenen Königes ward dem Gebrauch gemäß zur Schau gestellt, und alle von ihm abhängige Fürsten kamen in eigner Person, oder schickten Abgesandte um ihm zu huldigen, ein jeder nach seinem Range. Alle kamen an der Spitze ihrer Leibeignen angezogen, die in großer Ordnung aufmarschirten.

Sobald ein solcher Trupp auf der zur Todesfeyer bereiteten Ebne ankam, ward ihm seine Stelle angewiesen, und alle zusammen bildeten einen großen Kreis um die Leiche. Jeder Haufe setzte sich auf die Ferſen nieder, welches ihnen ziemlich das Ansehen einer Menge großer Affen gab. Im rechten Arm hielten sie ihre Flinten, die Kolbe nach unten zu gekehrt, und die linke Hand blieb frei um die Pfeife zu halten, denn alle rauchten. Die Anführer saßen auf Matten vor ihren Leuten mit untergeschlagenen Beinen wie unsere Schneider.

Einige Personen in einer Art von Sack gekleidet, der mit weißen Federn besetzt und seltsam zusammengestickt war, mit Mützen von eben der Art wie die Kleider, und das Gesicht durch den Schnabel und den halben Kopf einer Löffelgans bedeckt, führten eine Art von Schauspiel auf. Sie trugen einen ungeheuern Priap mit vielem Gepränge umher und bewegten ihn vermittelst einer Feder; dabei machten sie die ekelhaftesten und unanständigsten Gebehrden und Stellungen zum höchsten Wohlgefallen der Zuschauer. Wilde haben überhaupt keinen Begriff von Sittsamkeit, und nichts ist ihnen belustigend was nicht einige Beziehung auf das

Schauspiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerseits kann mich unsrer Begriffe von Sittsamkeit so wenig entäußern, daß ich um die Delikatesse meiner Leser zu schonen, nur eine sehr ungetreue Darstellung von jenem Schauspiel liefere.

Vorzüglich schienen die Weiber des Verstorbenen sich sehr bei dieser Vorstellung zu belustigen; es waren ihrer sieben, und diese standen nebst vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieses Fest allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetische, eine Menge Schüsse wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senga beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauspiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die Huldigung der Vasallen. Diese war durch einen Tribut an Mascuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabei zugegen, und der Vorsitzer desselben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Versammlungen welche sie Cabalen nennen, sind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzosen angenommen, und bedienen sich dessen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geschäfte auf

denselben abgethan. Sie sagen auf Französisch eine Cabale machen, eine Cabale einrichten; und wenn irgend eine Sache entschieden ist, es sey nun eine Streitigkeit, oder irgend ein Handel unter Privatleuten, so sagen sie die Cabale ist geendigt. Ein Liebhaber der sich mit seiner Geliebten entzweit, sagt ihr zärtlich im Augenblick der Versöhnung, nun ist die Cabale vorbei, sey nicht mehr böse.

Derjenige welcher die Cabale macht sitzt seinem Gegner gegenüber; die Menge schließt einen großen Kreis, in welchem jene beiden im größten Durchschnitt ihren Platz einnehmen. Alle Waffen sind bei diesen Gelegenheiten verboten, und müssen sorgfältig verwahrt werden. Betrifft die Sache eine Privatangelegenheit, Sklaverei oder anderes Eigenthum, so hat der Grundherr beider Partheyen den Vorsitz in der Cabale und fällt das Urthel. Wenn die Streitigkeit auf einem Gebiet entstanden ist, welches keinem besondern Herrn gehört, müssen sich die Partheyen an den nächsten Herrn wenden; wenn aber die Sache den Handel betrifft, so müssen die Partheyen von ihrem Oberherrn begleitet, sich vor dem Mafuc oder dem Aufseher des Handelswesens stellen. Der Richter in der ersten Instanz stattet alsdenn seinen Bericht ab, und der Mafuc entscheidet. Hat die Sache Beziehung auf etwas das auf der Seeküste vorgefallen ist, so muß der Makimbo, oder der Richter dieses Distriktes in der ersten Instanz entscheiden; er erscheint nachher in der Cabale vor dem Mafuc und stattet seinen Bericht ab, worauf dieses

das Urthel fällt. Ist von einer Sache die Rede auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler wo und wo der Handel getrieben wird) sich ereignet so hat der Mafuc allein in derselben zu sprechen er ist überhaupt überall wo er sich findet die Magistratsperson.

Was auch die Veranlassung einer Cabale mag, so findet sich doch immer einer der alles ins bringt, und die Partheyen trennen sich immer als Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter ander Geschäft als den Vergleich den sie getroffen ben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreises wo die Zuschauer Theilnehmer der Cabale sitzen ist eine Matte oder D ausgebreitet, auf die man auf Kosten der Parthe eine Menge Flaschen mit Branntwein stellt, die Zahl der Anwesenden angemessen ist; denn ohne Bran wein geht nichts von statten.

Dieses Schauspiel wird in einem großen Hofe o in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann sp chen wenn die Reihe an ihn kommt, sogar wenn da was er sagt auch keine Verbindung mit der Hauptsach hat; welches denn natürlicherweise die Sitzung se verlängert, um so mehr da diese immer durch Libatio nen und Gesänge unterbrochen wird, welche die Meng mit einem zwischen den Zähnen hervorgestoßnen Nasen ton beantwortet. Jeder auf der Erde sitzende Theil

Kreis unter des Kreises hält dabei seinen Nachbar bei den Händen, beide schütteln einander die Arme und wiegen den Leib vor- und rückwärts. Ich kann von dieser ganzen Sache kein angemessneres Bild geben, als wenn man sie mit einigen Ceremonien der Juden bei ihren Gebeten in der Synagoge vergleiche.

Wenn die Sentenz bekannt gemacht ist, trinkt man den übrigen Branntwein aus, alsdenn macht man Saquila und Sanga, und der Präsident erklärt daß die Cabale geendigt sei.

Saquila ist eine Ehrenbezeugung, oder nur ein äußer Gruß; der kleine Saquila kommt nur den Königen und Prinzen zu; sie allein bedienen sich dessen, und jeder andre würde die Person an der er ihn richtete, das sehr beleidigen. Er besteht in den Bewegung zweier Finger, indem man dabei demjenigen welchem man diese Höflichkeit erweisen will, die Hand zeigt.

Der zweite Saquila ist der gemeinste, und wird unter Personen von gleichem Stande gebraucht; dieser besteht darin, daß man der Person gegenüber die man grüßen will, die Arme lang ausstreckt, und dabei die Hände hohl zusammenhält, so daß sie, wenn man sie zusammenschlägt, einen tiefen Ton geben. Man giebt auf einen grossen Schlag, alsdenn schnell hinter einander verschiedne die immer schneller auf einander folgen, und einen schwächern Laut geben, bis sie zuletzt gar nicht hörbar sind. Dieses wiederholt man dreymal,

Die Prinzen von Geblüt besitzen das Vermögen der Mutter, der Brüder, oder des Onkels, und wenn dieses nicht hinreichend ist, weiset ihnen der König ein Eigenthum an, welches ihm um so leichter fällt, da drey Viertel des Landes unangebaut sind, und niemand zugehören, so daß sie zu den Domainen gerechnet werden, mit denen er nach Belieben schalten kann.

Der Fürst läßt diesen Boden durch die Unterthanen anbauen, und muntert die Vasallen eines andern Fürsten durch Privilegien auf, ihren Herrn zu verlassen, um sich bei ihm anzubauen. Wenn ihr Fürst sie zurückfodert, so entstehen aus diesen Händeln gewöhnlich Kriege oder wenigstens große Versammlungen oder sogenannte Cabalen, die allemal zum Nachtheil der Vasallen ausschlagen.

Die Veranlassungen den größten Theil des Volks zu versammeln sind öffentliche Lustbarkeiten oder sogenannte Cabalen. Bei diesen Versammlungen hat man das Schauspiel sehr unsittlicher Auftritte, welche bei den Negern sehr beliebt sind, und ihren ganzen Beifall erhalten. Dabei brüllen sie, tanzen, schlagen die Trommel und trinken eine Menge Branntwein, welcher ihnen so unentbehrlich als die Luft geworden ist. Sie machen bei diesen Gelegenheiten auch häufig Sangas, eine Art Ceremonien, die in der Folge erklärt werden sollen. Ich war im Jahr 1787 bei einer Todesfeier des Königs von Loango zugegen. Da dieser Fürst die Oberherrschaft über die benachbarten Königreiche besitzt, herrschte bei dem Feste eine ungewöhnliche Pracht.

ung des gegenwärtigen oder abwesenden Feindes, ist des Fetisches allemal dabei.

Um ein Sanga gehörig zu verrichten, muß man eine außerordentliche Gewandheit besitzen; derjenige der es übernimmt fängt damit an daß er langsam vor der Menge herum gehet, die beständig Saquila macht; allmählig werden seine Bewegungen lebhafter, er scheint jemand Hohn zu sprechen, schürzt seine Pagne auf, wirft sie zuweilen gar von sich, und zeigt seine Hinterthelle, verzerrt den Mund, rollt die Augen und knirscht mit den Zähnen. Wenn er sich hinlänglich ereifert hat, läuft er funfzig Schritt mit großer Heftigkeit, und macht am Ende eine Capriole und einen Purzelbaum; alsdenn spricht er, indem er zurückkommt, mit Wuth die Verwünschung aus, wobei er einen Arm steif ausstreckt und den andern gewaltsam bewegt; die Zuschauer muntern ihn durch Geheul und durchdringendes Geschrei auf. Wenn er nun diesen Lauf fünf bis sechsmal wiederholt hat, ist die Verwünschung zu Ende. Er macht alsdenn eine Bewegung als ob er etwas auf die Zuschauer hinschleuderte, und diese hören denn auf Saquila zu machen, und schlagen sich die Brust so schnell als möglich mit beiden Händen, indem sie zugleich einen Ton durch die Zähne herausstoßen, der wie Sic, Sic klingt, womit man die Hunde zum Angriff aufzuhetzen pflegt. Der Sanga beschließt mit einem tiefen Saquila gegen die vornehmste gegenwärtige Person, die alsdenn zuweilen ein Sanga macht. Der Branntwein spielt hier wie immer eine große Rolle;

man giebt der ganzen Menge zu trinken, und es entstehen daraus nicht selten heftige Uneinigkeiten, Folgen der Betrunkenheit.

So unbekannt wie die Einwohner von Congo mit allen Wissenschaften sind, kann man sich leicht vorstellen daß sie auch von der Astronomie nichts verstehen; sie theilen die Zeit bloß in Tag und Nacht ein, und das Auf- und Untergehen der Sonne bestimmt beides. Vom Jahre haben sie gar keinen Begriff, welches eben nicht befremdend ist, da sie im fünften Grade südlicher Breite wohnen, und ihnen daher die Sonne immer um dieselbe Zeit und an derselben Stelle unterzugehen scheint. Sie kennen daher keinen Kreislauf der Sonne; da aber die Veränderungen des Mondes auffallender sind, so haben sie diese auch bemerkt, und rechnen nach Monden. Die Eintheilung in Stunden ist ihnen ebenfalls unbekannt; sie unterscheiden bloß den Abend und den Morgen, so wie den Augenblick des Mittages; auch bemerken sie ziemlich genau die Zeit wo die Sonne 45 Grad über den Horizont ist, und sagen alsdenn, sie ist in der Mitte, vor oder nach Mittage.

Ihre ganze Schiffahrt schränkt sich auf den Fischfang ein; sie bedienen sich dazu unbehauener Baumstämme, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas flach gehauen sind. Einige dieser Kähne sind groß genug um dreißig Ruderer zu fassen, die darin auf den Hacken sitzen oder auf den Knien liegen; eine nothwendige Vorsicht, da diese Art Fahrzeuge sehr leicht um-

lagen; sie bedienen sich der Ruderschaufeln, mit de, ihr Hülfe sie sehr schnell fortkommen.

Doch wagen sie sich selten ins freie, (es sey denn sie einem Schiffe entgegen fahren,) und bedienen ihrer Böte nur zum Fischfang. Ihre Netze sind äußerst schlecht; sie haben versucht die unsrigen nach, machen, aber sie sind ihnen noch nicht gelungen, denn da sie keinen Hanf haben, müssen sie sich der Cokos, faser bedienen, und aus Mangel an Geduld machen sie die Maschen ungeheuer groß, ausgenommen in dem Mittel, wo sie dichter sind

So mangelhaft aber auch ihre Netze sind, ist doch die Küste so fischreich, daß sie viel fangen müßten, wenn sie geschickter wären, aber sie wissen es nicht zu be, werkstelligen daß der untere Theil des Netzes untersinkt, weil sie kein Bley oder andern schweren Körper haben, der es am schwimmen hinderte. Ihre Netze sind so ungeheuer groß, daß sie zwey bis drey Böte haben müssen um sie auszuwerfen. Die Eingebornen laufen haufenweise an den Strand um ein solches Netz ans Land zu ziehen, und theilen alsdann den Fang, sie trocknen die Fische und gebrauchen sie zu ihrem Cary.

Sie haben noch weniger Glück auf der Jagd als bey dem Fischen. Sie bedienen sich dazu keiner Hunde; und es ist merkwürdig daß die Europäischen Hunde in diesem Lande den Geruch verlieren. Ich brachte einen vortrefflichen Jagdhund nach Malemba, welcher so

das Urthel fällt. Ist von einer Sache die Rede, auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler woh und wo der Handel getrieben wird) sich ereignet so hat der Mafue allein in derselben zu sprechen; er ist überhaupt überall wo er sich findet die Magistratsperson.

Was auch die Veranlassung einer Cabale s mag, so findet sich doch immer einer der alles ins G bringt, und die Partheyen trennen sich immer als g Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter ander Geschäft als den Vergleich den sie getroffen ben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreises wo die Zuschauer u Theilnehmer der Cabale sitzen ist eine Matte oder D ausgebreitet, auf die man auf Kosten der Parthey eine Menge Flaschen mit Branntwein stellt, die d Zahl der Anwesenden angemessen ist; denn ohne Brann wein geht nichts von statten.

Dieses Schauspiel wird in einem großen Hofe od in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann spr chen wenn die Reihe an ihn kommt, sogar wenn das was er sagt auch keine Verbindung mit der Hauptsache hat; welches denn natürlicherweise die Sitzung sehr verlängert, um so mehr da diese immer durch Libatio nen und Gesänge unterbrochen wird, welche die Menge mit einem zwischen den Zähnen hervorgestoßnen Nasens ton beantwortet. Jeder auf der Erde sitzende Theil

wandtem Gesicht. Kaum ist der Schuß losgebrannt, so wirft er seine Flinte hin, und läuft aus allen Kräften davon; nach einer Viertelstunde kommt er wieder und sucht seine Flinte der er sich zögernd nähert. Was das Wildpret anbetrifft, so ist dieses für ihn verloren, wenn er es blos verwundet hat; ist es aber getödtet, und hat ein gieriges Raubthier ihm die Beute entrissen, so trägt er sie im Triumphe davon.

So wenig Muth sie auf der Jagd beweisen, eben so wenig zeigen sie im Kriege. Selten bestehen ihre Heere aus mehr als zwey hundert Mann, und gewöhnlich haben sie kaum hundert beisammen. Sie marschiren in der größten Unordnung, bleiben alle Augenblicke stehen, streiten sich unter einander wer der erste seyn soll, indem niemand auf diese Ehrenstelle erpicht ist. Einige sind mit einer Flinte bewafnet, andre mit Pistolen, oder einem Säbel und noch andre tragen Munition. Gewöhnlich ist der König oder Fürst ihr Anführer; im Fall aber daß diese gegen ihre eignen Unterthanen Krieg führen, ziehen sie nicht in eigner Person ins Feld sondern übergeben das Commando einem Manne, der in Loango unter dem Titel Soldatenkönig, und zu Malembo Todten-Capitain oder Kriegskapitain heißt. Das Zeichen seiner Würde ist eine Mütze mit rothen Papageyenfedern geziert. Dieser arme Teufel hat kaum Kräfte genug um alle seine Waffen zu tragen; er hat vier bis fünf Paar Pistolen, zwey bis drei Dolche, zwei Säbel und ein Paar Flinten. Er tritt keck vor der Fronte wenn der Feind nicht sichtbar ist, schießt ein

Pistol in die Luft, und kehrt stolz auf seine vermeinte Heldenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langsam marschiren. Man wählt zu diesem wichtigen Geschäft denjenigen, der am besten eine abscheuliche Fratze machen kann, vor allen aber muß er geschickt seyn im Sanga machen. Besitzt er außer diesen militairischen Eigenschaften noch den Vorzug, sich in einer Cabale hervorgethan zu haben, oder hat er einmal in seinem Leben eine Tiegerkatze getödtet, so zittert jeder vor seinem Anblick, und man traut ihm einen übernatürlichen Muth zu; und dennoch flieht dieser Held vor einem europäischen Kinde mit einem elenden Säbel bewafnet.

Wenn endlich beide feindliche Partheien zusammen treffen, machen sie so weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an dessen äußersten Enden sie aufmarschiren. Aus dieser Entfernung necken sie einander und machen Sanga, schießen in die Luft, schreien und heulen, lassen sich von der nächsten europäischen Faktorey Branntwein holen, und überlassen sich, sobald dieser angekommen ist, ohne Rückhalt dem Tanz und der Freude, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, der auch nie den Muth hat im Dunkeln sein Lager zu verlassen. So treiben sie es einige Tage, und gewöhnlich nehmen sie dann ihre Zuflucht zu einem Hinterhalt; eine Parthey verbirgt sich am Wege den der Feind nehmen muß. Ein Unternehmen welches die ausserordentliche Höhe des Grases sehr erleichtert. Ist der Feind nicht benachrichtiget, so fällt er in die ihm ge-

stellte Falle, und die im Hinterhalt verborgnen, geben Feuer auf ihn, sobald er nahe genug ist, um erreicht zu werden. Alsdann ist das Schrecken allgemein, jeder schießt wie er kann, und läuft davon ohne sich um die Verwundeten oder Todten weiter zu bekümmern. Die angreifende Parthey bekommt indeß doch Muth genug um den andern Tag wieder zu erscheinen, und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzusuchen. Keine menschliche Macht aber ist vermögend die Ueberfallenen wieder zusammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig als sich in seinem Wohnorte zu verschanzen.

Ist die Parthei im Hinterhalt die stärkere, oder gelingt es ihnen einen von den andern in ihre Hände zu bekommen, so tödten sie ihn nicht, sondern suchen mehr Gefangene zu machen; von diesen werden zwei oder auch nur einer ausersehen, um in Stücken zerrissen zu werden, wenn die Sache wichtig genug ist um eine solche Operation zu erfordern; ein Theil der Gefangenen wird vielleicht verkauft und eine Cabale entscheidet das Schicksal der übrigen.

Ein solcher Ueberfall beendigt gewöhnlich den Krieg. Beide Partheien suchen einen Vermittler, man versammelt sich, man macht Cabale und gewöhnlich wird dadurch der Unfriede beendigt. Der Ueberwundene unterwirft sich, man macht Sanga, und trinkt so viel Branntwein als man bekommen kann.

Die Congo-Neger begraben ihre Todten, aber sie trauern lange Zeit um sie, ehe sie solche der Erde anvertrauen, und da an dem Begräbnißtage die Trauerzeit aufhört, so ist dieser der Freude gewidmet; man macht an demselben Sanga, verläßt die Trauer und trinkt Branntwein soviel man kann.

Ihre Trauer besteht darin, daß sie nur Pagnen von einheimischen Zeugen oder Macuten tragen; Nägel, Bart und Haare wachsen lassen, und sich nicht waschen; wenn also die Trauerzeit etwas lange dauert, so wird ein solcher Mensch ein wirklich ekelhafter Gegenstand. Während dieser Zeit ist ihnen auch der Gebrauch des Branntweins untersagt; aber alle Gesetze sind in dieser Absicht unzulänglich, denn nichts in der Welt kann ihre Vorliebe für dieses Getränk unterdrücken. Es heißt bei ihnen nemlich, sie dürfen keinen Malavu trinken; dieses Wort aber bedeutet beides, Palmwein und Branntwein, und sie benutzen diesen Doppelsinn um das Verbot zu umgehen indem sie sich blos des Palmweins enthalten.

Sobald ein Neger stirbt wird er mit allen Kostbarkeiten die er besitzt bekleidet. Man legt ihn zur Schau auf einem Paradebette, in der Mitte eines großen Hofes, unter einem Dach das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig tapeziert man dieses mit den besten Waaren des Verstorbenen. Hieher kommen die Familie und die Freunde zweimal des Tages um ihn zu beweinen, und da man auch Branntwein herumreicht, kommen selbst die

flossen Bekannten, und vereinigen sich mit den Leidtragenden, um durch ihre Thränen etwas von diesem kostbaren Getränk zu erwerben. Ich wollte mich überzeugen ob sie wirklich bei diesen Gelegenheiten Thränen vergössen, und ich erstaunte, als ich sahe mit welcher Leichtigkeit sie ihnen fließen; sie brauchen blos die Augen stark zuzudrücken, so weinen sie sogleich. Es läßt sich schwerlich entscheiden ob dieses zarte Empfindung oder bloße physische Beschaffenheit ist.

Die Weiber des Verstorbenen stehen um die Leiche herum, und machen denen die zum Beileid kommen tiefe Saquilas. Reiche Leute bringen allemal eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen mit. Gedungene Weiber verrichten das Leidtragen, und ziehen um das Schirmdach herum unter welchem die Leiche liegt, indem sie dabei allerlei Gebehrden machen, die Hände gen Himmel heben, mit Heulen das Lob des Todten verkünden, und ihn in ihren Gesängen befragen, warum er seine Familie verlassen habe, worüber sie ihm auch alle erdenkliche Vorwürfe machen. Der Schlußvers ist eine Klage, die das ganze Chor wiederholt. Die Leidträgerinnen führen zugleich eine Art von Tanz mit gemessenen Schritten auf, indem sie dabei sich sanft umdrehen; die Hinzukommenden stellen sich hinten, und zuletzt wird die Zahl so groß, daß sie einen ansehnlichen Kreis bilden der den ganzen Hof anfüllt, und sich beständig um den Todten dreht. Wenn ein Freund fünf bis sechsmal herumgezogen ist, geht er weg, nachdem er zuvor einen Schluck Branntwein genommen; andre

gänzlich seinen Geruch verlor, daß er kaum noch sein Fressen unterscheiden konnte; und was noch merkwürdiger war, er erlangte seinen Geruch wieder, nachdem er sich einige Zeit in Europa befand.

Die große Ungeschicklichkeit der Schwarzen im Schießen ist hauptsächlich Schuld, daß es ihnen so wenig mit der Jagd gelingt. Diese Ungeschicklichkeit aber rührt von ihrer tödtlichen Furcht vor Schießgewehren her, und nie war wohl eine Furcht besser gegründet als diese. Man führt ihnen die allerschlechtesten Gewehre zu, und da sie die Wirkungen des Pulvers gar nicht kennen, und sich einbilden, sie träfen desto besser, je mehr Pulver sie brauchen, so laden sie so arg, daß ein Gewehr wenn sie vier Schüsse daraus gethan haben, gewöhnlich springt. *) Die meisten Jäger sind daher auch gelähmt, ungeachtet aller Vorsicht die sie anwenden, den Fetisch zu beschwören, und das Gewehr zu bitten sie nicht zu verwunden. Sie schießen daher nie ohne Angst und Zittern, es dauert lange Zeit ehe der Jäger schußfertig ist, und denn schießt er los mit abge-

*) Die zu starke Ladung mag wohl eine Mitursache seyn, daß den Negern so viele Gewehre springen, dies rührt aber eigentlich von der schlechten Beschaffenheit der Flinten her, die man ihnen verkauft. Die Engländer berechneten vor dem gegenwärtigen Kriege den Preis einer Flinte zu sechs Pagnen, oder vierzehn Schilling, und die Franzosen noch geringer, nämlich zu neun Livres zehn Sols. Demanet Geschichte des französischen Africa. S. 199.

Erde überzogen, und wenn diese trocken ist, fängt man an ihn in Zeuge einzuhüllen, welches sie einpacken nennen.

Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen besitzt, und mit allem was er sonst kostbares in seinem Leben hatte, welches alles mit ihm begraben werden muß. Sobald dieses geschehen ist, hüllt man den Leib und die Glieder in zusammengenähte Macuten, oder einheimische Zeuge, und hiermit fährt man solange fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann, und alles nur eine unförmliche Masse ist.

Je mehr Reichthümer der Verstorbene besessen hat, desto mehr packt man ihn ein; bald ist das Haus für die ungeheure Figur zu klein und man muß ein anderes bauen, aber da der Ballen täglich zunimmt, muß man bald darauf ein noch größeres machen, bis endlich die Erbe findet, daß sein Verwandter unförmlich genug ist, und dieses wird immer nach der Wichtigkeit der Erbschaft bestimmt; alsdenn hört man auf ihn in Macuten zu packen, und nimmt Europäische Waaren, blaue Leinwand, Cattune, wollene und seidene Zeuge.

Wenn endlich der Klumpen den gehörigen Umfang hat, wird in einer beträchtlichen Entfernung ein ungeheures Loch gegraben, in demselben erbaut man ein Haus ohne Dach, welches groß genug ist, um den Todten zu fassen, dann bestimmt man den Tag des Begräbnisses; an diesem legt man die Trauer ab, und die Weiber

Schauspiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerseits kann mich unsrer Begriffe von Sittsamkeit so wenig entäßern, daß ich um die Delikatesse meiner Leser zu schonen, nur eine sehr ungetreue Darstellung von jenem Schauspiel liefere.

Vorzüglich schienen die Weiber des Verstorbenen sich sehr bei dieser Vorstellung zu belustigen; es waren ihrer sieben, und diese standen nebst vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieses Fest allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetische, eine Menge Schüsse wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senga beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauspiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die Huldigung der Vasallen. Diese war durch einen Tribut an Macuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabei zugegen, und der Vorsitzer desselben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Versammlungen welche sie Cabalen nennen, sind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzosen angenommen, und bedienen sich dessen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geschäfte auf

In Cabenda, Malembo, Sogno, Majomba und St. Catharine ist der Thron erblich. Der Name St. Catharine kommt von den Portugiesen, die eine kleine Bay nordwärts vom Cap Premeiro so benannt haben. Dieser Haven ist der Hauptort eines kleinen Staats, welcher sich der Oberherrschaft von Majomba entzogen hat, zu welchem es ehedem gehörte.

Das einzige Königreich Loango ist ein Wahlreich; die andern kleinen Neger-Staaten sind Lehn die von diesem abhängen; auch ist die Lage der Stadt dieses Namens äußerst bequem zum Hauptsitz der Regierung. Der Boden ist fruchtbar, das Wasser vortrefflich, und die Stadt liegt nur eine Meile von dem Meer, welches ehedem da man den Europäischen Handel noch nicht kannte ein minder wichtiger Grund zur Anlage einer Stadt seyn konnte, aber doch immer wegen des Fischfangs vortheilhaft war.

Der Handel ist in Loango nicht sehr lebhaft, weil die Bay nicht tief genug für große Schiffe ist, und der Eingang in dieselbe durch eine Sandbank unsicher gemacht wird, die man zu gewissen Zeiten kaum bemerken kann.

Uebrigens kommen die Züge aus den Innern des Landes erst durch die Staaten von Malembo und Majomba, und die Könige dieser Länder haben es ganz natürlich gefunden sie aufzuhalten, und dadurch die Schiffe an sich zu locken, zu großem Leidwesen des Königes

von Loango, der zwar als Lehnsherr diesen Vorzug i
Handel mit den Fremden fordern könnte, aber nic
die Macht besitzt seine Forderungen auszuführen, daß
muß er diesen Handel seinen Nachbarn überlassen.

Die Neger-Fürsten dieser Küste müssen dem Kön
ge von Loango einen Tribut von einigen Weibern en
richten, jedoch in sehr entfernten Fristen, hauptsächlic
aber wenn er zur Regierung gelangt. Auch müssen si
ihm die Huldigung leisten. Diese Ceremonie findet bi
seiner Thronbesteigung und bei seinem Tode statt. Di
Könige von Majomba, Malemba und Cabenda erschei
nen nicht in eigner Person sondern schicken ihre Abge
ordneten, Prinzen von Geblüt, die ihre Stelle vertre
ten müssen. Der Abgesandte des Königes von Caben
da hat vor allen den Vorrang.

Loango ist zwar ein Wahlreich, doch kann nur ein
gebornер Prinz den Thron besteigen, er darf aber nicht
gerade aus den Fürsten Kindern von Loango sondern
kann aus irgend einem der Lehnsländer gewählt werden.
Eine Regentschaft verwaltet die Regierung während der
Thronerledigung und wählt den König, und damit
kein Mitglied dieses Raths dahin gelangen kann sich
selbst wählen zu lassen, sind alle die an die Krone An-
spruch machen können von der Regentschaft ausgeschlos-
sen.

Sobald der König stirbt versammeln sich die vornehm-
sten Staatsofficianten, von denen der Todtenkapitain

vornehmste ist: dieser ist in Loango der erste Minister den andern Staaten aber eine unbedeutende Person. übrigen Mitglieder sind der Mafuc, der Makimbo, Monibanza, der Monibola und zwey Fürsten, welch der Todtenkapitain wählt. Diese sieben Mitglieder ten die Regentschaft und besitzen gemeinschaftlich ei unumschränkte Macht. Sie regieren bis sie einen en König gewählt haben, verschieben aber die Wahl nge als möglich, und gebrauchen das gemeine Beste Vorwand ihrer Verzögerung, welches ihnen auch tlich durchgeht. Sie wissen sehr bestimmt daß der e König sie sogleich ihrer Aemter entsetzen wird, um e Creaturen damit zu beehren, und benutzen daher Gelegenheit sich zu bereichern auf das beste. Wenn nicht länger mit Anstand zögern können, wählen sie öhnlich einen alten Prinzen in der Hoffnung eines en Interregnums. Vorzüglich suchen sie irgend ei zu finden der sanftmüthig und freundlich ist, das er nicht die Vergehungen deren sie sich während ih Staatsverwaltung schuldig gemacht haben, unter hen und bestrafen möge. Uebrigens sind sie nichts niger als unbestechlich, und der neue König hat sehr seinen Thron mit baarem Gelde erkauft.

Wenn endlich die Wahl entschieden ist, wird sie den Fürsten angekündiget, die sie ihren Vasallen bekannt achen, und nun bestrebt sich jeder, seine Freude an den Tag zu legen. Man schickt an den neugewählten Prinzen und bittet ihn zu kommen seine neuen Unter thanen zu beherrschen, welches er, wie leicht zu erachten

und denn ist es ein bloßer Gruß. Begrüßen sich Personen gleichen Standes, so machen es beide zu gleicher Zeit; ist aber der eine vornehmer, so macht der vornehmere sein Saquila nur nach dem andern.

Diese Ceremonie aber wird eine Ehrenbezeugung, indem man die zusammengefügten Hände in die Hand der Person legt, der man seine Achtung bezeigen will.

Der dritte Saquila ist ein Zeichen der tiefsten Verehrung und wird nur gegen Fürsten von ihren Lehnsleuten und von den Mäklern gemacht. Er unterscheidet sich von dem letztern, indem man dabei auf die Knie fällt.

Der letzte Saquila endlich bezeichnet die größte Erniedrigung, und wird von den Sclaven gegen Prinzen und zuweilen gegen ihre Herren gemacht. Sie werfen sich auf die Erde und setzen den Fuß des andern auf ihren Kopf; dann schlagen sie die Erde mit der umgewandten Hand und berühren mit der innern Seite zu wiederholtenmalen die Stirn, indem sie mehrmal sagen: Moene minu, montu acu. (Gnädiger Herr ich bin ihr Sclave.) In diesem Fall erwiedert der Herr das Compliment mit dem ersten Saquila.

Ein Sanga ist entweder ein Kriegslied, oder eine Verwünschung, eine Aufforderung, eine Aeußerung der Freude. Die Veranlassung weshalb man es verrichtet mag aber auch seyn welche sie will, so ist eine Verwün-

Thronerbe die zweite Person im Staat, er wird auch Mambuc genannt. Nach ihm kommt der erste Minister welches der Macaye ist, und vor den übrigen den Rang hat.

Der König ist unumschränkter Herr, er besetzt die vornehmsten Staatswürden, nimmt sie ihren Besitzern nach Belieben, und herrscht über das Leben und die Freiheit aller Unterthanen, die gebornen Prinzen ausgenommen. Dennoch hat er als König keine große Gewalt, und wenn ihn mächtige Freunde nicht unterstützen, so lehnen sich seine Vasallen häufig gegen ihn auf. So ist es nicht ungewöhnlich daß wenn der König einen Mafuc entsetzt, und einen andern an seine Stelle ernennt, der Entsetzte seinen Nachfolger erdrosseln läßt, und sich weigert seine Mütze, *) (das Zeichen seiner Würde) abzugeben. Dieses geschieht jedoch seltner zu Dango als anderwärts, weil der König dort dicht am Meer wohnt, wo der Handel ist, und daher seine Offizianten in der Stadt um sich hat, wo sein Ansehen größer als das ihrige ist.

Die Regierungsform und der Sklavenhandel machen das Land Menschenarm, und weil die Einwohner hier wenig bedürfen, wird nur ein geringer Theil des

*) Nach Barbots Beschreibung von Niederäthiopien (in Charchills Collection of Voyages T. V. S. 492.) sind diese Mützen von weißer Farbe, und werden sowohl von dem Könige, als den ersten Staatsbeamten getragen.

Landes angebaut; alles übrige aber was nicht Priva eigenthum ist, gehört dem Könige.

Der König als Oberherr des ganzen Landes schalt mit allen nicht bebauten Ländereien nach freier Willkü und giebt sie wem er will. So beschenkt er einen Pri zen der kein Eigenthum hat mit einem Stück Land, u giebt ihm dazu einige seiner Vasallen aus seinen eigen Dörfern, die in diesem Fall Unterthanen ihres neu Herrn werden. Diese vermehrt er mit einigen gekau ten Sklaven um den Acker zu behauen; erstere heiß Söhne der Erde und die andern Montu oder Gefa gene.

Der König ist übrigens Herr aller Dörfer, diejen gen Wohnungen ausgenommen welche den Mäklern od andern Privatleuten gehören und gewöhnlich an d Küste liegen wo der Handel getrieben wird, und d Namen kleiner Güter führen. Diese Dörfer und Ba zen, seine Hauptstadt sind sein Haupteigenthum, u würden ihm, wenn er seine Macht vereinigen könn ein entschiednes Uebergewicht über den mächtigsten seiner Unterthanen geben; aber dieses ist eben die Schwierig keit, und der geringste seiner Vasallen hat es in seiner Gewalt die Wege zu versperren, daß die Gutgesinnten dem Könige nicht zu Hülfe eilen können, und er ihnen nicht einmal seine Befehle ertheilen kann. Oft sind auch diese nicht sehr geneigt dem Fürsten beizustehen, und er ist meistens genöthigt seine Kriege blos mit eig nen Knechten zu führen.

Ich habe oben die Dörfer berührt, welche nicht zu
n kleinen Gütern gehören. Ich verstehe darunter
lche, die nicht besondere Herren haben. Man muß
h hüten beide nicht mit einander zu verwechseln, wel
s am so leichter geschehen kann, da das kleine Gut
es Herrn oft in einem weit beträchtlichern Dorfe als
n andern besteht. Die königlichen Dörfer aber gehören
ein dem Könige, oder sind vielmehr Krongüter; diese
örfer haben auch Namen die ihnen beständig bleiben,
d ihre Stelle bleibt unveränderlich die nemliche, das
ngegen die kleinen Güter blos den Namen ihres Herrn
ihnen, und nach seinem Belieben nach einem andern
rte verlegt werden können, wozu er nur die Einwil
gung des Königes bedarf, der ihm eine unangebaute
telle anweist und dafür die verlaßne in Besitz nimmt.

Viele der eigentlichen Dörfer sind sehr alt, der
nig allein, und in seiner Abwesenheit der Gouver
ur hat dort zu befehlen. Gewöhnlich haben sie eine
ustige Lage, entweder an einem Fluß, oder an einem
ee oder mehrentheils an der Küste.

Der König legt seinen Unterthanen so viel Auflagen
f als ihm beliebt; diese bestehen in gewissen Zöllen,
d ganz willkührlichen Contributionen, die er auf Ar
kel des Luxus oder auf das Vermögen legt. So
nnte ich zum Beispiel einen Schwarzen zu Loango,
r eine ungeheure Abgabe erlegen mußte, weil er eine
ne Portchaise besaß, die ihm ein Schiffskapitain ge
chenkt hatte. Er hatte den Stolz sich ihrer einmal zu

bedienen, und dieser Luxus schien so übertrieben, daß der König ihm eine so beträchtliche Summe an Waaren und Branntwein abforderte, daß der arme Mann dadurch beinahe zu Grunde gerichtet wurde. Die unglückliche Portchaise, die Ursache seines Unfalls, ward hierauf in einen Winkel der Hütte verwiesen und kam nicht mehr zum Vorschein.

Seine vornehmsten Einkünfte zieht der König aus dem Verkauf der Aemter, vorzüglich bringt ihm das des Mafuc ein beträchtliches ein. Auch hebt er eine Abgabe von dem Negerhandel, *) aber nur mittelbar, indem diese eigentlich dem Mafuc zukommt, welcher

*) In allen Negerländern erheben die Fürsten einen ansehnlichen Zoll von den fremden Kaufleuten, der aber in Waaren bezahlt wird, welche im Sclavenhandel am meisten gesucht werden. Wie Barbot 1700 in Loango war, erhielt der König 47 und der Mafuco oder Mafuc 3½ Stück, die übrigen Minister aber 51 Stück. Ein Stück war damals 2 Pf. St. 1 Schilling am Werth, jetzt aber viel weniger, oder vier Pagnen. Die dem König erlegten 47 Stück bestanden in mancherlei Zeugen, einem Dutzend Messer, einem Flaschenfutter Branntwein, einem halben dito Liqueur, zwei Flinten, nebst Pulver und Blei. Der Preis eines Sclaven war damals zwei Stück, der funfzig Jahre später auf eben dieser Küste dreißig Stücke galt. (Churchill. 1. S. 510. Semanet. S. 135.) Ein englisches 1789 nach Benin bestimmtes Negerschiff, welches 480 Negersclaven eintauschte, bezahlte dem Könige und seinen Ministern an Zollgebühren, die dort Dasches genannt werden, 3600 Pagnen, welche zusammen 420 ℔ betrugen.

dem Könige dafür jährlich eine unbestimmte Summe zahlt. Der Mafuc wird dabei doch noch reich, denn er belegt den Handel willkührlich, und spricht diejenigen Kaufleute von der Abgabe frei, die sich unmittelbar an ihn wenden, wodurch er der vornehmste Mäkler des Orts wird, und geschwinde Reichthümer zusammenhäuft.

Der König hat das Vorrecht alle Klagen seiner Unterthanen gegen ihre Herren anzunehmen, doch sind diese Klagen selten, weil dem Kläger nicht leicht eine andre Befriedigung zu Theil wird, als daß er das Gut seines Herrn verläßt, und sich in einem Dorfe des Königes niederläßt.

Der König ist vielen unangenehmen Einschränkungen unterworfen; er darf nichts als Landesprodukte genießen, welches ihm besonders in Absicht auf den Branntwein sehr empfindlich ist; doch zweifele ich sehr daß er diesem Verbot gewissenhaft nachlebt. Er darf nur Macuten, oder einheimische Zeuge tragen, keine rothen Korallen, keine Glaskorallen, und wohnt übrigens wie der gemeinste Mann in einer Strohhütte, und geht barfuß.

Der König kann eine geborne Prinzessin heirathen, doch sind diese Beispiele selten, weil alsdenn die Gesetze dem Könige günstig sind. Er verliert zwar eben so wie sie das Recht sie zu verstoßen, dennoch sind ihre Verbindlichkeiten nicht gleich, denn sie darf keinen Neben

Schauspiel hat, welches ich oben erwähnt habe. Ich meinerseits kann mich unsrer Begriffe von Sittsamkeit so wenig entäßern, daß ich um die Delikatesse meiner Leser zu schonen, nur eine sehr ungetreue Darstellung von jenem Schauspiel liefere.

Vorzüglich schienen die Weiber des Verstorbenen sich sehr bei dieser Vorstellung zu belustigen; es waren ihrer sieben, und diese standen nebst vier Kindern um die Leiche herum. Uebrigens glich dieses Fest allen andern: man tanzte, heulte, machte Fetische, eine Menge Schüsse wurden abgefeuert, und zuletzt defilirte man um die Leiche herum, nachdem man das in Senga beendigt hatte.

Vergebens bemühte ich mich den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebräuche zu ergründen. Ich blieb darüber unbelehrt, und in dem ganzen Schauspiel war für einen Europäer nichts begreiflich als die Huldigung der Vasallen. Diese war durch einen Tribut an Macuten, und eine tiefe Verbeugung gegen den Leichnam kenntlich; der Rathgeber des Regenten war dabei zugegen, und der Vorsitzer desselben empfieng die Huldigung im Namen des Königes.

Diejenigen Versammlungen welche sie Cabalen nennen, sind eigentlich Gerichte. Sie haben das Wort von den Franzosen angenommen, und bedienen sich dessen in ihrer Sprache. Alle ihre Streitigkeiten werden auf den Cabalen ausgemacht, alle ihre Geschäfte auf

m Fürsten in gewissen Fällen eine große Wichtig
giebt.

Im Lande selbst zittert alles bei seinem Namen,
kann er seines Amts entsetzt werden, und die Ge
lt des Königs über ihn ist eben so unumschränkt als
r den geringsten seiner Unterthanen, so daß er ihn
kaufen oder tödten kann, ohne eine andre Ursache
seinen Willen dafür anzugeben.

Zu Malemba und den andern Staaten ist der
ncaye der erste Minister, und er besitzt dieselbe Ge
lt, wie der Todten-Capitain in Loango. Sein An
n wird dort aber sehr durch den Mambuc und die
inzen vom Geblüt beschränkt, über deren Vasallen er
ine Gewalt hat. Die Prinzen haben dieses Vorrecht
sich gerissen, dem Mabuc aber kommt es von Rechts
egen zu, weil er durchaus keine Autorität als die des
önigs erkennt, und über seine Vasallen uneinge
schränkt waltet.

Der Mambuc ist wie ich schon oben gesagt habe,
r muthmaßliche Thronerbe, und folglich der Neffe des
önigs. Dieses ist ein sehr mächtiger Mann; zuweilen
besitzt er sogar mehr Ansehen als der König selbst, denn
da er nicht den Einschränkungen unterworfen ist die je
nen fesseln, so hindert ihn nichts ein Mäkler zu seyn;
er treibt daher auch einen beträchtlichen Handel, und
seine Macht giebt ihm große Vorzüge in den Augen der
Kaufleute, die ihn daher vor allen ehren. Gewisses

das Urthel fällt. Ist von einer Sache die Rede, die auf der Spitze (der Ort wo die Mäkler wohnen und wo der Handel getrieben wird) sich ereignet hat, so hat der Mafue allein in derselben zu sprechen; und er ist überhaupt überall wo er sich findet die erste Magistratsperson.

Was auch die Veranlassung einer Cabale seyn mag, so findet sich doch immer einer der alles ins Gleis bringt, und die Partheyen kennen sich immer als gute Freunde. Sehr oft hat daher auch der Richter kein ander Geschäft als den Vergleich den sie getroffen haben, bekannt zu machen.

In der Mitte des Kreises wo die Zuschauer und Theilnehmer der Cabale sitzen ist eine Matte oder Decke ausgebreitet, auf die man auf Kosten der Partheyen eine Menge Flaschen mit Branntwein stellt, die der Zahl der Anwesenden angemessen ist; denn ohne Branntwein geht nichts von statten.

Dieses Schauspiel wird in einem großen Hofe oder in einem Felde aufgeführt, und jedermann kann sprechen wenn die Reihe an ihn kommt, sogar wenn das was er sagt auch keine Verbindung mit der Hauptsache hat; welches denn natürlicherweise die Sitzung sehr verlängert, um so mehr da diese immer durch Libationen und Gesänge unterbrochen wird, welche die Menge mit einem zwischen den Zähnen hervorgestoßnen Nasenton beantwortet. Jeder auf der Erde sitzende Theil

und waltete. Endlich aber kam ein Capitain an, der etwas mehr Einsicht besaß, und den übrigen begreiflich machte, daß nur Eintracht sie gegen Unterdrückung schützen könne; sie unterzeichneten daher einen Vertrag, sich gegenseitig zu unterstützen, und nun war die Reihe an den Mafuc, zu zittern.

Der Makimbo hat blos an der Küste zu befehlen, man könnte ihn mit dem Befehlshaber des Havens vergleichen; der Fischfang, die Pirogues, alles was am Strande befindlich ist, stehen unter seiner Aufsicht. Alle Diebstähle die in dieser Gegend vorfallen, alle Streitigkeiten gehören vor sein Forum, und er entscheidet in diesen Fällen gemeinschaftlich mit dem Mafuc: das heißt, in sofern die Sache nur Schwarze betrifft, denn die Europäer verwerfen seine Autorität, oder erkennen solche nur, wenn er einen Schwarzen bestrafen soll, von dem sie glauben beleidigt zu seyn. Uebrigens ist er auch ein Mäkler, und sein Ansehen hängt größtentheils von der Wichtigkeit seiner Handelsgeschäfte ab.

Der Monibanza hat die Aufsicht über die Einkünfte des Königs; er ist sein eigentlicher Finanzminister. Er besorgt die Hebung aller Auflagen, auch muß er alle Zahlungen leisten.

Der Monibela ist der Bote des Königs, welcher dessen Aufträge an die andern Staatsbedienten ausrichtet; viele Prinzen haben auch ihren Monibela, wie auch der Mambuc, doch führt der des Königs diesen Titel

Vorzugsweise. Sein Zeugniß ist ganz unverwerflich und es fällt keinem ein, den Auftrag dieses Officiants in Zweifel zu ziehen. Ein Amt wie dieses, ist auch in einem Lande wo aus Mangel der Schreibekunst alle Befehle mündlich ertheilt werden, ganz unentbehrlich. Die kleinern Monibelas führen zum Zeichen ihrer Mission irgend ein Geräthe oder Kostbarkeit ihres Herrn als einen Rohrstock, einen Ring oder dergleichen; der Herr verabredet sich mit dem, welchem er etwas zu berichten hat, daß er ihm dieses oder jenes zuschicken werde, wenn er ihm etwas anzuzeigen habe, und der Letztere traut keiner ihm überbrachten Botschaft, wenn ihm nicht zuvor der bestimmte Gegenstand gezeigt wird.

Der Monibela des Königs aber steht in so hohem Ansehen, daß man allem was er sagt, Glauben beimißt; das Zeichen seiner Würde ist ein silbernes, sechzehn bis achtzehn Zoll langes, fünf bis sechs Zoll breites Messer; oben rund, durchbrochen, mit Blumenwerk geziert und ohne Schneide. Vor Ankunft der Europäer war dieses Messer von Kupfer, diese aber haben es ihnen von Silber verfertigen lassen. *)

*) Keiner von allen Reisenden nach Congo und Loango hat diese Staatsbeamte und deren Geschäfte beschrieben, außer unserm Verf. und sein Landsmann Proyart. Letzter nennt zwar einige dieser hohen Personen etwas anders, nämlich den Mafuc, M'Fuca, den Macaye, Makaka, allein er erklärt zum Theil ihre Aemter genauer, so ist nach ihm

Der Gouverneur ist ein Officier, welcher im Namen des Königs in einem ihm zuständigen Dorfe zu befehlen hat. Er hat keinen über sich als den König und den Mambuc in dessen Ländereien. Zuweilen sind die Handelsorte in dem Bezirk seines Gouvernements, alsdann behauptet der Mafuc seine Autorität in allem was den Handel betrifft, aber alle persönlichen Beleidigungen, alle Streitigkeiten über Grundstücke oder Erbpachten gehören vor dem Gouverneur.

Ich habe oben schon etwas von der Beschaffenheit der Lehnsmänner gesagt, und will hier noch etwas hinzusetzen. Sie haben zwar das Recht ihre Sclaven zu verkaufen, doch thun sie dieses äußerst selten, weil ihr vornehmster Reichthum in ihren Sclaven besteht. Nur in dem Fall daß sie etwas verbrochen haben, pflegen sie sich ihrer zu entäußern. Sonst lassen sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn sie in Händel verwickelt sind, die unter eine andre Gerichtsbarkeit gehören, geht der Herr selbst hin und besorgt das Interesse seiner Unterthanen. Er ist sogar für sie verantwortlich bis auf einen gewissen Punkt, das heißt, er bezahlt ihre Schulden, werden diese aber zu beträchtlich, so verkauft er den Schuldner, um jene zu tilgen.

der Macaye, der oberste Kriegs-Befehlshaber, und der Makimba der Oberaufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildpret überliefern, welches für den König bestimmt ist. Proyart. S. 110.

Ein Lehnsmann kann in den Fall kommen, zum Tode oder zur Sclaverey verurtheilt zu werden, und alsdenn hat er das Recht einen seiner Vasallen an seiner Stelle auszuliefern. Man verfällt in die Strafe der Sclaverey, wenn man Blut vergießt. Derjenige, welcher einen andern verwundet, bezahlt dem Beschädigten ein Pack, das heißt, den Werth eines Packs, entweder mit einem Sclaven, (ein Pack *) ist der

*) Da der Verf. den Begriff Pack (paquet) nicht deutlicher erklärt hat, und andere Reisebeschreiber nach Congo und Loango dieses Wort gar nicht kennen, so kann hier nur muthmaßlich angegeben werden, was jene Neger unter Pack verstehen. Da sie kein Geld kennen, so bestimmen sie den Preis einer jeden Waare nach verschiedenen einmal angenommenen Artikeln. Diese sind entweder die oben erwähnten Pagnen, oder Barren von Eisen und Kupfer. Eine Kupferbarre ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vier Eisenbarren gleich geachtet. Ferner Manilos, Armbände von Kupfer und die sogenannten Stücke, (pieces) nach dem die Franzosen jede im Negerhandel gebräuchliche Waare schätzen; nämlich, eine Flinte 1 Stück; fünf Pfund Pulver 1 Stück; drei Pfund Flinten- oder Pistolen-Kugeln eben so viel, und 5 Maas Branntwein 1 Stück. (Proyart. S. 135.) Ein Packet aber, wie der Verf. an einem andern Ort beiläufig und ohne gehörige Erläuterung anführt, besteht aus einer größern Menge verschiedener Waaren, oder aus allen einzelnen Artikeln zusammengepackt, wofür er einen Sclaven, Elfenbein oder sonst etwas verkauft hat. Daher besteht ein Packet zuweilen aus vierzehn verschiedenen Artikeln, die zusammen $41\frac{1}{2}$ Stück, oder 84 Pagnen am Werth betragen. Ein Packet kann auch aus weniger Artikeln, und blos aus verschiedenen Zeugen bestehen.

preis eines Gefangnen) oder an Waaren. Wenn aber der Beleidiger weder Waaren noch Sclaven hat, wird er selbst verkauft.

Der Sohn eines Prinzen kann auch ein Leibeigner werden; es geschieht zwar selten, indem der Vater gewöhnlich dafür sorgt, daß der Sohn ein anständiges Vermögen erhält; überläßt er ihn aber seinem Schicksal, so bleibt ihm nichts übrig, als ein Sclave zu werden, weil er vom Vater nicht erben kann. Wenn er also nicht von einem reichen Bruder erbt, so muß er Schulden machen, und sobald diese den Werth eines Packes betragen, so muß er einen Sclaven stellen, oder er wird selbst verkauft, um die Schuld zu tilgen.

Die Prinzen vom Geblüt haben das Recht, jeden der nicht durch die Geburt ihres Gleichen ist, zu greifen und zu verkaufen; die großen Staatsvasallen können dieses Recht nur über ihre Leibeignen ausüben, und zwar nur auf ihrem eignen Grund und Boden, wenn sie nicht die Einwilligung desjenigen haben, auf dessen Gebiet sich ihr Leibeigner eben befindet.

Durch einen Vertrag mit den ersten Europäern, welche hier Handel trieben, besitzen die Capitains der Schiffe alle Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und können daher innerhalb ihres Bezirks alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen vom Geblüt ausgenommen, rauben und verkaufen. Der Strich Landes zwischen ihrem Comptoir und dem Meer in gerader Linie

bedienen, und dieser Luxus schien so überhand zu nehmen, daß der König ihm eine so beträchtliche Summe an Waaren und Branntwein abforderte, daß der arme Mann dadurch beinahe zu Grunde gerichtet wurde. Die unglückliche Portchaise, die Ursache seines Unfalls, ward hierauf in einen Winkel der Hütte verwiesen und kam nicht mehr zum Vorschein.

Seine vornehmsten Einkünfte zieht der König aus dem Verkauf der Aemter, vorzüglich bringt ihm das des Mafuc ein beträchtliches ein. Auch hebt er eine Abgabe von dem Negerhandel, *) aber nur mittelbar, indem diese eigentlich dem Mafuc zukommt, welcher

*) In allen Negerländern erheben die Fürsten einen ansehnlichen Zoll von den fremden Kaufleuten, der aber in Waaren bezahlt wird, welche im Sclavenhandel am meisten gesucht werden. Wie Barbot 1700 in Loango war, erhielt der König 47 und der Mafuco oder Mafuc 31½ Stück, die übrigen Minister aber 51 Stück. Ein Stück war damals 2 Pf. St. 1 Schilling am Werth, jetzt aber viel weniger, oder vier Pagnen. Die dem König erlegten 47 Stück bestanden in mancherlei Zeugen, einem Dutzend Messer, einem Flaschenfutter Branntwein, einem halben dito Liqueur, zwei Flinten, nebst Pulver und Blei. Der Preis eines Sclaven war damals zwei Stück, der funfzig Jahre später auf eben dieser Küste dreißig Stücke galt. (Churchill. 1. S. 510. Semanet. S. 135.) Ein englisches 1789 nach Benin bestimmtes Negerschiff, welches 480 Negersclaven eintauschte, bezahlte dem Könige und seinen Ministern an Zollgebühren, die dort Dasches genannt werden, 3600 Pagnen, welche zusammen 420 £ betrugen.

dem Könige dafür jährlich eine unbestimmte Summe zahlt. Der Mafuc wird dabei doch noch reich, denn er belegt den Handel willkührlich, und spricht diejenigen Kaufleute von der Abgabe frei, die sich unmittelbar an ihn wenden, wodurch er der vornehmste Mäkler des Orts wird, und geschwinde Reichthümer zusammenhäuft.

Der König hat das Vorrecht alle Klagen seiner Unterthanen gegen ihre Herren anzunehmen, doch sind diese Klagen selten, weil dem Kläger nicht leicht eine andre Befriedigung zu Theil wird, als daß er das Gut seines Herrn verläßt, und sich in einem Dorfe des Königes niederläßt.

Der König ist vielen unangenehmen Einschränkungen unterworfen; er darf nichts als Landesprodukte genießen, welches ihm besonders in Absicht auf den Branntwein sehr empfindlich ist; doch zweifele ich sehr daß er diesem Verbot gewissenhaft nachlebt. Er darf nur Macuten, oder einheimische Zeuge tragen, keine rothen Korallen, keine Glaskorallen, und wohnt übrigens wie der gemeinste Mann in einer Strohhütte, und geht barfuß.

Der König kann eine geborne Prinzessin heirathen, doch sind diese Beispiele selten, weil alsdenn die Gesetze dem Könige günstig sind. Er verliert zwar eben so wie sie das Recht sie zu verstoßen, dennoch sind ihre Verbindlichkeiten nicht gleich, denn sie darf keinen Nebs

haber haben, und er kann so viel Kebsweiber halten als er will. In Absicht auf die Erbschaft aber bleiben die Gesetze auch in diesem Fall in ihrer vollen Wirksamkeit, und die Kinder der Prinzessin beerben nur die Mutter und nicht den Vater.

Die übrigen Weiber des Königs führen den Titel Cama. In allen Ländern wo die Vielweiberey eingeführt ist, hat zwar die Eifersucht der Männer den Weibern die allergewissenhafteste Treue zum Gesetz gemacht; aber hier hat sich alles vereiniget, um das Joch dieser Personen noch drückender, und ihre Verbindlichkeit unverletzlicher zu machen. Eine Cama verführen ist ein so großes Vergehen daß selbst das Andenken des Verbrechens der Schande preisgegeben wird. So groß ist auch ihr Abscheu vor dieser Handlung, daß ein Schwarzer den andern nicht empfindlicher beleidigen kann, als indem er ihm den Ehebruch mit einem Weibe des Königes vorwirft.

Es giebt noch eine andre Beschimpfung, die ich mir nie habe erklären können, welche darin besteht, daß man das Wort Kinkololo ausspricht, welches Rebhuhn bedeutet. Die Congoneger halten dieses für den äußersten Schimpf, und erwiedern es allemal auf den oben erwähnten Vorwurf.

Der Todtenkapitain ist in Loango des Königes erster Minister; er macht des Königs Willen allen Unterthanen bekannt, welches ihm sogar bei den tributpflich-

tigen Fürsten in gewissen Fällen eine große Wichtigkeit giebt.

Im Lande selbst zittert alles bei seinem Namen, doch kann er seines Amts entsetzt werden, und die Gewalt des Königs über ihn ist eben so unumschränkt als über den geringsten seiner Unterthanen, so daß er ihn verkaufen oder tödten kann, ohne eine andre Ursache als seinen Willen dafür anzugeben.

Zu Malemba und den andern Staaten ist der Macaye der erste Minister, und er besitzt dieselbe Gewalt, wie der Todten-Capitain in Loango. Sein Ansehen wird dort aber sehr durch den Mambuc und die Prinzen vom Geblüt beschränkt, über deren Vasallen er keine Gewalt hat. Die Prinzen haben dieses Vorrecht an sich gerissen, dem Mabuc aber kommt es von Rechtswegen zu, weil er durchaus keine Autorität als die des Königs erkennt, und über seine Vasallen uneingeschränkt waltet.

Der Mambuc ist wie ich schon oben gesagt habe, der muthmaßliche Thronerbe, und folglich der Neffe des Königs. Dieses ist ein sehr mächtiger Mann; zuweilen besitzt er sogar mehr Ansehen als der König selbst, denn da er nicht den Einschränkungen unterworfen ist die jenen fesseln, so hindert ihn nichts ein Mäkler zu seyn; er treibt daher auch einen beträchtlichen Handel, und seine Macht giebt ihm große Vorzüge in den Augen der Kaufleute, die ihn daher vor allen ehren. Gewisser

maßen ist er die erste Person im Staat, auch pflegt er zu Malemba nicht sehr begierig nach der Königswürde zu seyn, wenn der Tod des Königs ihn zu diesem Posten ruft.

Der Mafuc ist kein Prinz vom Geblüt, doch kann er durch eine Heirath mit einer Prinzessin die Prinzenwürde erlangen. Er ist einer von den wichtigsten Männern im Staat, und eigentlich Oberaufseher des ganzen Handels. Sein Ansehen ist daher sehr ausgebreitet, und weil alle Geschäfte in diesem Fach vor sein Gericht gehören, muß er an dem Ort wohnen, wo der Negerhandel getrieben wird. Dieser Ort heißt die Spitze, und seine Gewalt ist dort unumschränkt. Die Europäer sind ausschließend an ihn gewiesen, in allem was die Zölle, die Ankunftsabgaben, die Policey, den Preis der Waaren und so weiter betrifft. Er bestimmt den Preis der Lebensmittel, und hat den Vorsitz bei jedem Handel der geschlossen wird. Er hat ein großes Gefolge und viele Unterofficianten, die allein von ihm abhängen; sein Ansehen ist so groß, daß einer sich das Recht anmaßte die Französischen Capitains zu bestrafen, die sich sein Mißfallen zugezogen hatten, und sie von dem Handel auszuschließen, welches diese schwach genug waren, sich gefallen zu lassen. Er war dabei so listig, daß er den andern vorzuspiegeln wußte, daß ihr Vortheil sich vermehre, sobald wenigere am Handel Theil nehmen; durch dergleichen Kunstgriffe und seine Vermessenheit machte er sich so furchtbar, daß keiner ihm zu widerstehen wagte, und er wie ein Despot schaltete

und walkete. Endlich aber kam ein Capitain an, der etwas mehr Einsicht besaß, und den übrigen begreiflich machte, daß nur Eintracht sie gegen Unterdrückung schützen könne; sie unterzeichneten daher einen Vertrag, sich gegenseitig zu unterstützen, und nun war die Reihe an den Mafuc, zu zittern.

Der Makimbo hat blos an der Küste zu befehlen, man könnte ihn mit dem Befehlshaber des Havens vergleichen; der Fischfang, die Pirogen, alles was am Strande befindlich ist, stehen unter seiner Aufsicht. Alle Diebstähle die in dieser Gegend vorfallen, alle Streitigkeiten gehören vor sein Forum, und er entscheidet in diesen Fällen gemeinschaftlich mit dem Mafuc; das heißt, in sofern die Sache nur Schwarze betrifft, denn die Europäer verwerfen seine Autorität, oder erkennen solche nur, wenn er einen Schwarzen bestrafen soll, von dem sie glauben beleidigt zu seyn. Uebrigens ist er auch ein Mäkler, und sein Ansehen hängt größtentheils von der Wichtigkeit seiner Handelsgeschäfte ab.

Der Monibanza hat die Aufsicht über die Einkünfte des Königs; er ist sein eigentlicher Finanzminister. Er besorgt die Hebung aller Auflagen, auch muß er alle Zahlungen leisten.

Der Monibela ist der Bote des Königs, welcher dessen Aufträge an die andern Staatsbedienten ausrichtet; viele Prinzen haben auch ihren Monibela, wie auch der Mambuc, doch führt der des Königs diesen Titel

Vorzugsweise. Sein Zeugniß ist ganz unverwerflich, und es fällt keinem ein, den Auftrag dieses Officianten in Zweifel zu ziehen. Ein Amt wie dieses, ist auch in einem Lande wo aus Mangel der Schreibekunst alle Befehle mündlich ertheilt werden, ganz unentbehrlich. Die kleinern Monibelas führen zum Zeichen ihrer Mission irgend ein Geräthe oder Kostbarkeit ihres Herrn, als einen Rohrstock, einen Ring oder dergleichen; der Herr verabredet sich mit dem, welchem er etwas zu berichten hat, daß er ihm dieses oder jenes zuschicken werde, wenn er ihm etwas anzuzeigen habe, und der Letztere traut keiner ihm überbrachten Botschaft, wenn ihm nicht zuvor der bestimmte Gegenstand gezeigt wird.

Der Monibela des Königs aber steht in so hohem Ansehen, daß man allem was er sagt, Glauben beimißt; das Zeichen seiner Würde ist ein silbernes, sechzehn bis achtzehn Zoll langes, fünf bis sechs Zoll breites Messer; oben rund, durchbrochen, mit Blumenwerk geziert und ohne Schneide. Vor Ankunft der Europäer war dieses Messer von Kupfer, diese aber haben es ihnen von Silber verfertigen lassen. *)

*) Keiner von allen Reisenden nach Congo und Loango hat diese Staatsbeamte und deren Geschäfte beschrieben, außer unserm Verf. und sein Landsmann Proyart. Letzter nennt zwar einige dieser hohen Personen etwas anders, nämlich den Mafuc, M'Fuca, den Macaye, Makaka, allein er erklärt zum Theil ihre Aemter genauer, so ist nach ihm

Der Gouverneur ist ein Officier, welcher im Namen des Königs in einem ihm zuständigen Dorfe zu befehlen hat. Er hat keinen über sich als den König und den Mambuc in dessen Ländereien. Zuweilen sind die Handelsorte in dem Bezirk seines Gouvernements, alsdenn behauptet der Mafuc seine Autorität in allem was den Handel betrifft, aber alle persönlichen Beleidigungen, alle Streitigkeiten über Grundstücke oder Erbschaften gehören vor dem Gouverneur.

Ich habe oben schon etwas von der Beschaffenheit der Lehnsmänner gesagt, und will hier noch etwas hinzusetzen. Sie haben zwar das Recht ihre Sclaven zu verkaufen, doch thun sie dieses äußerst selten, weil ihr vornehmster Reichthum in ihren Sclaven besteht. Nur in dem Fall daß sie etwas verbrochen haben, pflegen sie sich ihrer zu entäußern. Sonst lassen sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und wenn sie in Händel verwickelt sind, die unter eine andre Gerichtsbarkeit gehören, geht der Herr selbst hin und besorgt das Interesse seiner Unterthanen. Er ist sogar für sie verantwortlich bis auf einen gewissen Punkt, das heißt, er bezahlt ihre Schulden, werden diese aber zu beträchtlich, so verkauft er den Schuldner, um jene zu tilgen.

der Macaye, der oberste Kriegs-Befehlshaber, und der Makimba der Oberaufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildpret überliefern, welches für den König bestimmt ist. Proyart. S. 110.

Ein Unterthan kann in den Fall kommen, zum Tode oder zur Sclaverey verurtheilt zu werden, und alsdenn hat er das Recht einen seiner Vasallen an seiner Stelle auszuliefern. Man verfällt in die Strafe der Sclaverey, wenn man Blut vergießt. Derjenige, welcher einen andern verwundet, bezahlt dem Beschädigten ein Pack, das heißt, den Werth eines Packs, entweder mit einem Sclaven, (ein Pack *) ist den

*) Da der Verf. den Begriff Pack (paquet) nicht deutlicher erklärt hat, und andere Reisebeschreiber nach Congo und Loango dieses Wort gar nicht kennen, so kann hier nur muthmaßlich angegeben werden, was jene Neger unter Pack verstehen. Da sie kein Geld kennen, so bestimmen sie den Preis einer jeden Waare nach verschiedenen einmal angenommenen Artikeln. Diese sind entweder die oben erwähnten Pagnen, oder Barren von Eisen und Kupfer. Eine Kupferbarre ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vier Eisenbarren gleich geachtet. Ferner Manillas, Armbände von Kupfer und die sogenannten Stücke, (pieces) nach dem die Franzosen jede im Negerhandel gebräuchliche Waare schätzen; nämlich, eine Flinte 1 Stück, fünf Pfund Pulver 1 Stück; drei Pfund Flinten- oder Pistolen-Kugeln eben so viel, und 5 Maas Branntwein 1 Stück. (Proyart. S. 135.) Ein Packet aber, wie der Verf. an einem andern Ort beiläufig und ohne gehörige Erläuterung anführt, besteht aus einer größern Menge verschiedener Waaren, oder aus allen einzelnen Artikeln zusammengepackt, wofür er einen Sclaven, Elfenbein oder sonst etwas verkauft hat. Daher besteht ein Packet zuweilen aus vierzehn verschiedenen Artikeln, die zusammen $41\frac{1}{2}$ Stück, oder 84 Pagnen am Werth betragen. Ein Packet kann auch aus weniger Artikeln, und blos aus verschiedenen Zeugen bestehen.

Preis eines Gefangnen) oder an Waaren. Wenn aber der Beleidiger weder Waaren noch Sclaven hat, wird er selbst verkauft.

Der Sohn eines Prinzen kann auch ein Leibeigner werden; es geschieht zwar selten, indem der Vater gewöhnlich dafür sorgt, daß der Sohn ein anständiges Vermögen erhält; überläßt er ihn aber seinem Schicksal, so bleibt ihm nichts übrig, als ein Sclave zu werden, weil er vom Vater nicht erben kann. Wenn er also nicht von einem reichen Bruder erbt, so muß er Schulden machen, und sobald diese den Werth eines Packes betragen, so muß er einen Sclaven stellen, oder er wird selbst verkauft, um die Schuld zu tilgen.

Die Prinzen vom Geblüt haben das Recht, jeden der nicht durch die Geburt ihres Gleichen ist, zu greifen und zu verkaufen; die großen Staatsvasallen können dieses Recht nur über ihre Leibeignen ausüben, und zwar nur auf ihrem eignen Grund und Boden, wenn sie nicht die Einwilligung desjenigen haben, auf dessen Gebiet sich ihr Leibeigner eben befindet.

Durch einen Vertrag mit den ersten Europäern, welche hier Handel trieben, besitzen die Capitains der Schiffe alle Vorrechte der Prinzen vom Geblüt, und können daher innerhalb ihres Bezirks alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen vom Geblüt ausgenommen, rauben und verkaufen. Der Strich Landes zwischen ihrem Comptoir und dem Meer in gerader Linie

gehört ihnen so lange sie sich dort aufhalten, und die Autorität des Makimbo hört daselbst gänzlich auf, während die Europäer dort Handel treiben. Wenn also ein Capitain einen Schwarzen in seinem Comptoir packt, kann er ihn durch den zu dem Comptoir gehörigen Strich Landes an Bord schicken, ohne daß sich ihm irgend jemand widersetzen darf.

Dieses Menschenrauben ist leider nur zu allgemein. Viele Schwarze kommen von bloßer Neugierde getrieben, mit den Kaufleuten aus dem Innern des Landes; die Kaufleute benutzen dieses, um sie greifen zu lassen und zu verkaufen, und berichten alsdann in ihrer Heimath, sie wären auf diese oder jene Weise gestorben. Das Traurigste für die Menschheit ist dabei daß die Capitains an die man sich wendet um diese Unglücklichen zu greifen, sich keine Mühe geben dem Mäkler sein Vorhaben auszureden; sie sehen bei der ganzen Sache nichts als einen Sklaven mehr zu gewinnen, und anstatt den Vorschlag mit Abscheu zu verwerfen, eilen sie dem Räuber beizustehen und schlagen einen Menschen in Fesseln der eben so frei als sie selbst war.

Wie entsetzlich dieses abscheuliche Verfahren jene Gegenden entvölkern muß, läßt sich leicht denken, und daher findet man ungeachtet der großen Fruchtbarkeit der Weiber, und des schönen Clima, in den drey Königreichen Malemba, Cabenda und Loango die am Umfang gewiß drey französischen Provinzen gleich kamen, höchstens sechshunderttausend Menschen.

Das gerichtliche Verfahren ist hier sehr kurz und einfach. Auf jedes Vergehen gegen die Gesellschaft hat das Herkommen welches hier die Stelle des Gesetzes vertritt eine Strafe gesetzt. Sobald nun ein Verbrechen begangen wird, ist die erste Sorge den Schuldigen zu greifen, dann wird eine Cabale veranstaltet, wo er zugegen ist, und sich vertheidigen kann. Das Gesetz ist ganz deutlich; hat er getödtet, so muß er sterben; hat er jemand verwundet, so muß er einen Sklaven liefern; hat er gestohlen, so muß er Ersatz geben; hat er Ehebruch begangen, so muß er dem beleidigten Ehemann ein Pack bezahlen; hat er einen Schwarzen verkauft der nicht sein Eigenthum war, so wird er getödtet, oder muß einen Leibeignen stellen.

Das Urtheil wird gleich bei der Sitzung gefällt, und stehendes Fußes vollzogen. Wird ein Neger zum Tode verurtheilt, so zerreißt man ihn denselben Augenblick mit einer Wildheit in Stücken, die mit der gewöhnlichen Sanftmuth dieser Nation übel zusammenstimmt. Eine solche Criminal-Cabale unterscheidet sich von jeder andern nur durch den Umstand daß alle Anwesenden bewaffnet erscheinen. Ich war bei einer dieser Art im Jahr 1787 zu Loango gegenwärtig. Der Soldat des Königs hatte einen Schwarzen geraubt der nicht sein Leibeigner war, und ihn durch seinen Neffen verkaufen lassen. Die Familie klagte darüber bei dem Mafuc, auf dessen Gütern sie wohnte. Es ward eine Cabale veranstaltet, und der unglückliche Soldat strebte vergebens, sich zu rechtfertigen; das

nie verweigert. Er erfüllt vielmehr sogleich ihre Wünsche, und bezeichnet vielleicht den Anfang seiner Herrschaft durch irgend eine Grausamkeit, indem er sich seiner Gegner entledigt, wenn nemlich seine Gewalt dazu hinreicht. Widrigenfalls eilen seine Feinde in ihre Ländereien zurück und bewaffnen sich. Das Ende davon ist ein offenbarer Krieg und eine Cabale, die den Frieden wieder herstellt, den die Europäer auf das kräftigste befördern indem jede Unruhe eine Stockung im Handel verursacht.

Sobald der König von Loango den Thron besteigt, übernimmt er die Sorge für die Weiber und Kinder des verstorbenen Königes, die bisher unter der Herrschaft der Regenten standen. Was die Geschwisterkinder des Verstorbenen anbetrifft, so treten diese in die Classe der Prinzen vom Geblüt, und seine Kinder die dem gemeinen Gesetz unterworfen sind, müssen sehen was das Schicksal über sie verhängt. Doch sorgt der König gewöhnlich für sie ehe er stirbt, und nicht immer ist ihr Loos traurig.

Die Landesregierung ist in den Händen folgender Personen:

In Loango sind diese der König, und die oben genannten Personen, außer dem sogenannten Soldatenkönige, einigen Vasallen und den Gouverneuren.

In den übrigen Staaten ist die Einrichtung verschieden: da diese erblich sind, so ist der muthmaßliche

mit westlichem Winde zum Ort ihrer Bestimmung. Auf der kleinen Fahrt durchschifft man denselben Kanal, und sucht so bald man aus der Region der Passatwinde kommt, sich ostwärts zu halten, um das Cap Lopes Gonsalvez zu erreichen, und segelt sodann weiter. Die große Straße erfordert zwar eine längere Zeit, sie ist aber sicherer weil man auf derselben weniger den Windstillen und Seeströmen ausgesetzt ist, auch hat es sich wohl ereignet daß Schiffe auf der kleinen Fahrt eilf Monate gebracht haben.

Auf der kleinen Fahrt gelangt man jenseit des Cap de Gonsalvez zuerst nach St. Catharina, einer kleinen Bay, welche von den Portugiesen ihren Namen erhalten hat. An derselben liegt ein kleines elendes Dorf, dessen Oberhaupt sich längst der Herrschaft des Fürsten von Majomba entzogen hat. Man findet blos Wasser, auch kann man bisweilen höchstens ein Dutzend Neger einhandschen. Den Einwohnern ist wegen ihrer Bösartigkeit nicht zu trauen, daher verlohnt es sich der Mühe nicht hier vier und zwanzig Stunden anzuhalten.

Von hier gelangt man südwärts nach Majomba ebenfalls an einer Bay 3° 30′ südlicher Breite belegen. An der nordöstlichen Seite dieser Bay erhebt sich eine Klippe, nahe bei derselben ist das Meer sechs Klafter tief oberhalb der Klippe aber nur zwei Klafter. Dies ist die einzige, welche man vom Kap Gonsalvez bis Loango antrifft. Finden sich gerade in Majomba Neger-Kaufleute, die mit ihren Waaren nach andern Seeplätzen rei-

sen wollen, so kann man wohl hundert Sclaven erh
deln, sie sind aber von zärtlicher Leibesbeschaffenh
werden auch leichter als andre Neger vom Scharbock
griffen. Man könnte hier auch wohl andere Waa
eintauschen, weil die Neger von Majomba sich du
Klugheit vor den übrigen auszeichnen. Sie verarbei
Kupfer, und sammeln das Elfenbein, welches in d
andern Häfen vertauscht wird, auch haben sie zum
len Gummi Senegal zu verkaufen. Da hier sicher
ankern ist, und die Einwohner von Natur gutmüth
sind, so kann ein kleines Schiff das etwa zweihunder
Neger laden kann, hier wohl die Hälfte einnehmen, und
die übrigen hernach im Hafen Loango eintauschen.

Weiter gegen Süden ergiest sich der Fluß Quilom
ba in den Ocean. Dieser Landstrich ist dem König in
Loango unmittelbar unterworfen. Er hält hier auch
einen Mafuc weil der Fluß bisweilen des Negerhan
dels wegen von Schissböten besucht wird, welche man
dorthin von der Stadt Loango abschickt. Der Fluß ist
wegen einer Sandbank nur mit Gefahr zu beschiffen, da
her bringen die Einwohner Lebensmittel und Negersclav
den an das Schiff, ihre Pirogen scheitern aber oft bei
der Ueberfahrt, und der ganze Handel wird am Bord
des Schiffes betrieben.

Südwärts fünf Meilen weiter von diesem kleinem
Flusse kömmt man nach Loango. Diese Bucht erkennt
man bald an der rothen steilen Küste, wo um acht Uhr
Morgens die Sonnenstrahlen so stark abprallen, daß

die ganze Gegend in Flammen zu seyn scheint. Der Negerhandel ist hier sehr abwechselnd, und ein großes Schiff darf hier nicht ankern, ausgenommen, wenn vor ihm schon Negerschiffe in den andern Häfen angekommen sind, und es mit diesen seiner Waaren wegen nicht Concurrenz halten kann. Die Einwohner von Loango nehmen mit schlechten Waaren vorlieb, und ist ein Schiffscapitain verschlagen genug, so kann er dort den Handel der benachbarten Plätze an sich ziehen.

In Loango wird der Handel auf einem kleinen Berge am Ufer des Meeres getrieben, weil man die Küste für ungesund hält, des Nachts wagt man nicht am Lande zu schlafen, und läst daher Geräthschaften und Waaren dort zurück, wenn man sich des Abends wieder an Bord begiebt. Ich bin aber immer am Lande geblieben, und habe meine Wohnung bald in der Stadt Loango, bald anders wo bei einem meiner Mäckler genommen. Die hier erkauften Sclaven gehören zu den Negervölkern, Monteke, Majomba oder Quibonga. Die letztern sind schöner, stärker und vorzüglicher, als die übrigen, nur sind sie nicht in Menge zu haben. Die Sclaven von Majomba kann man zwar in größerer Menge kaufen, allein sie sind von geringerm Werth, haben eine schmale Brust, schwache Nerven und schlechte Zähne.

Die von Monteke sind eine gute verkäufliche Waare nur haben sich diese Neger die Zähne befeilt, um sie spitzer und schärfer zu machen. Man hat sie daher ohne Grund als Menschenfresser verrufen. Loango liefert nun

gefehr den vierten Theil aller Sclaven dieser Küste. Von der Quibonga-Nation kömmt der sechste Theil der nach Westindien bestimmten Sclaven, und der Ueberrest von Majomba. Sechszehn Meilen südwärts von Loango liegt Malemba, aber in einer offenen Rhede. Man erkennt die Gegend bald an den hohen Gebirgen von Cacongo. Malemba selber hat seinen Namen von einem ansehnlichen Berge erhalten, auf dem die europäischen Negerhändler ihre Handelsbuden aufgeschlagen haben, daher noch zwei steile Abhänge der holländische und französische genannt werden. Die benachbarte Gegend ist überflüssig mit Gemüsen, Ziegen, Schweinen und Geflügel versehen, auch liefert ein benachbarter See die herrlichsten Fische. Der Platz wo hier der Handel mit den Eingebornen getrieben wird, ist sehr ungesund, und hat daher den Namen des Paradieses erhalten. In dieser Gegend wohnt auch der Mafuc. Der Mambuc hingegen oder der künftige Thronerbe von Loango hat seine Residenz etwa vier Meilen von den Handelslogen angelegt. Seine Wohnung ist nach Art der oben beschriebenen Häuser der Europäer (Simbangen) erbauet, und mit Tapeten, Stühlen, Sofas und Betten meist von Sammt meublirt. Er ist ein großer Liebhaber von Wein, und der Europäischen Küche, deswegen hat er einen von seinen Leuten nach Frankreich geschickt, um sich als Koch ausbilden, und man speist bei ihm so gut und geschmackvoll, als irgend jemand in diesem Lande und in einer solchen Hütte erwarten dürfte.

Hier werden die besten Neger eingehandelt. Sie sind gutartig, ruhig, stark und ausdauernd, und recht zur Knechtschaft geschaffen, so daß sie mit ihrer Lage als Sklaven zufrieden scheinen, und deswegen in St. Domingo sehr geschätzt werden. Sie sind auch gute Arbeiter, wenn sie nur Tabak und Bananas haben.

Fünf Meilen südwärts von Malemba liegt die kleine Bucht Cabenda. Sie hat eine treffliche Lage, das Meer ist immer ruhig, und daher das Landen äusserst bequem. Die Gegend umher ist einladend und sehr fruchtbar. Man erkennt Cabenda an einem hohen zuckerhutförmigen Berg. Er steht einzeln und ist bis zum Gipfel mit Bäumen bewachsen. In dieser Bucht ergießt sich ein kleiner Fluß, der kaum die Schiffsböte in seiner Mündung aufnimmt, welche hier Wasser schöpfen wollen. Hier haben die Portugiesen verschiedentlich versucht sich nieder zu lassen. Sie hatten dort vor langer Zeit ein Fort erbauet, das aber längstens geschleift ist. Während des letzten amerikanischen Krieges versuchte der Gouverneur von Loanda, der portugiesischen Hauptvestung in Congo, die Abwesenheit der Franzosen zu benutzen, und eine von seiner Nation längst verlassene Vestung wieder in Stand zu setzen. Wie daher französische Schiffe nach dem Frieden Malemba wieder zu beschiffen anfiengen, so wurden sie zum großen Erstaunen der Befehlshaber mit Kanonen zurückgewiesen. Die Negerhändler beschwerten sich also in Versailles und der Seeminister ließ den Herrn von Marigny nebst einigen armirten Fahrzeugen ausrüsten,

um die Portugiesen aus Malemba zu vertreiben. Dies kostete auch wenig Mühe und bei der zweiten Aufforderung capitulirte die portugiesische Besatzung. Sie ward nach Loanda zurückgeschickt, und die Vestung zerstört, es ist aber wahrscheinlich, daß diese Nation sie bei der ersten Gelegenheit wieder herstellen wird.

Die Neger von Cabenda sind nördliche Nachbaren des Landes Sogno, das von ihnen durch den Zairefluß geschieden wird. Die Einwohner von Sogno sind wegen Behandlung der Portugiesen sehr feindselig gegen alle Weißen gesinnt, und die Einwohner von Cabenda haben etwas von diesem Hasse angenommen. Die Händel unter den Negerfürsten, sind in dieser Gegend auch so häufig, daß den einländischen Kaufleuten häufig der Weg versperrt wird, ihre Waaren nach der Küste zu schaffen. Der Mambuc von Cabende hat es auch wohl gewagt, französische Schiffscapitains festsetzen zu lassen. Sonst werden hier viele Congoneger erhandelt, die eigentlich für Malemba und die Häfen von Sogno bestimmt sind, und unter diesen viele Mondongen.

Die Neger von Sogno sind meist von rother Farbe und gut gebauet, aber feige und verrätherisch. Es ist kaum zu erklären, warum die Missionarien Sogno vorzüglich für ihr Bekehrungswerk gewählt haben, da sie doch so wenig bisher ausrichten konnten, und die dorthin gelangten Geistlichen entweder getödtet oder vergiftet wurden. Die Sclaven von Sogno stehen wegen ihrer Treulosigkeit auch in so schlechtem Ruf, daß man

sie nicht anders, als geschlossen nach Amerika verschifft.

Die Mondongen sind gute und schöne Neger, welche sich wie ihre Nachbaren die Monteken tattowiren. Sie befeilen ebenfalls ihre Zähne, und sind daher bei den Missionarien in den ungegründeten Verdacht gekommen, als ob sie Menschenfresser wären. Sie tattowiren sich nicht blos das Gesicht, sondern zerschneiden sich auch die Brust, so daß sie ganz zerfetzt oder beinahe brodirt aussehen. Viele von ihnen schneiden sich auf dem Bauch drei breite Querstreifen, die Wunde wird hernach von neuen aufgerissen, so daß aus diesen Streifen allmälig hervorragende Schwielen entstehen, und die Neger große Schmerzen leiden müssen, ehe sie diese Zierathen vollendet haben.

Man findet unter den Negern, selbst unter den Kindern viele Beschnittene, auch ist dieser Gebrauch nicht auf einzelne Völkerschaften eingeschränkt, sondern auf alle welche den Europäern Sklaven liefern. Beinahe die Hälfte einer jeden Schiffsladung ist beschnitten, und die meisten derselben liefert Majemba. Fast möchte man glauben, daß sie die Beschneidung von ihren Nachbaren den Mahometanern angenommen hätten, ich habe aber nach genauer Erkundigung erfahren, daß sie damit keine religiöse Idee verbinden, sondern dieses eine bloße Mode ist.

Weiter südwärts gelangt man zum Flusse Zaire, den man bald an seinem reißenden Strom erkennt,

der vielen rothen Sand mit fortschwemmt, von welchem das Meer in einer ansehnlichen Entfernung eine rothe Farbe angenommen hat. Der Zaire wird wenig besucht, und daher ist sein Lauf unbekannt. Man muß ihn mit großer Vorsicht beschiffen, doch sollen ihn schon die Engländer befahren haben. Etwas südlicher entfernt liegt die Rhede Ambriz 7° 20′ südlicher Breite. Hier laufen jährlich nur zwei Schiffe ein, die sich aber nicht länger als acht und vierzig Stunden aufhalten, weil der Negerhandel hier von keinem Belange ist. Die Neger von Ambriz messen die eingetauschten Zeuge nicht nach, daher sie nie das richtige Maas derselben erhalten, dadurch wird auf den Schiffen viel erspart, denn für das an jedem Stücke Cattun oder Leinwand fehlende werden andere Waaren eingetauscht. Man setzt hier verdorbene Zeuge ab, schneidet die Seite ab, wo sie beschädigt sind, und doch gelten sie für ganze Stücke. Ein Schiff kann hier etwa funfzig Sklaven eintauschen, diese sind sanft, dumm und ohne Mißtrauen.

Etwas weiter südwärts befindet sich der kleine Fluß Massula, aber er wird selten besucht weil er in der Nachbarschaft der portugiesischen Posten fließt, hier gewöhnlich eine Corvette dieser Nation vor Anker liegt, und man Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist.

Der Kapitain eines Negerschiffs muß vor der Abfahrt aus Europa wissen, für wie viel verschiedene Artikel oder Waaren er einen Neger eintauschen kann. Im Durchschnitt erhält er für vierzehn einzelne Artikel, an

verschiedenen Zeugen, Säbeln, Flinten, Pulver, Messer, Trinkgefäßen ꝛc. einen Sklaven. Will er also fünfhundert Neger einhandeln, so muß er Anfangs nicht mehr als zwölf diverse Waaren für jeden hingeben, und zuletzt etwa sechszehn. Kinder beiderlei Geschlechts kosten ihm oft nur die Hälfte; was er über diesem Preis von seiner Ladung weggiebt gehört dem Mafuc mit dem er sich deswegen vergleicht, theils um einen Nebenbuhler zu entfernen, theils um die nöthige Zahl seiner Neger möglichst bald voll zu machen. Bisweilen kann der schwarze Sklavenhändler auch eine schon behandelte Waare gegen eine andere vertauschen, die entweder gleichen oder geringern Werth hat. Nur muß er solche, oder die theurern einzubehalten, oder am längsten aufzusparen suchen, die im Handel neun Pagnen gelten. Ein Stück von Indien, oder ein Neger von fünf Fuß, kostet vierzehn verschiedene Artikel doch werden sechs Messer, zwei Hüte, vier Flaschenkeller Branntwein, oder so viel man auch an einzelnen Waaren aussucht, jede Sorte nur für einen Artikel gerechnet. Hält der Sklave aber das obige Maas nicht, oder hat einen Fehler, schielende Augen, fehlende Zähne, so werden immer einige Waaren von dem bedungenen Preise abgezogen. Wären die europäischen Negerhändler nur mit einander einverstanden, so könnte man in Africa sehr wohlfeil Sklaven eintauschen, und sie würden nicht so sehr im Preise steigen. Aber jeder ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sucht seinen Nebenbuhler zu betriegen, cabalirt mit den schwarzen Kaufleuten um Vorzüge vor den übrigen Capitains zu erhalten, bietet

auch wohl über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Concurrenten soviel nicht bezahlen werden. Daher bezahlt man einen Neger statt vierzehn, wohl mit zwei und zwanzig verschiedenen Artikeln. Die Eifersucht und der Neid der weißen Kaufleute gehen so weit, daß sie einander blos zu hintergehen suchen. Jeder verheimlicht dem andern wie viel Neger und zu welchem Preise er sie gekauft habe, oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bediene.

Sobald ein Schiff auf der Küste anlangt, ist die erste Sorge des Befehlshabers, sich eine Wohnung zu verschaffen. Die dazu nöthigen Hütten besorgt der Mafuc gegen Bezahlung, und der Schiffszimmermann muß die Guibange oder das Wohnhaus des Kapitains errichten. Alles zusammen kostet anderthalb bis zwei Pack. Sobald alles fertig ist, wird die Trommel durch alle benachbarte Negerdörfer gerührt, um anzuzeigen, daß ein Handelsschiff angekommen. Hierauf fordert der Mafuc den Zoll und die Geschenke. Der erste besteht in vier bis fünf diversen Sorten von Waaren und einigen Kleinigkeiten, und die Geschenke in einem Flaschen-Keller mit sechs Bouteillen Branntwein, und einigen Artikeln vom Werthe eines halben Stückes. *)

*) Branntwein, wie der Verf. schon häufig bemerkt hat, ist bei den vornehmen Negern ein so außerordentlich beliebter Handelsartikel, daß sie den Beinamen Tooda, d. i. Branntweinsäufer, Trunkenbold für den größten Ehrentitel halten. Vor ungefähr dreißig Jahren pflegte der König von Aquambo auf der Küste von Guinea jährlich

Hierauf erscheinen die Mäkler, die man aber genau kennen muß, um von ihnen nicht angeführt zu werden. Sie erhalten allerlei Waaren zum voraus, die man aber sorgfältig anschreibt, um den Betrag derselben hernach bei Bezahlung der Courtage wieder abzuziehen. Ein betrügerischer Mäkler den man nicht kennt, macht die größten Versprechungen und läßt sich eine Menge Waaren im Voraus geben, die, wenn er keine Sclaven schafft, häufig verloren gehen. Man muß einem solchen daher nicht zu viel trauen, hingegen auch den guten nichts versagen, um sie nicht zu beleidigen, und den Handel gar aufzugeben. Sobald die Mäkler die verlangten Waaren erhalten haben, bringen sie bald dafür Neger zurück, aber anfangs bloßen Ausschuß, den man aber auch gegen die schlechtesten Waaren eintauscht.

Die Kaufleute führen die Sclaven aus einer großen Entfernung herbei, die aber, sie mögen her kommen wo sie wollen, dieselbe Sprache reden, und sich nur durch Accent und Aussprache von einander unterscheiden. Die Sclaven werden auf mancherlei Art aus dem Innern des Landes nach der Küste getrieben. Oft dienen zwanzig Kaufleute drei oder vier Sclaven zur Bedeckung. Fünf dieser Führer gehen voran, welche die mit Stricken

so viel Branntwein an seinem Hofe zu verbrauchen, daß er dafür 2000 Sclaven und darüber bezahlen mußte. Guide du Commerce de l'Amerique principalement pour le Port de Marseille. T. II. S. 288.

von Aloefasern gebundenen Sclaven hinter sich herziehen, die Weiber gehen ganz frei, und die andern folgen. Da die Wege sehr schmal sind, und oft nur einer auf einmal durchkommen kann, so ist es schwer zu entwischen. Viele Sclaven folgen den Kaufleuten ohne Widerstand, und lassen sich mit Fremden verkaufen. Diese werden nicht gebunden und leben unterwegs mit den schwarzen Kaufleuten als Cameraden. Den Widerspenstigen hingegen, werden die Hände auf dem Rücken gebunden, und diese so fest zugeschnürt, daß sie alles Gefühl verlieren und oft zwei Tage nach dem Verkauf keine Hand rühren können. Manche suchen sich dennoch loszumachen, oder widersetzen sich ihren Entführern nach Möglichkeit. Diese müssen eine hölzerne Gabel tragen, die hinten am Nacken durch einen Schieber oder starken Riegel verschlossen ist, so daß sie den Kopf nicht durchziehen können. Das Ende des Stiels der Gabel trägt der Führer des Sclaven, und da letzterm die Gabel selber an und um den Hals befestigt ist, so kann der Führer den Sclaven bei der geringsten Bewegung zu Boden werfen, oder gar erwürgen. Der Nagel oder Schieber hinten am Halse ist so fest eingenietet, daß man den gekauften Sclaven lieber den einen Zacken der Gabel absägt, als sich die Mühe nimmt, den Schlußnagel herauszuziehen. Manche Sclaven verlieren in den Häusern der Weißen ihre Freiheit auf eine gewaltthätige Art. Der schwarze Kaufmann lockt einen Neger in die Wohnung eines fremden Weißen, ihn mit Branntwein zu bewirthen. Mit dem Weißen verständigt er sich durch Zeichen, ob ihm der Mann

ankehr oder nicht. Wird der Neger gut gefunden, so legt man ihn sogleich in Fesseln, achtet gar nicht darauf daß er ein freier Mann war, läßt ihn genau untersuchen, führt ihn hierauf in die Bombe, und das Boot liefert ihn den andern Tag am Bord des Schiffes ab, wo an keine Befreiung zu denken ist.

Die Bombe ist ein festes Gefängniß am Lande, welches die Weißen entweder wegen seiner Dunkelheit so nennen, oder bei den Negern ein Mann Bombe oder Bomba heist, den der Mafuc den Kapitänen während der Zeit ihres Aufenthalts überläßt, um die Sklaven auf dem Schiffe singen und tanzen zu lehren, und sie in Ordnung zu halten.

Die Bombe ist ein Gefängniß unter dem Comtoir oder der Wohnung des Schiffscapitains, von starken Baustämmen errichtet. Wenn die Sklaven des Abends ankommen, werden sie hier während der Nacht aufbewahrt, und der Kapitain, der über diesem Kerker wohnt, hört durch den leichten Fußboden seiner Wohnung die Klagen und Seufzer seiner Gefangenen über ihr trauriges Schicksal. Denn viele glauben, sie würden von den Weißen gefressen, und wenn man sie auch zu beruhigen und zu trösten sucht, so bilden sie sich dennoch ein, dies geschehe, um zu verhindern, damit sie nicht durch Abhärmen all zu mager würden.

Sobald ein Sklave dem Schiffskapitain zum Verkauf gebracht wird, übergiebt dieser ihn seinem Schiffs-

wundarzt, der die Augen, Zähne, Hände, Beine ꝛc. aufs genaueste untersucht. Die Betrügereien der schwarzen Kaufleute machen diese Vorsicht nothwendig. Ich hatte einem Mäkler verschiedene Waaren vorgestreckt, ohne von ihm Sclaven zu erhalten. Ich warf ihm seine Nachlässigkeit vor, und drohete, dem Mafuk eine Anweisung auf ihn zu geben, worauf er sogleich seine Schuld abzutragen versprach, und Wort hielt. Er hatte aber nur einen alten Neger von guten weißen Zähnen aufgetrieben, den aber wegen seiner Jahre kein Schiffer gekauft haben würde. Diesem rasirte er Haare und Bart sauber ab, schwärzte ihn mit Schießpulver, so daß der Sclave ein schöner Neger ward, und den aufmerksamsten Käufer betriegen mußte. Ich kaufte ihn also, allein zwei Tage darauf wurden die weißen oder grauen Haare bald sichtbar. Seitdem hatte ich immer warmes Wasser zur Hand, und ließ jeden Neger, der mir verdächtig schien, abwaschen oder vielmehr abscheuern.

Ist die Untersuchung geschehen, so erfolgt die Bezahlung, die gewöhnlich gegen Ende des Handels aus einem Pack von vierzehn vorher ausgesuchter Artikel, vorzüglich von der bessern Art besteht, um die Abreise zu beschleunigen, weil die Erhaltung der Sclaven auf dem Schiffe kostbar ist. Bei den Schnittwaaren oder Zeugen werden die Neger aber sehr betrogen, weil sie nicht das vorgeschriebene Maaß halten. Aber sie sind auch klüger geworden, und bestimmen die Länge der Zeuge ganz genau. Man kann daher die Neger nur in

Gedächtnißsachen anführen, weil sie nicht schreiben, auch nicht Rechnung halten können. In den Packen sucht man vorzüglich Waaren von geringern Werth anzubringen, die theurern oder diejenigen, welche neun Pagnen am Werth betragen, zurück zu behalten, um bei vorfallender Gelegenheit gut assortirt zu seyn. Ein Pack von vierzehn Artikeln ist daher bald mehr, bald weniger werth, nachdem solches viele Guineen *) oder andere theure Zeuge enthält.

Der Capitain verzeichnet das Pack, aus den erhandelten Waaren bestehend, auf einer Schiffertafel, die er dem Mäkler giebt. Dieser bringt die Tafel dem Schiffslieutenant, welcher den Mäkler bezahlt, die Waaren aufschreibt, auch das Pack und den Sclaven numerirt. Jeden Abend wird genaue Rechnung gehalten, die verkauften Waaren mit den übriggebliebenen verglichen, und Einkauf und Bezahlung in die Bücher getragen. Hat der Mäkler das Pack erhalten, so überliefert er solches den schwarzen Kaufleuten, denen die Sclaven vorher gehörten. Von diesen wird jede Waare sorgfältigst untersucht, und wenn sich in den Zeugen ein Loch oder ein kleiner Schaden findet, sogleich zurückgegeben. Doch werden sie wieder ange-

*) Guineen sind bunte ostindische oder auch europäische Cattune, 13 bis 14 Ellen lang und beinahe zwei Ellen breit. Weil sie in Guinea starken Abschnitt finden, haben sie den Namen von dieser Küste erhalten. Ein solches Stück gilt im Negerhandel 27 Pagnen.

nommen, wenn man ihnen einige Messer oben drein giebt. Der Mafuc erhält gewöhnlich an Mäklergebühren von jedem Sclaven zwei bis drei Stück, und überdem ein Geschenk von zwei andern Stücken. *) Hat er also zwanzig Sclaven verhandelt, so erhält er beinahe hundert Stück (pieces) für eigene Rechnung. Am Ende des ganzen Handels oder vor Abfahrt des Schiffs, zieht man diese Stücke von den Waaren ab, die er abschläglich oder während des Handels voraus erhalten hat. Bei dieser Rechnung aber wird er gewaltig betrogen.

Verlangt ein Mäkler Waaren zum voraus, so läßt man sie ihm unweigerlich verabfolgen, und er kann zum vierten- und fünftenmale dergleichen bekommen. Es werden aber immer mehr angeschrieben, als er wirklich empfangen hat, und ohne ihm zu sagen, was er schuldig geworden. Einige Zeit hernach befragt der weiße Kaufmann ihn, wie viel glaubst du wohl für deine Rechnung schon erhalten zu haben. Der Neger,

*) Bei Bestimmung der Europäischen Waaren setzt Herr Degrandpré zu viel bei seinen Leser voraus, oder bezeichnet den eigentlichen Werth der Waaren bei den Negern nicht allemal deutlich. Daher man oft nicht weiß, ob man unter Stück, einen einzelnen Artikel, wie Branntwein, Pulver ꝛc., oder ein sogenanntes Stück verstehen soll, das aus mehreren Waaren besteht, und von drei bis zu neun Pagnen berechnet wird. Es war daher für den Uebersetzer nicht leicht, jedesmal die Meinung des Verf. zu errathen.

der durch diesen Handel noch mehr zu gewinnen hofft, sagt oft doppelt so viel vorausgenommen zu haben, als er wirklich empfangen. Weit davon entfernt, ihn aus seinem Irrthum zu reissen, rühmt der weiße Kaufmann vielmehr sein treffliches Gedächtniß. Du hast völlig Recht, sagt dieser, und trägt hierauf die anerkannte Anzahl Waaren in die schon vorher vergrößerte oder verfälschte Rechnung ein. Findet der Neger etwa hernach seine Rechnung allzuhoch angeschwollen, und beschwert sich darüber, so sagt man ihm, du hast ja selber so und soviel eingestanden, und da er sich nicht zu helfen weiß, und das Gegentheil nicht zu erweisen vermag, muß er sich endlich zufrieden geben, und den Schaden tragen. Andere, die verschmitzter sein wollen, schlingen soviel Knoten in die Schnüre ihrer Gürtel, als sie Waaren im Voraus nehmen, diese sind freilich schwerer zu betriegen. Da sie die Waaren aber bisweilen durch ihre Leute abholen lassen, oder mit mehreren Schiffen zugleich Verkehr treiben, verwirren sie sich bei ihren Knoten, oder verwechseln den einen Gürtel mit den andern, so daß man sie leicht überführen kann, sie hätten zu wenig Knoten gemacht. Hat das Schiff nun seine ganze Ladung eingenommen, so läßt man abermals die Trommel rühren, um alle Mäkler am Bord zu rufen, und sich mit ihnen zu berechnen. Dies kann aber selten ohne Zank und Hader beendigt werden, und oft werden mehrere Schiffscapitains herbei gerufen, um die Forderungen der verschiedenen Mäkler zu berichtigen. Die Streitigkeiten wegen der sogenannten Landeskinder sind am schwersten zu schlichten. Zuweilen

braucht ein Negermäkler zu seinem Handel ein ganzes Pack Waaren, welches man ihm aber, als einen zu groken Vorschuß verweigert. Weil er nun die Waaren nothwendig haben muß, so stellt er dagegen einen Bürgen, der des Mäklers Freund, Verwandter oder Unterthan ist, und auf der Küste den Namen Landskind (fils de terre) führt. Kann der Mäkler den Bürgen nicht durch Zahlung befreien, so muß dieser als Sclave die Reise nach St. Domingo machen. Der Mäkler schreit zwar dagegen, und verlangt die Waaren von seinen Mäklergebühren abzuziehen. Dies verweigert der Capitain, entweder weil er ihm nichts schuldig zu sein glaubt, oder wenn er ihm auch schuldig ist, dennoch das Pack nicht zurück nehmen will, weil es ihm um Sclaven zu thun ist, er auch wohl in den Fall kommen kann, manches Pack Waaren zurück nehmen zu müssen. Jetzt bleibt dem armen Mäkler nichts weiter übrig, als auf den andern Schiffen einen Sclaven zu erbetteln, den er auch noch erhält, wenn er seinen Freund dafür als Geissel zurück läßt. Weil nun diese Landskinder nach und nach auf sieben bis acht Schiffen Arrest halten müssen, so sterben sie zuletzt am Schaarbock.

Die nach Westindien bestimmten Negersclaven sind auf dem Schiff ganz ohne alle Bekleidung. In der Mitte des Verdecks ist eine acht Fuß hohe, bretterne, mit starken Nägeln beschlagene Scheidewand aufgeführt, um beide Geschlechter von einander abzusondern. Zwei Mann stehen auf einer Gallerie beständig Wache, um

die Neger zu beobachten. Auch hat man in dieser Schanze Löcher für zwei Kanonen angebracht, um sie auf die Sclaven bei dem geringsten Aufruhr abzuschießen. Ihre Nahrung am Bord des Schiffs besteht aus zwei Mahlzeiten von gekochten Bohnen mit Salz und Pimento *) gewürzt. Diese Speise ist sehr gesund, und erhält die Neger auf der Reise ziemlich wohl belebt. Ihr Getränk besteht aus bloßen Wasser.

Jeder Sclave trägt am Halse seine Nummer auf ein Stück Blei oder Holz gezeichnet, auch einen Löffel an einem Faden, aus der Fächerpalme gedreht. Man giebt ihm zuweilen auch etwas Toback zum rauchen, daher die Nummer, der Löffel, die Pfeife und der Toback die einzige Bedeckung ihrer Blöße sind. Den Toback giebt man den Sclaven, weil man dadurch dem Schaarbock vorzubeugen glaubt. Man nimmt auf der Reise auch viele Palmenfasern mit, um die Neger zu beschäftigen,

*) In der Urschrift wird der africanische Pfeffer immer Pimento genannt. Ob der Pimentobaum auch im westlichen Africa wächst, ist noch nicht ausgemacht. Proyart will ihn zwar in Loango gefunden haben, aber seine Beschreibung paßt auf den westindischen Pimento nicht; man weiß aber, daß dort mehrere Pfeffergattungen, wie schwarzer Pfeffer, eben so scharf und beißend wie der indische, Cajennepfeffer und Paradieskörner in Menge gefunden werden. Letztern scheint der Verf. unter Pimento zu verstehen, die während der ersten portugiesischen Schiffahrten in Menge ausgeführt, und hernach von dem ostindischen Pfeffer verdrängt wurden. Jene Körner heißen auch Malagetta, und beim Linné, Amomum grana Paradisi.

theils allerlei Thauwerk für das Schiff zu verfertigen, theils Hüte oder Körbe daraus zu flechten. Für diese Arbeiten wird ihnen dann und wann Zwieback und Branntwein gereicht. Sie schlafen in dem Zwischendeck auf dem bloßen Boden. In der Mitte dieses Behältnisses ist oben eine Oefnung, acht Fuß breit und mit einem starken hölzernen Gitter bedeckt, um Licht und Luft herein zu lassen. Auf der Schiffsschanze richtet man ein Behältniß für die Kranken ein, die gut gepflegt werden. *) Es ist gebräuchlich, die männlichen Sclaven an Hand und Fuß aneinander zu fesseln, wenigstens funfzig der stärksten Neger. Auf meinem Schiffe ist dieses jedoch nie geschehen, meine Neger sind immer frei geblieben, und ich habe nie Ursache gehabt, meine Abweichung von der Regel zu bereuen, indem meine Sclaven an Bord nie einen Aufstand versucht haben.

*) Auf den wenigsten Sclavenschiffen werden die Neger während der Reise auf die oben beschriebene Art behandelt. Man darf nur darüber Falconbridges Nachricht vom Sclavenhandel auf der Küste von Africa, Leipzig 1790 nachlesen. Will man sich überzeugen, wie enge und eingezwängt sie in dem ihnen angewiesenen Raum liegen müssen, so daß sie nicht einmal aufrecht sitzen können, so giebt davon Wadstroms Abbildung des Innern eines Negerschiffs im Essay on Colonisation. T. II. die deutlichste Ansicht.

Johann Barrow's
Reisen
durch die inneren Gegenden
des
südlichen Afrika
in den Jahren 1797 und 1798.

Aus dem Englischen übersetzt
und
mit Anmerkungen begleitet
von
M. C. Sprengel.

Theil 1.

Zweite Auflage.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs
1806.

Einleitung.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist, seitdem sich dort die Holländer niederließen, von Europäern oft genug bereiset und selbst das Innere des Landes häufiger untersucht worden, als bisher irgend ein Theil von Afrika. Nicht nur haben einzelne Bewohner des Kaps, und in ihrer Begleitung fremde-Naturforscher, das angebaute Land nebst den gebirgigten wasserleeren Einöden untersucht, sondern auch Ostindienfahrer, welche bei ihrer Hin- und Zurückfahrt am Kap verweilten, Bemerkungen über dessen Einwohner, Naturmerkwürdigkeiten und andere Gegenstände gesammelt. Da letztere aber in den wenigen Tagen ihres Aufenthalts selten wichtige Beobachtungen machen konnten, so mußten sie sich meistens auf die Erzählungen der Einwohner verlassen, die hernach falsch oder halbverstanden niedergeschrieben wurden. Doch von diesen am Kap nur gelegentlich an-

sprechenden Reisenden müssen wir die beiden Forste und den Ritter Thunberg ausnehmen, welche in ihre Reisen um die Welt und nach Japan treffliche Nachrichten von dieser holländischen Besitzung eingeschalte haben.

Der erste ausführliche und dem Anscheine nach voll ständige Beschreiber vom Kap war der teutsche Magister und nachherige Rector der Schule zu Neustadt an de Aisch, Peter Kolbe (S. dessen vollständige Beschrei bung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hoffnung Nürnberg 1719. Fol. eine holländische Uebersetzung er schien Amst. 1727 Fol., eine englische von Guido Medle London 1731. in zwei Octavbänden, und eine französi sche von J. Bertrand, Prediger in Orbe Amst. 1741 in drei Bänden klein Octav) und ist es in gewisser Rück sicht, noch, wenn wir die Zeiten betrachten, in welcher er seine Beschreibung zusammentrug. Kolbe war eigentlich bestimmt, dort astronomische Beobachtungen zu machen, doch sollte er zugleich das damals außer Holland wenig bekannte Vorgebirge der guten Hoffnung untersuchen, und hielt sich daher in dieser Pflanzstadt acht Jahre von 1705 bis 1713 auf. Ungeachtet sie seit dieser Zeit große Veränderungen erlitten, ihre Gränzen weiter ausgedehnt hat, und das Innere des Landes von spätern Reisenden genauer erforscht ist, so sind seine

Nachrichten lange nicht alle Antiquitäten geworden, und er bleibt noch immer bei einzelnen Eigenthümlichkeiten dieser fernen Weltgegend unser treuer Führer. Was Kolbe von der damaligen Landeseintheilung in dem kapschen Distrikt, Stellenbosch, Drakenstein und Waveren anführt, haben andere ihm lange nachgeschrieben, und noch ist sie nicht ganz erloschen. Nur Stellenbosch und das Kapdistrikt haben einen großen Umfang erhalten und Zwellendam und Graafreinet sind als neue Distrikte hinzugekommen. Die Sitten und Gebräuche der Hottentotten sind von ihm ausführlich beschrieben, auch hat er über die Verfassung der Colonie, die Einkünfte und Ausgaben der Regierung und die Lebensart der europäischen Einwohner zuverlässige Nachrichten aufbewahrt. Freilich haben ihn seine Nachfolger in Kenntniß und Darstellung der Naturprodukte weit hinter sich gelassen, auch sind die Abschnitte oder die verschiedenen Briefe, welche er mit ihrer Beschreibung angefüllt hat, nicht ganz auf seine Rechnung zu setzen, sondern ihm wurden zu diesem Behuf die handschriftlichen Sammlungen eines gewissen Justizsecretärs Grevenbrök mitgetheilt, die er freilich ohne Prüfung und gehörige Sachkenntniß in ihrer unförmlichen Gestalt seinem Werke einverleibte. Seine Liebe zum Wunderbaren blickt darin allenthalben durch, seine meisten Nachrichten sind aus mündlichen Erzählungen ohne Auswahl zusammengetragen, und den teutschen

auch wohl über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Concurrenten soviel nicht bezahlen werden. Daher bezahlt man einen Neger statt vierzehn, wohl mit zwei und zwanzig verschiedenen Artikeln. Die Eifersucht und der Neid der weißen Kaufleute gehen so weit, daß sie einander blos zu hintergehen suchen. Jeder verheimlicht dem andern wie viel Neger und zu welchem Preise er sie gekauft habe, oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bediene.

Sobald ein Schiff auf der Küste anlangt, ist die erste Sorge des Befehlshabers, sich eine Wohnung zu verschaffen. Die dazu nöthigen Hütten besorgt der Mafuc gegen Bezahlung, und der Schiffszimmermann muß die Guibange oder das Wohnhaus des Kapitains errichten. Alles zusammen kostet anderthalb bis zwei Pack. Sobald alles fertig ist, wird die Trommel durch alle benachbarte Negerdörfer gerührt, um anzuzeigen, daß ein Handelsschiff angekommen. Hierauf fordert der Mafuc den Zoll und die Geschenke. Der erste besteht in vier bis fünf diversen Sorten von Waaren und einigen Kleinigkeiten, und die Geschenke in einem Flaschen-Keller mit sechs Bouteillen Branntwein, und einigen Artikeln vom Werthe eines halben Stückes. *)

*) Branntwein, wie der Verf. schon häufig bemerkt hat, ist bei den vornehmen Negern ein so außerordentlich beliebter Handelsartikel, daß sie den Beinamen Tooda, d. i. Branntweinsäufer, Trunkenbold für den größten Ehrentitel halten. Vor ungefähr dreißig Jahren pflegte der König von Aquambo auf der Küste von Guinea jährlich

rühren vorzüglich daher, daß er blindlings den Freunden oder Anhängern des von Kolbe sehr nachtheilig geschilderten und hernach abgesetzten Gouverneurs van der Stell folgte. Auch hat der Oberste Gordon, der 1774 und 1777 die innern Gegenden des Kaps bereisete, den französischen Astronom, in lehrreichen Anmerkungen zurechtgewiesen, welche der teutsche Herausgeber der neuen, kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Leipzig 1779. 8. mit aufgenommen hat.

Nach la Caille hat das Kap aufmerksamere Beobachter gefunden. Nicht nur Eingeborne haben sich in die unbekannten nördlichen und östlichen Wildnisse gewagt, und in ihren Tagebüchern die gemachten Entdekkungen, nebst den ausgestandenen Mühseligkeiten verzeichnet, sondern auch fremde Naturforscher und Erdbeschreiber haben seitdem unsere Kenntniß vom Kap mannichfaltig erweitert. Von den Landzügen der erstern kann man freilich einzelne dahin gehörige Nachrichten in den unten anzuzeigenden Beschreibungen des Kaps finden, aber nur wenige von ihren Bemerkungen sind vollständig gedruckt worden, wahrscheinlich weil sie meist eine trockene Anzeige des täglich zurückgelegten Weges und der erlittenen Beschwerden enthielten. Doch sind zwei von diesen Reisejournalen ganz erhalten worden, die eben kein Verlangen erregen, die übrigen gleich aus-

von Aloefasern gebundenen Sclaven hinter sich herziehen, die Weiber gehen ganz frei, und die andern folgen. Da die Wege sehr schmal sind, und oft nur einer auf einmal durchkommen kann, so ist es schwer zu entwischen. Viele Sclaven folgen den Kaufleuten ohne Widerstand, und lassen sich mit Freuden verkaufen. Diese werden nicht gebunden und leben unterwegs mit den schwarzen Kaufleuten als Cameraden. Den Widerspenstigen hingegen, werden die Hände auf dem Rücken gebunden, und diese so fest zugeschnürt, daß sie alles Gefühl verlieren und oft zwei Tage nach dem Verkauf keine Hand rühren können. Manche suchen sich dennoch loszumachen, oder widersetzen sich ihren Entführern nach Möglichkeit. Diese müssen eine hölzerne Gabel tragen, die hinten am Nacken durch einen Schieber oder starken Riegel verschlossen ist, so daß sie den Kopf nicht durchziehen können. Das Ende des Stiels der Gabel trägt der Führer des Sclaven, und da letzterm die Gabel selber an und um den Hals befestigt ist, so kann der Führer den Sclaven bei der geringsten Bewegung zu Boden werfen, oder gar erwürgen. Der Nagel oder Schieber hinten am Halse ist so fest eingenietet, daß man den gekauften Sclaven lieber den einen Zacken der Gabel abfägt, als sich die Mühe nimmt, den Schlußnagel herauszuziehen. Manche Sclaven verlieren in den Häusern der Weißen ihre Freiheit auf eine gewaltthätige Art. Der schwarze Kaufmann lockt einen Neger in die Wohnung eines fremden Weißen, ihn mit Branntwein zu bewirthen. Mit dem Weißen verständigt er sich durch Zeichen, ob ihm der Mann

was Eisen und Blei wieder gefunden. (Journal of a Journey from the Cape of Good Hope undertaken by Jacob van Reenen etc. by Capt. Edw. Rion Lond. 1792. 4.)

Von den spätern Beschreibern des Kaps verdienen folgende vorzügliche Erwähnung, auch können sie Hrn. Barrow hin und wieder zur Ergänzung dienen, sowohl was die ehemalige Verfassung desselben unter der holländischen Herrschaft, als andere südafrikanische Merkwürdigkeiten betrifft. Der älteste von ihnen ist der Schlesier Menzel, der, so viel sich aus seinem Werke: (Vollständige und zuverlässige geographische und topographische Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hoffnung. Glogau I Th. 1785. 2 Th. 1787. 8.) errathen läßt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts acht Jahre in diesem Lande lebte. Da er von der Verfassung desselben genau unterrichtet war, und er nach Kolbe der erste ist, der vor den weitläuftigen Berichten der niederländischen Commission zu Untersuchung der Angelegenheiten der ostindischen Gesellschaft, Erfahrungen über die Verfassung und Finanzen der kapschen Colonie sammelte, so scheint er dort ein Civilamt bekleidet zu haben. So ausführlich nun auch Menzel bei der statistischen Beschreibung des Kaps ist, desto kürzer faßt er sich bei der Na-

turgeschichte, und überläßt, außer einer allgemeinen Anzeige der bekanntesten Thiere, deren Beschreibung seinen Nachfolgern. Zu seinen Zeiten waren freilich die Länder der Wilden, welche diese Colonie begränzen, noch lange so bekannt nicht, als in unsern Tagen, dennoch ist Menzel der erste, der die Größe des von den Holländern bezwungenen, oder strichweise besetzten Landes zu bestimmen wagt, und seine Angaben treffen mit Barrows Berechnung bis auf eine geringe Abweichung überein. Dieser schätzt die Größe des Kaps nach seinem gegenwärtigen Umfange 128,150 englische Quad. Meilen, welche 6040 teutsche betragen, Menzel hingegen berechnet das Ganze, so weit es zu seinen Zeiten bereiset und untersucht war, auf 6000 teutsche Quadratmeilen. Seine Beschreibung enthält ferner eine Menge Zusätze zu den neuern Reisen und Bemerkungen, welche andere übersahen. Wie oft sind nicht die Grausamkeiten geschildert worden, welche sich die holländischen Bauern gegen die unglücklichen Buschhottentotten erlaubten. Aus Menzels Beschreibung kann man diese Barbareien noch vermehren. So versichert er Th. II. S. 564, daß man zu seinen Zeiten in Südafrika Tabaksbeutel verkaufte, die aus den abgeschnittenen Brüsten erschlagener Hottentottenweiber verfertigt wurden. Da Menzel seine Beschreibung in sehr hohem Alter aufsetzte, denn die Vorrede des zweiten Theils ist den 26sten Febr.

1787. am 78sten Geburtstage ihres Verf. unterschrieben, so fällt er häufig in denselben Fehler, welchen er an Kolbe so bitter tadelt, unbedeutende Gegenstände mit der langweiligsten Geschwätzigkeit, und Weitschweifigkeit zu beschreiben.

Nach ihm ward das Kap von Hrn. Sparrmann, jetzt Professor zu Upsala, untersucht. Er beschäftigte sich dort als Naturforscher von 1771 bis 1776, die Zeit ausgenommen, die er auf dem Schiffe Resolution, als Begleiter der beiden Forster in der Südsee zubrachte. Seine Beschreibung des südafrikanischen Vorgebirges und des von ihm unternommenen Landzuges bis zu den Wohnungen der Kaffer (Andr. Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, den südlichen Polar-Ländern und um die Welt, vorzüglich in den Ländern der Hottentotten und Kaffer. Herausgegeben von G. Forster. Berlin 1784. 8.) ward aus dem Schwedischen vom Rector C. H. Groskurd in die teutsche, und aus dieser in die englische und französische Sprache übersetzt, sie ist also Freunden der Länderkunde hinlänglich bekannt geworden. Da er Linnee's Schüler, und ein gelehrter Naturforscher war, so ist seiner Aufmerksamkeit schwerlich eine neue oder merkwürdige Gattung des Thier- oder Pflanzengeschlechts entgangen, er hat auch vorzüglichen Fleiß auf ihre Bestimmung und genaue

Beschreibung verwandt, und seine Beobachtungen mit den Wahrnehmungen anderer Gelehrten verglichen. Bei diesen Untersuchungen hat er jedoch das Land und dessen Einwohner nicht übersehen, und besonders die Lebensart der holländischen, durch das Land zerstreuten Bauern, auch die Sitten der Unter ihnen, oder hinter den angebauten Ländern, wohnenden Wilden getreu dargestellt. Auf seinem Zuge nach dem großen Fischflusse hörte er zuerst von den unten näher beschriebenen hottentottischen Zeichnungen in den Felsenhöhlen, und daß unter diesen, rohe Abbildungen von dem bisher fabelhaften Einhorn gefunden würden, bekam sie aber nicht zu sehen.

Bald nach Sparrmann besuchte ein Engländer Wilhelm Patterson, in den Jahren von 1777 bis 1779, die inneren Gegenden des Kaps, und ließ 1789 in London, sein Tagebuch (Narrative of four Journies in the Country of the Hottentots and Cafraria in the Years 1777, 78 and 1779 by Lieutenant W. Paterson 4. teutsch übersetzt von J. R. Forster, Berlin 1790 8.) drucken, dasselbe enthält auf wenigen Bogen, die bereits aus anderen bekannten Reisebeschwerden, wenn er mit seinen Begleitern über unbewohnte Gebirge, durch dürre Karroofelder oder Waldungen ziehen mußte, welche reißenden Thieren zum Aufenthalt dienten, und außer eigenen Beobachtungen, Auszüge aus Sparrmanns

Reise, dessen Charte ebenfalls zur Uebersicht seiner Reisen nachgestochen ist. Er zog ebenfalls nach Osten, jenseits des großen Fischflusses, bis zu den Wohnungen der Kaffer, und besuchte die Nachbarschaft der Schneegebirge, überließ es aber seinem Gefährten, dem Obersten Gordon, diese genauer zu erforschen, die Buschhottentotten, welchen die Gebirge ostwärts des Couzie- oder Sandflusses zum Schlupfwinkel dienen, und zuletzt den Orangefluß, dessen Ursprung und Lauf noch nicht ganz bekannt ist. Da er meistens schon von anderen besuchte Gegenden bereisete, so waren Wiederholungen nicht zu vermeiden, indessen findet doch der Botaniker in dieser Reise mannichfaltige Belehrung. Eine Menge Pflanzen sind von ihm genau beschrieben und getreu abgebildet, auch meteorologische Beobachtungen gesammelt worden. Noch hat er in einem besondern Anhange die Schlangen beschrieben; mit deren Gift die Eingebornen ihre Pfeile tödtlicher machen.

Allgemeiner als Patterson ist gewiß le Vaillant gelesen worden, weil er seine eigenen Fährlichkeiten zu Lande und zu Wasser, auch seine vielfältigen Abentheuer unter Wilden und Halbwilden, so unterhaltend auszumalen verstand. Er scheint seinen Berichten nach, auf seiner Karavanenreise, weiter gegen Osten und noch weiter gegen Norden, als irgend einer seiner Vorgänger

gekommen zu seyn. Auf seiner ersten 1781 unternommenen Reise, die zweite machte er von 1783 bis 178[illegible] (Voyage de Mr. le Vaillant dans l'Interieur de l'Afrique par le Cap de bonne Esperance dans les Années 1780—1785. Paris 1790 zwei Bände 8. — Second Voyage dans l'Interieur de l'Afrique par le Cap de bonne Esperance dans les Années 1783—85. Paris 1795. 3 Vols. 8. teutsch von Forster, Berlin 1790. 96) besuchte er die Saldanhabai und war Zeuge des Gefechts, in welchem der englische Commodore Johnston eine holländische nach Ostindien bestimmte Flottille eroberte. Von hier begab er sich nach den verschiedenen Districten, welche in der Nachbarschaft der Kapstadt liegen, und nahm weiter seinen Weg nach Osten zu den Kaffern. Er suchte hierauf die Schneegebirge zu bereisen, kam aber nicht weiter als in die südliche Gegend derselben, wo mehrere Ströme entspringen, welche sich hernach mit dem Sonntagsflusse vereinigen, und kehrte hierauf beinahe auf demselben Wege wie Barrow nach der Kapstadt zurück. Er sammelte auf dieser Reise einen reichen Vorrath naturhistorischer Bemerkungen und war so glücklich die Früchte seines Eifers für Erweiterung zoologischer Kenntnisse, eine beträchtliche Sammlung ausgestopfter Thiere und Vögel in Sicherheit zu bringen. Sein zweiter Zug gieng vom Kap gegen Norden durch den District Stellenbosch, und jenseits der Gränzen des-

selben. Eigentlich war seine Absicht den Plan auszuführen, mit dem Damberger späterhin das Publikum zu täuschen suchte, Afrika von Süden nach Norden zu durchstreifen. Er mußte ihn aber bald aufgeben, wegen der Menge seines Gepäcks, der Besorgniß, seine mühsam zusammengebrachten Naturalien zu verlieren, und der Schwierigkeiten bei fremden Negervölkern für sich und seine Heerden Mittel zum weitern Fortkommen zu finden. Le Vaillant will indessen auf diesem Zuge weiter gegen Norden als irgend jemand vor ihm, und sogar jenseits des Wendezirkels des Steinbocks vorgedrungen seyn. Diesem widerspricht Herr Barrow, und nach ihm wäre le Vaillant nicht weiter als Patterson, oder bis zum nordwestlichen Orangefluß gekommen, er soll auch bei dieser Reise das Tagebuch eines holländischen Colonisten benutzt haben, der vor ihm diese Gegenden besuchte, um eine Völkerschaft aufzuspüren, bei der man Leinwand gefunden haben wollte. Auch soll ein von Barrow genannter Abbé Philippo der wahre Verfasser der ganzen zweiten Reise seyn, der solche à la Damberger zusammen gestoppelt und mit mancherlei Schöpfungen seiner Einbildungskraft ausgeschmückt hat. Da aber Barrow seine Zweifel gegen die Authenticität eines grossen Theils der zweiten Reise nicht mit Gründen unterstützt, auch kein Europäer in diesem afrikanischen Landstrich bis zum 23° südlicher Breite gekommen ist, um le

theils allerlei Thauwerk für das Schiff zu verfertigen, theils Hüte oder Körbe daraus zu flechten. Für diese Arbeiten wird ihnen dann und wann Zwieback und Branntwein gereicht. Sie schlafen in dem Zwischendeck auf dem bloßen Boden. In der Mitte dieses Behältnisses ist oben eine Oefnung, acht Fuß breit und mit einem starken hölzernen Gitter bedeckt, um Licht und Luft herein zu lassen. Auf der Schiffsschanze richtet man ein Behältniß für die Kranken ein, die gut gepflegt werden. *) Es ist gebräuchlich, die männlichen Sclaven an Hand und Fuß aneinander zu fesseln, wenigstens funfzig der stärksten Neger. Auf meinem Schiffe ist dieses jedoch nie geschehen, meine Neger sind immer frei geblieben, und ich habe nie Ursache gehabt, meine Abweichung von der Regel zu bereuen, indem meine Sclaven an Bord nie einen Aufstand versucht haben.

*) Auf den wenigsten Sclavenschiffen werden die Neger während der Reise auf die oben beschriebene Art behandelt. Man darf nur darüber Falconbridges Nachricht vom Sclavenhandel auf der Küste von Africa, Leipzig 1790 nachlesen. Will man sich überzeugen, wie enge und eingezwängt sie in dem ihnen angewiesenen Raum liegen müssen, so daß sie nicht einmal aufrecht sitzen können, so giebt davon Wadstroms Abbildung des Innern eines Negerschiffs im Essay on Colonisation. T. II. die deutlichste Ansicht.

Forscher freilich eine Menge Uebereinstimmungen mit frühern Reisebeschreibungen, doch zugleich eben so viel ihm eigene Observationen, vorzüglich über das bisher fast ganz vernachläßigte Mineralreich entdecken. Indeß unterscheidet sich Herr Barrow von jenen auf eine vortheilhafte Art. Er hat, ungeachtet naturhistorische Untersuchungen oder Erforschung verborgener, bisher vernachläßigter Handelsvortheile, seine Reise mit veranlaßten, und bloß unzugängliche Gebirge, oder afrikanische Steppen zu beschreiben waren, in welchen der aufmerksamste Beobachter, die lebhafteste Einbildungskraft, Geduld und Thätigkeit verlieren müssen, immer für Unterhaltung den ungleichartigsten Leser gesorgt, ohne sie durch dürre Nomenclatur, lästige Weitschweifigkeit, oder Alltagsvorfälle, romantische Dichtungen anzulocken, oder abzuschrecken. Schon die Einleitung zeigt eine durchgedachte Schilderung des Landes, wie vortheilhaft die Holländer das bisher vernachläßigte Kap benutzen konnten, und welchen Gewinn Großbrittannien von dieser Eroberung hoffen darf, wenn ihm ein künftiger Friede dessen Besitz versicherte. Unsers Verfassers Nachrichten von den Kaffern sind genauer und umfassender, weil er als Friedensrichter zu diesen östlichen Nationen kam, auch er länger und ungestörter als andere unter ihnen verweilen durfte. Er hat Landstriche entdeckt, die vor ihm in Dämmerung, oder

dicker Finsterniß verhüllt lagen, wie schon die bloße Ansicht seiner Charte, oder ihre Vergleichung mit Sparrmanns, und le Vaillants Darstellungen eben dieser Weltecke beweist. Wie ganz anders erscheinen jetzt die von beiden nur angedeuteten Schneegebirge, und die verschiedenen Flüsse, welche aus ihnen dem südlichen Ocean zueilen. Allein Barrow überstieg nicht nur diese bisher dunkle Gebirgskette, sondern er kam zwei Grade nordwärts derselben, und vor ihm hatte niemand den großen oder östlichen Orangefluß gesehen, den man bei den so sehr ähnlichen Namen mehrerer Kapschen Flüsse mit dem westlichen gleiches Namens nicht verwechseln muß. In diesen Wildnissen des Graaf-Reynet Districts, welche zur Zeit jener große, wenig bekannte Fluß begränzt, kam er bis 30° 45′ südlicher Breite, und vermehrte dadurch die Kenntniß eines ansehnlichen, auf allen Charten noch unberührten, und dem künftigen Untersucher überlassenen Landstrichs. Er hat uns zuerst die Gränzen des von Europäern beherrschten Vorgebirges der guten Hoffnung angegeben. Vor Herrn Barrow konnte sie freilich Niemand wissen, weil die holländische Regierung vor 1793, wie man den großen Fischfluß zur östlichen Scheidungslinie gegen die Kaffern annahm, nie daran dachte ihr Gebiet zu begränzen, sondern dasselbe Räubern, Sklavenjägern und Wildschützen überließ, die alten Einwohner überall aus

ihren Sitzen mit Feuer und Schwerdt zu verdrängen. Diese und andere Bemerkungen des englischen Verfassers über die zum Kap gehörenden Districte, welche er in diesem Jahre 1801 in London drucken ließ (an Account of Travels into the Interior of southern Africa in the Years 1797 and 1798 by John Barrow late Secretary of to the Earl of Macartney 4.) übergebe ich hiermit dem teutschen Publikum, ohne die Urschrifft abgekürzt oder verändert zu haben, mit den eigenen Worten ihres Verfassers.

Die Charte, welche zur Uebersicht des darin beschriebenen Landes dient, ist aber im Nachstich etwas verkleinert worden, ohne etwas davon wegzulassen, als die Anzeigen, in welchen Gegenden sich Elephanten, Rhinocerosse, Nilpferde und andere wilde Thiere aufhalten. Sie begreift Südafrika von 29° 10′ bis 35° 45′ südlicher Breite, und von 17° 25′ bis 28° 45′ östlicher Länge, und beruht nach ihres Verf. Versicherung auf Beobachtungen, die er während seiner Reise anstellte. Sowohl in der Graduation, als bei den Namen oder dem Lauf der Flüsse, auch der Lage einzelner Districte und Niederlassungen, weicht sie sehr von Forsters Charte von Südafrika ab, welche man bisher für die beste hielt. So setzt Forster die Schneegebirge unter 28°. Barrow aber die Mitte derselben 31° 55′ südlicher Breite.

Die Mündung des großen Fischflusses bestimmt der erste 30° 38′ und unsere Charte 33° 25′. Beide sind in Ansehung südlicher Küstenflüsse der bald portugiesischen bald holländischen Namen der Vorgebirge, Buchten und Meerbusen eben so sehr verschieden. Da Forsters Charte aber ihre Angaben zum Theil aus einer alten holländischen, bloß in Zeichnung vorhandenen See-Charte entlehnt, Hr. Barrow aber nicht angezeigt hat, welchen Führern er bei Bestimmung der südlichen Küste oder des innern Landes folgte, welche er nicht untersuchte, so fehlt es uns an Nachweisungen, die Ursachen dieser auffallenden Verschiedenheiten angeben zu können.

Johann Barrows

Reisen

durch die inneren Gegenden des

südlichen Afrika

in den

Jahren 1797 und 1798

aus dem Englischen übersetzt.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht der Colonie am Kap, und genauere Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Durch die Eroberung des Kaps der guten Hoffnung und der Insel Ceylon, hat sich die englische Sprache an die südlichsten Spitzen von vier Welttheilen verbreitet. Drei dieser Landstriche sind der Gewalt der Waffen gewichen, und zur Besitznehmung des vierten der kleinen Staateninsel am äußersten Ende von Südamerika, hat der Wallfischfang Gelegenheit gegeben. *)

*) Großbrittannien hat zum Besten seines südlichen Wallfischfanges schon längst eine in dieser Weltgegend belegene Insel oder einen Haven zu erlangen gesucht, wo die dazu bestimmten Fahrzeuge bei Stürmen einlaufen könnten um ihre Mannschaft zu erfrischen, und die Schiffe auszubessern. Daher wurden schon 1765 die Falklandinseln in Besitz genommen, und eine kleine Colonie dahin verpflanzt, die man aber 1774 an Spanien zurückgab, ob sie gleich noch der vielen Robben wegen von einzelnen Wallfischfängern besucht werden. Späterhin glaubte man, daß die 1788 gegründete Colonie Neu-Süd-Wales, oder irgend ein Haven an der östlichen Küste von Neuholland diesen Schiffen zum Zufluchtsorte dienen könnte, allein das allgestürmische Meer,

Von allen diesen kann das Kap wohl als das bedeutendste angesehen werden, weil dasselbe seiner Lage nach schnelle Verbindungen mit allen Theilen der Welt befördert, auch dem Mutterlande viel allgemein gebrauchte Artikel liefert. Es dient außerdem den zahlreichen Schiffen, die nach Indien segeln, zum Erfrischungsplatze kranker Seeleute, wozu es wegen des gemäßigten Clima vortheilhaft belegen ist.

In den frühern Reisen der Engländer nach Ostindien war das Kap immer der allgemeine Sammelplatz der Flotten: und man hielt es für so wichtig, daß zwei Admirale um 1620 im Namen des Königs Jacob, etwa 30 Jahre vor der Niederlassung der Holländer, förmlich Besitz davon nahmen. *) Das genauere davon ist in dem Archive der ostindischen Compagnie aufbewahrt, aber die englische Regierung scheint bei der Nie-

und die Schwierigkeiten auch nur wenige Wallfische zu erlegen haben diesen Plan vereitelt. Spätere Seefahrer haben zu diesem Zwecke die Gallapagosinseln an den westlichen Küsten von Neugranada vorgeschlagen, aber diese hat die brittische Regierung wahrscheinlich nicht besetzt, um Spanien nicht zu beleidigen. Die Besitznehmung der Staateninsel war bisher außer England unbekannt, und sie scheint ihrer südlichen Lage wegen in der Nachbarschaft des Feuerlandes vorzüglich zu dieser Absicht geschickt.

*) Früher pflegten die Holländer auch die ersten Schiffe der ostindischen Gesellschaft in London, ihre Mannschaft in die Saldanha-Bai nordwestwärts vom Kap zu erfrischen, wie die Tagebücher der ersten Ostindienfahrer beweisen, welche Purchas in seiner bekannten Sammlung Th. II. St. 149. 185. 190. ꝛc. erhalten hat.

Verlassung der Holländer im Jahr 1650 nicht meister widersprochen zu haben.

Bis dahin hatten sich Engländer, Portugiesen und Holländer gemeinschaftlich des Kaps bedient. Die Portugiesen, die ersten Entdecker der Südspitze von Afrika setzten sich 600 Meilen weit vom Kap am Ufer des Rio Infanté fest, welcher jetzt der große Fischfluß genannt wird, und die nordöstliche Gränze des Kaps macht; aber bald verließen sie diesen Ort aus Mangel eines guten Havens, den sie weiter östlich in de la Goa fanden, das sie noch besitzen. *) Endlich entschloß sich die hol-

*) Die Bai de la Goa, welche man mit der unten vorkommenden Zwartkopsbai nicht verwechseln muß, liegt ungefähr 25° 52′ südl. Breite und 33° östlicher Länge von London auf der östlichen Küste von Afrika. Die Portugiesen hatten hier bis 1797 ein kleines Fort mit Kanonen besetzt, welches die Franzosen von Isle de France damals zerstörten. Doch halten sich noch einige von der Besatzung dort unter den Negern auf, und jährlich kommt ein Schiff von Mosambique dorthin, um mit den benachbarten Negervölkern zu handeln, welches von diesem Meerbusen 150 Seemeilen entfernt ist, weil derselbe sehr geräumig ist, denn er beträgt von Norden nach Süden 60 und von Osten nach Westen 30 englische Meilen; so finden sich hier vom Junius bis zum September sehr viele Wallfische ein, die gewöhnlich sechzig Fuß lang sind, und acht Tonnen Thran geben, daher sich um diese Zeit auch brittische Wallfischfänger in Delagoa einfinden. Die besten Nachrichten von dieser Bai hat Kapt. Wilh. White in seinem Journal of a Voyage from Madras to Columbo and Delagoabay. London 1800. 4. gegeben.

Vaillants Bericht widerlegen oder bestätigen zu können, so müssen wir es der Zeit überlassen, ob sich dieser Reisende so weit gegen Norden gewagt, und die Nationen der Rabobiquas, oder die von ihm so ausführlich beschriebenen, und sogar abgebildeten Husanas wirklich besucht habe.

Herr Barrow, dessen 1798 auf Befehl der brittischen Regierung vollendete Reise durch die ungebauten und aller Kultur vielleicht unfähigen Provinzen von Südafrika in einer teutschen Uebersetzung folgt, besuchte freilich meist die von andern schon beschriebenen Gegenden, und hatte auf diesem Zuge um die Gränzen der Colonie zu berichtigen, die aufsätzigen Gränzbauern zum Gehorsam zu bringen, und mit den so oft von holländischen Colonisten gereizten, bekriegten und beinahe ausgerotteten Negernationen in der Nachbarschaft des Kapgebiets einen dauerhaften Frieden zu schließen, gleiche Gefahren und Beschwerlichkeiten zu bekämpfen. Es war daher für ihn unausbleiblich, das von andern schon gesagte wiederholen oder allenfalls bestätigen zu müssen, oder seine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen in ihren Tagebüchern zum Theil wieder zu finden. Da diese vorzüglich die Aufklärung des Thier-, Pflanzen- und Steinreichs befördern sollten, und mehrere seiner Vorgänger einen gleichen Zweck hatten, so werden Naturfor-

turforscher freilich eine Menge Uebereinstimmungen mit frühern Reisebeschreibungen, doch zugleich eben so viel ihm eigene Observationen, vorzüglich über das bisher fast ganz vernachläßigte Mineralreich entdecken. Indeß unterscheidet sich Herr Barrow von jenen auf eine vortheilhafte Art. Er hat, ungeachtet naturhistorische Untersuchungen oder Erforschung verborgener, bisher vernachläßigter Handelsvortheile, seine Reise mit veranlaßten, und bloß unzugängliche Gebirge, oder afrikanische Steppen zu beschreiben waren, in welchen der aufmerksamste Beobachter, die lebhafteste Einbildungskraft, Geduld und Thätigkeit verlieren müssen, immer für Unterhaltung der ungleichartigsten Leser gesorgt, ohne sie durch dürre Nomenclatur, lästige Weitschweifigkeit, oder Alltagsvorfälle, romantische Dichtungen anzulocken, oder abzuschrecken. Schon die Einleitung zeigt eine durchgedachte Schilderung des Landes, wie vortheilhaft die Holländer das bisher vernachläßigte Kap benutzen konnten, und welchen Gewinn Großbrittannien von dieser Eroberung hoffen darf, wenn ihm ein künftiger Friede dessen Besitz versicherte. Unsers Verfassers Nachrichten von den Kaffern sind genauer und umfassender, weil er als Friedensrichter zu diesen östlichen Nationen kam, auch er länger und ungestörter als andere unter ihnen verweilen durfte. Er hat Landstriche entdeckt, die vor ihm in Dämmerung, oder

sicker Finsterniß verhüllt lagen, wie schon die bloße Ansicht seiner Charte, oder ihre Vergleichung mit Sparrmanns, und le Vaillants Darstellungen eben dieser Weltecke beweist. Wie ganz anders erscheinen jetzt die von beiden nur angedeuteten Schneegebirge, und die verschiedenen Flüsse, welche aus ihnen dem südlichen Ocean zueilen. Allein Barrow überstieg nicht nur diese bisher dunkle Gebirgskette, sondern er kam zwey Grade nordwärts derselben, und vor ihm hatte niemand den großen oder östlichen Orangefluß gesehen, den man bei den so sehr ähnlichen Namen mehrerer Kapschen Flüsse mit dem westlichen gleiches Namens nicht verwechseln muß. In diesen Wildnissen des Graaf-Reynet Districts, welche zur Zeit jener große, wenig bekannte Fluß begränzt, kam er bis 30° 45' südlicher Breite, und vermehrte dadurch die Kenntniß eines ansehnlichen, auf allen Charten noch unberührten, und dem künftigen Untersucher überlassenen Landstrichs. Er hat uns zuerst die Gränzen des von Europäern beherrschten Vorgebirges der guten Hoffnung angegeben. Vor Herrn Barrow konnte sie freilich Niemand wissen, weil die holländische Regierung vor 1793, wie man den großen Fischfluß zur östlichen Scheidungslinie gegen die Kaffern annahm, nie daran dachte ihr Gebiet zu begränzen, sondern dasselbe Räubern, Sklavenjägern und Wildschützen überließ, die alten Einwohner überall aus

ihren Sitzen mit Feuer und Schwerdt zu verdrängen. Diese und andere Bemerkungen des englischen Verfassers über die zum Kap gehörenden Districte, welche er in diesem Jahre 1801 in London drucken ließ (an Account of Travels into the Interior of southern Africa in the Years 1797 and 1798 by John Barrow late Secretary of to the Earl of Macartney 4.) übergebe ich hiermit dem teutschen Publikum, ohne die Urschrift abgekürzt oder verändert zu haben, mit den eigenen Worten ihres Verfassers.

Die Charte, welche zur Uebersicht des darin beschriebenen Landes dient, ist aber im Nachstich etwas verkleinert worden, ohne etwas davon wegzulassen, als die Anzeigen, in welchen Gegenden sich Elephanten, Rhinocerosse, Nilpferde und andere wilde Thiere aufhalten. Sie begreift Südafrika von 29° 10′ bis 35° 45′ südlicher Breite, und von 17° 25′ bis 28° 45′ östlicher Länge, und beruht nach ihres Verf. Versicherung auf Beobachtungen, die er während seiner Reise anstellte. Sowohl in der Graduation, als bei den Namen oder dem Lauf der Flüsse, auch der Lage einzelner Districte und Niederlassungen, weicht sie sehr von Forsters Charte von Südafrika ab, welche man bisher für die beste hielt. So setzt Forster die Schneegebirge unter 28°. Barrow aber die Mitte derselben 31° 55′ südlicher Breite.

Die Mündung des großen Fischflusses bestimmt der erste 30° 38′ und unsere Charte 33° 25′. Beide sind in Ansehung südlicher Küstenflüsse der bald portugiesischen bald holländischen Namen der Vorgebirge, Buchten und Meerbusen eben so sehr verschieden. Da Forsters Charte aber ihre Angaben zum Theil aus einer alten holländischen, bloß in Zeichnung vorhandenen See-Charte entlehnt, Hr. Barrow aber nicht angezeigt hat, welchen Führern er bei Bestimmung der südlichen Küste oder des innern Landes folgte, welche er nicht untersuchte, so fehlt es uns an Nachweisungen, die Ursachen dieser auffallenden Verschiedenheiten angeben zu können.

Johann Barrows

Reisen

durch die inneren Gegenden des

südlichen Afrika

in den

Jahren 1797 und 1798

aus dem Englischen übersetzt.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht der Kolonie am Kap, und genauere Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Durch die Eroberung des Kaps der guten Hoffnung und der Insel Ceylon, hat sich die englische Sprache an die südlichsten Spitzen von vier Welttheilen verbreitet. Drei dieser Landstriche sind der Gewalt der Waffen gewichen, und zur Besitznehmung des vierten der kleinen Staateninsel am äußersten Ende von Südamerika, hat der Wallfischfang Gelegenheit gegeben. *)

*) Großbrittannien hat zum Besten seines südlichen Wallfischfanges schon längst eine in dieser Weltgegend belegene Insel oder einen Haven zu erlangen gesucht, wo die dazu bestimmten Fahrzeuge bei Stürmen einlaufen könnten um ihre Mannschaft zu erfrischen, und die Schiffe auszubessern. Daher wurden schon 1765 die Falklandinseln in Besitz genommen, und eine kleine Colonie dahin verpflanzt, die man aber 1774 an Spanien zurückgab, ob sie gleich noch der vielen Robben wegen von einzelnen Wallfischfängern besucht werden. Späterhin glaubte man, daß die 1788 gegründete Colonie Neu-Süd-Wales, oder irgend ein Haven an der östlichen Küste von Neuholland diesen Schiffen zum Zufluchtsorte dienen könnte, allein das allzustürmische Meer,

Von allen diesen kann das Kap wohl als das bedeutendste angesehen werden, weil dasselbe seiner Lage nach schnelle Verbindungen mit allen Theilen der Welt befördert, auch dem Mutterlande viel allgemein gebrauchte Artikel liefert. Es dient außerdem den zahlreichen Schiffen, die nach Indien segeln, zum Erfrischungsplatze kranker Seeleute, wozu es wegen des gemäßigten Clima vortheilhaft belegen ist.

In den frühern Reisen der Engländer nach Ostindien war das Kap immer der allgemeine Sammelplatz der Flotten: und man hielt es für so wichtig, daß zwei Admirale um 1620 im Namen des Königs Jacob, etwa 30 Jahre vor der Niederlassung der Holländer, förmlich Besitz davon nahmen. *) Das genauere davon ist in dem Archive der ostindischen Compagnie aufbewahrt, aber die englische Regierung scheint bei der Nie-

und die Schwierigkeiten auch nur wenige Wallfische zu erlegen haben diesen Plan vereitelt. Spätere Seefahrer haben zu diesem Zwecke die Gallapagosinseln an dem westlichen Küsten von Neugranada vorgeschlagen, aber diese hat die brittische Regierung wahrscheinlich nicht besetzt, um Spanien nicht zu beleidigen. Die Besitznehmung der Staateninsel war bisher außer England unbekannt, und sie scheint ihrer südlichen Lage wegen in der Nachbarschaft des Feuerlandes vorzüglich zu dieser Absicht geschickt.

*) Früher pflegten die Holländer auch die ersten Schiffe der ostindischen Gesellschaft in London, ihre Mannschaft in die Saldanha-Bai nordwestwärts vom Kap zu erfrischen, wie die Tagebücher der ersten Ostindienfahrer beweisen, welche Purchas in seiner bekannten Sammlung Th. II. St. 149. 185. 190. ꝛc. erhalten hat.

Verlassung der Holländer im Jahr 1650 nicht weiter widersprochen zu haben.

Bis dahin hatten sich Engländer, Portugiesen und Holländer gemeinschaftlich des Kaps bedient. Die Portugiesen, die ersten Entdecker der Südspitze von Afrika setzen sich 600 Meilen weit vom Kap am Ufer des Rio Infanta fest, welcher jetzt der große Fischfluß genannt wird, und die nordöstliche Gränze des Kaps macht; aber bald verließen sie diesen Ort aus Mangel eines guten Havens, den sie weiter östlich in de la Goa fanden, das sie noch besitzen. *) Endlich entschloß sich die hol-

*) Die Bai de la Goa, welche man mit der unten vorkommenden Zwartkopsbai nicht verwechseln muß, liegt ungefähr 25° 52′ südl. Breite und 33° östlicher Länge von London auf der östlichen Küste von Afrika. Die Portugiesen hatten hier bis 1797 ein kleines Fort mit Kanonen besetzt, welches die Franzosen von Isle de France damals zerstörten. Doch halten sich noch einige von der Besatzung dort unter den Negern auf, und jährlich kommt ein Schiff von Mosambique dorthin, um mit den benachbarten Negervölkern zu handeln, welches von diesem Meerbusen 150 Seemeilen entfernt ist, weil derselbe sehr geräumig ist, denn er beträgt von Norden nach Süden 60 und von Osten nach Westen 30 englische Meilen; so finden sich hier vom Junius bis zum September sehr viele Wallfische ein, die gewöhnlich sechzig Fuß lang sind, und acht Tonnen Thran geben, daher sich um diese Zeit auch drittische Wallfischfänger in Delagoa einfinden. Die besten Nachrichten von dieser Bai hat Kapt. Wilh. White in seinem Journal of a Voyage from Madras to Columbo and Delagoabay. London 1800. 4. gegeben.

Von allen diesen kann das Kap wohl als das bedeutendste angesehen werden, weil dasselbe seiner Lage nach schnelle Verbindungen mit allen Theilen der Welt befördert, auch dem Mutterlande viel allgemein gebrauchte Artikel liefert. Es dient außerdem den zahlreichen Schiffen, die nach Indien segeln, zum Erfrischungsplatze kranker Seeleute, wozu es wegen des gemäßigten Clima vortheilhaft belegen ist.

In den frühern Reisen der Engländer nach Ostindien war das Kap immer der allgemeine Sammelplatz der Flotten: und man hielt es für so wichtig, daß zwei Admirale um 1620 im Namen des Königs Jacob, etwa 30 Jahre vor der Niederlassung der Holländer, förmlich Besitz davon nahmen. *) Das genauere davon ist in dem Archive der ostindischen Compagnie aufbewahrt, aber die englische Regierung scheint bei der Nie-

und die Schwierigkeiten auch nur wenige Wallfische zu erlegen haben diesen Plan vereitelt. Spätere Seefahrer haben zu diesem Zwecke die Gallapagosinseln an dem westlichen Küsten von Neugranada vorgeschlagen, aber diese hat die brittische Regierung wahrscheinlich nicht besetzt, um Spanien nicht zu beleidigen. Die Besitznehmung der Staateninsel war bisher außer England unbekannt, und sie scheint ihrer südlichen Lage wegen in der Nachbarschaft des Feuerlandes vorzüglich zu dieser Absicht geschickt.

*) Früher pflegten die Holländer auch die ersten Schiffe der ostindischen Gesellschaft in London, ihre Mannschaft in die Saldanha-Bai nordwestwärts vom Kap zu expediren, wie die Tagebücher der ersten Ostindienfahrer beweisen, welche Purchas in seiner bekannten Sammlung Th. II. St. 149. 185. 190. ꝛc. erhalten hat.

[illegible], und ein eiserner Reif neun Zoll lang, für einen [illegible] Ochsen. Die Anzahl der Eingebornen schmolz sehr [illegible], da sie durch ihre Liebe zu geistigen Getränken [illegible] Spielzeug um ihre einzigen Unterhaltsmittel ge[illegible]men waren: und mit Abnahme des Widerstandes von [illegible]ten der Eingebornen, erweiterten die neuen Coloni[illegible] ihre Niederlassungen.

Da die Politik der Regierung es nicht nöthig fand, [illegible] Gränzen ihrer Besitzungen festzusetzen, so begünstig[illegible] sie die Lust der Unterthanen sich weiter auszubreiten. [illegible] sah voraus, daß Trieb zu Thätigkeit, durch ein [illegible]liches Clima und einen fruchtbaren Boden beför[illegible]dert, mit der Zeit eine Verbindung erzeugen möchte, welche die Fesseln des Mutterlandes zerreißen könnte: sie wußte aber, daß Ueberfluß an Lebensbedürfnissen ohne die Sorge, sie mühsam zu erwerben, Unwissenheit und Mangel an Verkehr dieses am besten verhindern könnten. Man verpachtete daher Ländereien in allen Gegenden für die geringe Summe von 24 Reichsthalern. Zugleich erschien ein Gesetz, daß jedes Haus vom an[illegible] wenigstens drei Meilen entfernt seyn müßte, so daß jeder Pächter über 5000 Morgen besaß, und von jedem etwa einen Pfennig bezahlte. Wegen Mangels an Wasser waren die Häuser oft noch weiter von einander entfernt. Als Eigenthum ward nur Land in der Nähe des Kaps gegeben. Wie die Holländer vorrückten, zogen sich die Eingebornen zurück, und die, welche mit ihren Heerden unter den Colonisten blieben, wurden bald genöthigt ihre Sklaven zu werden.

Während der holländischen Regierung hatte die Colonie niemals bestimmte Gränzen. Das Nomadenleben der entferntern Bauern erforderte einen großen Raum für ihre zahlreichen Herden; die Schwäche und Sorglosigkeit der angränzenden Nachbarn, begünstigte ihre Habsucht, und die Regierung war entweder nicht gesonnen oder nicht im Stande, sie einzuschränken. Da man weder Charten noch Beschreibungen von dem Lande, außer in der Nähe des Kaps hatte, so besaß man eine sehr unvollkommene Kenntniß der entferntern Districte, die man nur aus Nachrichten der Bauern, welche aus Unwissenheit oder Absicht unrichtig waren, oder aus den Reisen gesammelt hatte, die des Handels wegen und auf Befehl der Regierung unternommen wurden: aber sogar die Reisen, welche die Regierung veranstaltete, geschahen mehr, um einen einträglichen Handel mit den Eingebornen anzufangen, als um das Land kennen zu lernen. Ob sie gleich mit Leibwachen, Aerzten, Landmessern, Colonisten, mit Wagen, Ochsen, Pferden, und zahllosen Hottentotten reiseten, so hat doch keine einzige die geringste geographische Notiz von dem Lande geliefert.

Die einzigen, welche bloß um Kenntniß zu sammeln reiseten, waren der Gouverneur von Plettenberg und der verstorbene Oberst Gordon: diese beiden bestimmten auf der Stelle selbst die östlichen Gränzen der Colonie, wie sie noch sind. Die Gränze mitten durch das Land bis ans Westufer festzusetzen, war eine Hauptabsicht der verschiedenen Reisen, welche die folgenden Seiten anfüllen. Die beiliegende Charte ward auf Befehl des Grafen von Macartney in den Jahren 1797 und 1798 ver-

richtigt. Sie wird durchaus nach langen Beobachtungen und Dreiecks-Vermessungen aufgenommen.

Nach dieser Charte sind nun die Entfernungen und Größe des Kaps folgendermaaßen festgesetzt:

Länge von Westen nach Osten.

Spitze des Kaps bis zum Kafferlande	580	Meilen
Vom Kouffiefluße bis zum Zuureberg	520	Meilen

Breite von Süden nach Norden.

Vom Kouffiefluße bis zur Spitze des Kaps	315	Meilen.
Die Nieuwveldt-Berge bis zu Plettenbergs Bai	160	—
Von der Mündung des Fischflusses bis zu Plettenbergs-Baaken	225	—

Dies giebt ein Parallelogramm von 550 englischen Meilen mittler Länge, von 233 Meilen mittler Breite, und 128,150 englischen Quadratmeilen. Dieses große Stück Landes ist, mit Ausschluß der Kapstadt, von mehr als 15,000 Weißen bewohnt, so daß auf jeden 85 Quadratmeile kommen. Ein ziemlich großer Theil dieses Distrikts muß aber als ein ganz unbrauchbare Wüste angesehen werden, die nicht einmal zu Viehweiden taugt: Niedrige Ebenen von hartem Lehm, mit Sand bedeckt, welche nur wenige ungesunde Salzpflanzen hervorbringen, und ungeheure Gebirgsketten, die entweder ganz kahl, oder mit etwas Buss bedeckt sind, welches die Thiere nicht genießen können, machen wenigstens die Hälfte des Landes aus. Diese Gebirge und Haiden erstrecken sich alle von Westen nach Osten; die einzige Kette ausgenommen, die sich längs der Westküste

vom falschen Kap (welches der Kapspitze gegenüber liegt) bis zur Mündung des Elephantenflusses heraufzieht und 240 Meilen lang ist.

Die erste große Gebirgskette, welche von Ost nach Westen läuft, schließt zwischen sich und der Südküste einen schmalen Strich Landes von zwanzig bis sechzig Meilen Breite ein, der mit vielen Meerbusen versehen ist, einen fruchtbaren Boden hat, von vielen Flüßchen durchschnitten wird, und mit Gras und Bäumchen bedeckt ist, hat Ueberfluß an Waldbäumen, leidet weniger von der Dürre, und genießt wegen seiner Nähe an der See eine bessere Temperatur der Luft, als die entfernteren Theile der Colonie.

Die nächste große Kette ist der schwarze Berg (zwarte Berg). Diese ist beträchtlich höher und steiler als die erste, und besteht an vielen Orten aus doppelten und dreifachen Reihen. Das Stück Land zwischen ihr und der ersten Gebirgskette ist von derselben Größe als der obenerwähnte Strich, an einigen Orten sehr fruchtbar, an andern voll dürrer kahler Hügel und Halden, welche Eingeborne und Colonisten Karroo nennen. Dieses ganze Stück liegt viel höher als das erste, die Temperatur ist veränderlicher und sowohl wegen des Bodens, als der schweren Wege über die Gebirge von weit geringerem Werthe als der erste Strich.

Die dritte Reihe Berge sind Nieuweveldts Gebirge, welche mit dem schwarzen Berge das große Karroo, eine steile und unbewohnte Wüste einschließen. Diese Wüste macht die dritte Provinz von Südafrika aus und ist wieder ansehnlich höher als die zweite gelegen. Sie ist von

Osten nach Westen 300 englische Meilen lang und 80 Meilen breit. Fast niemals regnet es hier. Der Boden besteht aus Lehmen, der dünn mit Sand bestreut ist, und nur hier und da wenige verkümmerte Pflanzen hervorbringe, welche ihre Existenz der fürchterlichen Hitze der einen Jahrszeit und der bittern Kälte der andern abzwingen müssen. Das Land steigt auf der Westküste ebenfalls Terrassenweise in die Höhe: der höchste Absatz, das Roogeveld hat mit den Nieuwveltsbergen gleiche Lage. Der ganze nördliche Strich des Kaps ist sandiger, trockner und schlechter bewohnt als nach Osten hin, in welcher Richtung die Schönheit und Fruchtbarkeit zunimmt.

Dies ist ungefähr das Aeußere des Landes, welches man das Kap der guten Hoffnung nennt. Es ist in vier Districte getheilt, in deren jedem ein Civilbeamter, Landdrost genannt, mit sechs Heemraden, oder Colonistenbürgern die Polizei besorgt, und kleine Streitigkeiten schlichtet. Von seinen Entscheidungen wird an die Regierung der Kapstadt appellirt. Die vier Districte sind: das Kap; Stellenbosch und Drakensteen; Zwellendam und Graffreynet, und wurden in der hier angeführten Ordnung nach einander bevölkert.

Das Kapdistrict bestehet hauptsächlich aus der gebirgigten Halbinsel, dessen Südspitze zuerst von portugiesischen Seefahrern Cabo dos tormentos oder das stürmische Vorgebirge genannt wurde, wegen der oft mißlungenen Versuche, es zu umsegeln. Als dies gelang, veränderten sie den Namen in Kap der guten Hoffnung. Der Tafelberg, neben dem östlich der Teufelsberg und west-

vom falschen Kap (welches der Kapspitze gegenüber liegt) bis zur Mündung des Elephantenflusses heraufzieht, und 240 Meilen lang ist.

Die erste große Gebirgskette, welche von Osten nach Westen läuft, schließt zwischen sich und der Südküste einen schmalen Strich Landes von zwanzig bis sechzig Meilen Breite ein, der mit vielen Meerbusen versehen ist, einen fruchtbaren Boden hat, von vielen Flüßchen durchschnitten wird, und mit Gras und Bäumen bedeckt ist, hat Ueberfluß an Waldbäumen, leidet weniger von der Dürre, und genießt wegen seiner Nähe an der See eine bessere Temperatur der Luft, als die enfernteren Theile der Colonie.

Die nächste große Kette ist der schwarze Berg (zwarte Berg). Diese ist beträchtlich höher und steiler als die erste, und besteht an vielen Orten aus doppelten und dreifachen Reihen. Das Stück Land zwischen ihr und der ersten Gebirgskette ist von derselben Größe als der obenerwähnte Strich, an einigen Orten sehr fruchtbar, an andern voll dürrer kahler Hügel und Halden, welche Eingeborne und Colonisten Karroo nennen. Dieses ganze Stück liegt viel höher als das erste, die Temperatur ist veränderlicher und sowohl wegen des Bodens, als der schweren Wege über die Gebirge von weit geringerem Werthe als der erste Strich.

Die dritte Reihe Berge sind Nieuwveltts Gebergte, welche mit dem schwarzen Berge das große Karroo, eine kahle und unbewohnte Wüste einschließen. Diese Wüste macht die dritte Terrasse von Südafrika aus und ist wieder ansehnlich über der zweiten erhaben. Sie ist von

und Nordwestwind offen, die erstere aber vor allen Winden gedeckt: indessen hat der beschränkte Platz in der Hauptbai, indem sie höchstens zehn Schiffe aufnehmen kann, sie unbrauchbar gemacht. Alle diese Buchten, Berge, und alle einzelnen Theile der Halbinsel können, wenn sie gut besetzt sind, jeden Angriff abhalten, die meisten Befestigungen, Batterien und Linien sind wieder hergestellt und verbessert, und einige neue haben die Engländer hinzugefügt. Der enge Paß, am Fuße des Muisenberges, eines steilen Felsens, welcher die einzige Communication zwischen der Simonsbai und dem Kap ausmacht, kann für unüberwindlich angesehen werden; ob sich gleich die Holländer sehr leicht daraus vertreiben ließen. Es ist das Thermopilä für das Kap und 300 ausgesuchte Soldaten können von den verschiedenen Brustwerken, welche kürzlich angelegt sind, eine Armee aufhalten.

Kapstädt, die Hauptstadt des Landes und eigentlich der einzige Haufen Häuser im ganzen Lande, der den Namen einer Stadt verdient, liegt sehr schön an der Tafelbai auf einer Ebene, die sich sanft gegen den Tafelberg und Löwenkopf erhebt; letzterer endigt sich in einem langen Hügel (Löwenrumpf der Holländer und König Jacobsberg der Engländer) und schützt die Schiffe in der Tafelbai vor dem Westwinde. Er bestreicht vollkommen die Stadt und das Schloß an der Nordwestseite, und beherrscht mit den Batterien Amsterdam und Chavonne die vor Anker liegenden Schiffe. Die Stadt besteht aus etwa 1100 Häusern, welche gut und regelmäßig gebaut sind, und ist in gerade parallellau-

breite Straßen getheilt, welche sich unter rechten Winkeln schneiden. Viele Straßen sind breit, in der Mitte mit gemauerten Kanälen und auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, andere enge und schlecht gepflastert. Drei oder vier Straßen dienen als offne Plätze: auf einer wird Markt gehalten, eine andere dient zum Aufenthalte der Bauern aus den entfernten Gegenden mit ihren Wagen, und die dritte am Ufer zwischen dem Castell und der Stadt als Paradeplatz. Es ist eine große freie Ebene mit feinem Kiessande bedeckt, und mit Canälen umgeben, welche das Wasser aus der Stadt in die Bai führen. Zwei Seiten davon sind ganz mit schönen Häusern besetzt. Die Baracken dienen zugleich zum Hospital, Kornmagazin und Weinkellern, und machen ein schönes großes Gebäude aus, welches in der Hauptstraße liegt und Raum für 4000 Mann hat.

Das Castell hat Kasematten für 1000 Mann, und Wohnungen für alle Offiziere von einem Regimente; das Magazin für Artillerie und Ammunition und die meisten öffentlichen Gebäude sind innerhalb desselben: ferner eine reformirte und lutherische Kirche, ein Wachthaus, worin sich der Bürgersenat versammelt, um über die innere Polizei zu verfügen. Ein großes Gebäude, worin die öffentlichen Sclaven 330 an der Zahl, sich aufhalten, und den Gerichtshof, wo Civil- und Criminalsachen entschieden werden. Bei ihren Entscheidungen liegt das römische oder auch das gemeine Recht zu Grunde, welches bei gewissen Umständen durch die Statuten von Indien vertreten wird, einem Gesetzbuche, welches man für das oberste Gericht zu Batavia und

andern Besitzungen der Holländer in Ostindien in vorigen Zeiten verfaßt hat. Das Gericht besteht aus sieben Richtern, die durch Stimmenmehrheit entscheiden, von ihnen appellirt man an den Gouverneur und Vicegouverneur und von diesem an den König. Der Fiscal oder die Hauptmagistratsperson ist zugleich öffentlicher Ankläger und Commissarius des Königs in allen Criminalsachen. Die Richter haben nicht studirt, sondern werden aus den Bürgern erwählt.

Innerhalb des Castells liegt auch die Leihbank, welche ein Capital von 600,000 Reichsthalern besitzt, welches den Unterthanen gegen Hypothek ihrer Häuser und Grundstücke oder beweglichen Güter und fünf pro Cent Zinsen geliehen wird; ferner die Waisenkammer, welche für die Waisen sorgt. Die Bevölkerung der Stadt beträgt etwa, das Militär mitgerechnet, 6000 Weiße und 12,000 Sclaven.*)

*) Nach dieser Angabe der Einwohner der Kapstadt, und der vorhergehenden Berechnung, daß in der ganzen Colonie überhaupt nur 19,000 Weiße vorhanden wären, müßte das platte Land weit geringer bevölkert seyn, als es wirklich ist. O. F. Wenzel, der lange im Dienste der ostindischen Compagnie in der Kapstadt lebte und in zwei Octav-Bänden eine vollständige und zuverlässige, geographische und topographische Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Glogau 1785 und 1787 drucken ließ, giebt der ganzen Landschaft eine größere Bevölkerung. Er schätzt sie auf 55 bis 60,000 Seelen, da er nun die Zahl aller Sclaven zu 28,000 Köpfe annimmt, so sind wahrscheinlich zwischen 27 bis 32,000 Weiße vorhanden, die sich unter der englischen Herrschaft schwerlich vermindert haben.

breite Straßen getheilt, welche sich unter rechten Winkeln schneiden. Viele Straßen sind breit, in der Mitte mit gemauerten Kanälen und auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, andere enge und schlecht gepflastert. Drei oder vier Straßen dienen als offene Plätze: auf einem wird Markt gehalten, eine andere dient zum Aufenthalte der Bauern aus den entfernten Gegenden mit ihren Wagen, und die dritte am Ufer zwischen dem Castell und der Stadt als Paradeplatz. Es ist eine große freie Ebene mit feinem Kiessande bedeckt, und mit Canälen umgeben, welche das Wasser aus der Stadt in die Bai führen. Zwei Seiten davon sind ganz mit schönen Häusern besetzt. Die Baraken dienen zugleich zum Hospital, Kornmagazin und Weinkellern, und machen ein schönes großes Gebäude aus, welches in der Hauptstraße liegt und Raum für 4000 Mann hat.

Das Castell hat Kasematten für 1000 Mann, und Wohnungen für alle Offiziere von einem Regimente; das Magazin für Artillerie und Ammunition und die meisten öffentlichen Gebäude sind innerhalb desselben: ferner eine reformirte und lutherische Kirche, ein Wachthaus, worin sich der Bürgersenat versammelt, um über die innere Polizei zu verfügen. Ein großes Gebäude, worin die öffentlichen Sclaven 330 an der Zahl sich aufhalten, und den Gerichtshof, wo Civil- und Criminalsachen entschieden werden. Bei ihren Entscheidungen liegt das römische oder auch das gemeine Recht zu Grunde, welches bei gewissen Umständen durch die Statuten von Indien vertreten wird, einem Gesetzbuche, welches man für das oberste Gericht zu Batavia und

den chinesischen Provinzen, in welchen der Thee einheimisch ist. Zucker und Kaffee versprechen sehr gut fortzukommen, der Flachs kann jährlich zweimal geschnitten werden. Der Hanf, den die Hottentotten Dacha nennen, wächst sehr häufig, man braucht ihn indessen nicht zu Zeuchen oder Stricken, sondern die Sclaven und Hottentotten rauchen die Blüten, Blätter und den unreifen Saamen als Tabak. *)

Der Zwergmaulbeerbaum wächst hier sowohl als in China, aber der gemeine Seidenwurm findet sich nicht. Indessen spinnen mehrere Abendvögel ihre Cocons an den Staudengewächsen. Eine Art von diesen, beinahe so groß als der Atlas, kommt, der Beschreibung nach, mit der Paphia des Fabricius überein; sie nährt sich von der protea argentea (dem Witteboom der Holländer) und könnte wahrscheinlich benutzt werden. Doctor Roxbourgh glaubt, daß es dasselbe Insect sey, welches die starke indische Tussahseide spinnet. Die Palma Christi, deren Saamen das Castoröl liefert, und die bittere Aloe sind einheimisch und sehr häufig: eben so die Kapolive, welche der europäischen so ähnlich ist,

*) Patterson nennt zwei Pflanzen, die am Kap statt Tabak geraucht werden Channa und Dakka. Erstere ist eine Gattung Mesembryanthemum. Beide gehören gewiß zu derselben Pflanze, welche in Ostindien und Sumatra Bang heißt, dort in Pfeifen geraucht wird, und äußerst berauschend ist. Um den Rausch oder vielmehr die Tollheit der Soldaten bei Angriffen zu vermehren, bereiten die Maratten aus dem Safte des Bang ein Getränke, das noch mit Opium und Arrac vermischt wird.

Zwischen der Stadt und dem Tafelberge liegen eine Menge niedlicher Häuser mit Plantagen und Gärten über die Ebene zerstreut. Der größte dieser letztern ist der, worin das Gouvernementshaus steht; er ist beinah 1000 Schritte lang und enthält über 40 Morgen fruchtbares Land mit vielen Eichenalleen durchschnitten; der öffentliche Spaziergang ist eine Eichenallee, welche mitten durch den Garten läuft und zu beiden Seiten mit beschnittenen Myrthenhecken eingefaßt ist. Die Holländer hatten in den letzten Jahren diesen schönen Ort gänzlich vernachlässigt; aber der Verbesserungsgeist, den die Engländer in allen ihren ausländischen Besitzungen zeigen, wird ohne Zweifel auch diesem Ort zur Zierde der Stadt und zum Nutzen des Landes umschaffen. Ein Theil davon ist wirklich schon auf Befehl des Grafen Macartney zur Aufnahme seltener afrikanischer Pflanzen bestimmt, und man wird versuchen, ob sich hier asiatische und europäische Producte mit Nutzen anbauen lassen.

Zu den ausländischen Producten, welche wahrscheinlich mit Erfolg auf dem Kap angebauet werden könnten, gehören alle Arten von Baumwollenpflanzen. Mehrere Arten haben sich schon für den leichten sandigen Boden sehr passend gezeigt. Zwei Arten Indigo wachsen wild und mit der ostindischen Indigopflanze macht man jetzt einen Versuch. Verschiedene Arten Cactus, welche die Cochenille ernähren, wachsen hier sowohl als in Amerika, und der Theebau ist längst eingeführt, aber gänzlich vernachlässigt. Der Boden, das Klima und das Ansehen des Landes hat auch viel Aehnlichkeit mit

den

Die Feurung ist so theuer, daß ein kleiner Wagen voll Brennholz fünf bis sieben Thaler kostet. Die meisten Familien halten sich einen eignen Sclaven, Holz zu sammeln; er geht früh auf die Berge der Halbinsel, wo Wagen nicht herauffahren können, und kehrt nach sechs oder acht Stunden Arbeit mit zwei Bündeln Reisholz zurück, die er an einem Bambusrohre über die Schulter trägt. Die Ausgabe für Feuerung in der Küche; denn übrigens braucht man keine, macht in einer mäßigen Familie jährlich vierzig bis funzig Pfund Sterling aus.

Die Vermehrung der Einwohner durch fünf tausend Soldaten und eine große Flotte am Kap hat die Holznoth so groß gemacht, daß man ernstlich darauf gedacht hat, ein anderes Brennmaterial aufzufinden. Da alle Berge das Ansehen hatten, daß Steinkohlen darin liegen möchten, so befahl der Graf Macartney darnach zu suchen. Man suchte aus den Soldaten Leute aus, die in den Kohlenbergwerken gearbeitet hatten und sie fanden an einem Bache, der aus dem Tigerberge entspringt, eine kohligte Materie. Sie lag zehn Zoll bis zwei Fuß mächtig und an einigen Orten waren die Spuren des verwandelten Holzes noch unverkennbar. Mitten darin fanden sich Eisensteine, und mitunter die Art der Steinkohle, die man in England Bovey-kohlen nennt, in unregelmäßigen Stücken. Die holzigten Theile brannten sehr helle ohne allen Geruch und hinterließen wie Holz eine weiße Asche. Die festern erdichten und steinigten Stücke brannten nicht so klar, gaben einen Schwefelgeruch von sich und hinterließen eine Art schief-

daß man nicht zweifeln kann, diese letztere werde sehr gut fortkommen. Da man bis jetzt noch kein vegetabilisches Oel entdeckt hat, so würde der Sesam gleichfalls gute Dienste thun. Die Wachspflanze (myrica mexifera) welche durch bloßes Kochen ein schönes Wachs liefert, und die Bienen sind gleich häufig und gleich vernachlässigt.

Bauholz von allen Arten ist am Kap erstaunend selten und theuer; bis jetzt hat man sich indeß noch keine Mühe gegeben, es in der Nähe der Stadt anzupflanzen. Reihen von Eichenbäumen, Pappeln und Steinfichten (Stone pines) stehen fast vor jedem Landhause in der Nähe der Kapstadt und kommen sehr schnell fort; aber das Bauholz, welches sie liefern, ist von schlechter Beschaffenheit. Die hier eingeführte Art Eichen scheint die Sommereiche zu seyn: sie ist häufig, aber die Schiffszimmerleute achten das Holz wenig. Die Lerche, deren Holz von allen Nadelhölzern am besten zum Bauen ist, würde den nackten Hügeln des Kaps sowohl zum Nutzen als zur Zierde gereichen, und die Buche würde ohne Zweifel so gut als die Pappel fortkommen.

Von den einheimischen Pflanzen wird die obenerwähnte Protea argentea am häufigsten angebaut. Ganze Wälder davon bedecken die Ostseite des Tafelbergs, werden aber bloß zum Brennen gebraucht. Auf dem nämlichen Berge wächst auch die Protea conocarpa (Kreupelboom der Holländer): die Rinde dient zum Gerben und die Aeste zur Feuerung. Eine Menge anderer Sträuche und Bäume bedecken die Hügel des Isthmus.

verschiedener Güte: Stachelbeeren und Johannisbeeren sind nicht fort gekommen. Die glatte Pfirsche ist noch nicht eingeführt, Hahnebutten sind selten, aber Erdbeeren sind das ganze Jahr hindurch zu haben. Haselnüsse hat man nicht, aber Mandeln, Wallnüsse und Kastanien sind vortrefflich und häufig; eben so die Maulbeeren.

Der Markt ist ziemlich gut mit europäischen Gemüsen versehen, welche von den 40 oder 50 Bauerhäusern an der Ostküste der Halbinsel kommen. Einige dieser Bauerhöfe haben ziemlich große Weinberge, welche außer den Trauben, die frisch oder als Rosinen verbraucht werden, jährlich an 700 Pipen Wein, jede zu 154 Gallons liefern. Von diesen sind 50 bis 100 ein süßer dicker Wein, der in Europa unter dem Namen Constantia sehr bekannt ist, und nur auf zwei Höfen mitten auf der Halbinsel wächst. Die Traube ist die Art, welche man Muskateller nennt, und der Wein hat seine Vortrefflichkeit theils dem guten Boden, theils auch der sorgfältigen Behandlung zu danken. Niemals werden unreife Beere oder Stängel mit in die Kelter geworfen, eine Vorsicht, welche die übrigen Kapbauern selten beobachten. *)

*) Fast alle Beschreiber des Vorgebirges der guten Hoffnung weichen bei keiner Angabe so sehr von einander ab, als in der Bestimmung der Menge des dort gewonnenen Constantiaweins. Nach unsers Verf. Berechnung wurden, da eine englische Pipe zwei Orhofd oder 126 Gallons enthält, jährlich nur zwischen hundert bis zweihundert Orhofd gewonnen. Menzel hingegen, der an vielen Stellen seiner Be-

richter Materie mit einer dunkelbraunen Okerrinde; die Lagen waren ohngefähr folgende:

Kohle	—	—	2	Fuß
Blauer Seifenstein	—	—	5	—
Weißer Seifenstein	—	—	22	—
Grauer Sandstein mit Lehm	—		21	—
Brauner Sandstein	—	—	14	—
Blauer seifenartiger Lehm	—		31	—
Sandiger roth und weiß gestreifter Lehm			33	—
			128	

Die meisten europäischen und auch verschiedene tropische Früchte sind schon eingeführt und mit Erfolg angebaut. Man hat monatlich wenigstens zehn verschiedene frische und trockene Früchte, sehr gute Orangen, Feigen, Weintrauben und Guavas; *) mittelmäßige Pfirschen und Aprikosen. Diese letztern kosten das Hundert acht Groschen. Aepfel, Birnen, Granaten, Quitten und Mispelbäume tragen sehr reichliche, aber schlechte Früchte; Pflaumen und Kirschen sind von

*) Guava oder Gojava (Psidium piriferum L.) wächst und gedeihet in Westindien, der Küste Malabar und den östlichen Inseln. Das Fleisch derselben ist gewöhnlich einen halben Zoll dick, und in der Mitte ist ein Klumpen harter Kerne, die in einem Brei eingeschlossen sind, der denselben Geschmack wie das Fleisch hat. Die Frucht hat einen starken oft unangenehmen Geruch, und ihr Geschmack wird von Reisebeschreibern sehr verschieden, bald mit reifen Birnen, bald Quitten, bald Pflaumen verglichen. Kolbe hat schon diese Frucht S. 134 unter den Produkten des Kaps gerühmt.

ben so eine große Anzahl Lilien. Die Seiten der Berge sind mit vielen Arten Geranium bedeckt, welche eine erstaunliche Verschiedenheit haben.

Die Gesträuche, die an den Hügeln, Felsklüften und auf dem sandigen Isthmus wachsen, lassen dem Botaniker noch eine große Arbeit übrig. Kein Pflanzenkenner ist nach Europa zurückgekehrt, ohne dieses Land mit neuen Arten von Pflanzen bekannt zu machen. Das Auge eines Fremden heftet sich augenblicklich auf die zahlreichen Pflanzungen der Protea argentea, deren Silberblätter gegen die dunkelgrünen Eichen und die noch dunklern Steinfichten lieblich abstechen. Es ist sonderbar genug, daß dieser Baum sich nur am Fuße des Tafelberges findet, da die übrigen Arten der Protea fast auf jedem Berge anzutreffen sind, welches den Verdacht erregte, daß es kein einheimischer Baum sey. Man hat ihn indessen noch in keinem andern Theile der Welt entdeckt. Die Gattungen des Heidekrauts sind vorzüglich schön, sie finden sich sehr häufig auf den steinigten Bergen und sandigen Ebnen; sind aber schwer in Gärten zu verpflanzen. Eben so schön sind die Geschlechter, Polygala, Brunia, Diosma, Borbonia, Cliffortia und Asparagus, zu denen man noch eine große Zahl anderer hinzufügen könnte, wenn das Werk bloß über diese Materie sich erstreckte.

Das Kap ist für einen Zoologen nur ein enges Feld, die waldigten Bergklüfte verbergen noch die wenigen übrigen Wölfe und Hyänen, die vor kurzem der Stadt noch so furchtbar waren. Die letztern scheuen die Woh-

nungen der Menschen, aber die Wölfe erstrecken ihre nächtlichen Wanderungen noch jetzt zuweilen bis zur Stadt, angelockt durch das todte Vieh und die Abgänge der Schlachthäuser, die man sogar an die öffentlichen Wege hinwirft. In den Höhlen des Tafelbergs und der meisten andern Gebirge findet sich ein kleines Thier in großer Menge von der Größe eines Kaninchens, mit kurzen Ohren und ohne Schwanz, welches hier das Das oder Dachs *), und bei Linnee Hyrax Capensis genennt wird. Sein Fleisch wird gegessen, ist aber trokken, schwarz und unschmackhaft.

Eine Art Antilopen, welche hier der Griesbock heißt, bewohnt die Wälder, und richtet des Nachts große Verwüstungen unter den jungen Weinreben an, und eine andere Art, der Dukker (von seiner Art sich in die Büsche zu ducken oder zu verstecken, so genannt) finden sich auf dem Isthmus. Von beiden Thieren steht keines in einem systematischen Werke, ob sie gleich mehrmals von Reisenden erwähnt sind. Der Dukker ist dunkelbraun von Farbe, drei Fuß lang und drittehalb hoch: das Männchen hat gerade schwarze beinahe parallele Hörner, vier Zoll lang und unten geringelt, das Weibchen hat keine Hörner, sieben Zoll lange Ohren und einen fünf Zoll langen Schwanz. Der Griesbock ist aschgrau von Farbe, mit Silberhaaren auf einem hellbraunen Grun-

*) Es heißt auch Klipp Das, und beim Pallas Cavia capensis. Dieses Thier ist von der Größe eines gewöhnlichen Murmelthieres, wird von einigen als ein Leckerbissen gegessen und läßt sich leicht zähmen. S. Sparrmanns Reise durch das Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 279.

he. Er ist zwei Fuß neun Zoll lang, und ein und zwanzig Zoll hoch, und hat fünf Zoll lange schwarze nackte Ohren, und einen zwei Zoll langen Schwanz, der sinus lacrymalis ist sehr deutlich, so wie auch bei der vorhergehenden Gattung, von welcher die Holländer sagen, daß sie die Gallenblase unter den Augen hätte.

Die Hörner des Männchens sind vier Zoll lang, glatt, schwarz und spitz zulaufend; das Weibchen hat keine.

Der Steinbock, sonst die zahlreichste Antilopengattung, ist aus diesem Theile von Afrika beinahe ganz ausgerottet. Es ist die Antilope Grimmia des Pallas, und die Guineische Antilope des Pennant. *) Die ersten Pferde wurden von Java hierher gebracht, und seitdem von verschiednen Orten. Zwanzig Jahr darauf kamen die grauen und schwarzen spanischen Pferde aus Südamerika, und werden am höchsten geachtet. Sie sind klein und mager, können aber viel Arbeit ertragen. Schwere Wagen werden indessen vorzüglich von Ochsen gezogen. Diese sind alle einheimisch, außer die Zucht-, welche kürzlich aus Europa eingeführt ist. Der Kapochse zeichnet sich durch seine langen Beine, hohen Schultern und großen Hörner aus.

Die größern Arten Vögel, welche den Gipfel des Tafelbergs bewohnen, sind Geier, Adler, Habichte und

*) Sparrmann sagt gerade das Gegentheil (S. 520.) Er hält den Griesbock für Pallas Antilope grimmia und den Steinbock der von röthlicher Farbe ist, für eine Nebengattung von Pennants rother Antilope.

Krähen, welche den Wölfen beistehen, das Land von den Unreinigkeiten zu säubern, welche die Polizei übersieht. Gemeine Enten, Wasserenten und Schnepfen trifft man im Winter auf den Pfützen und periodischen Seen der Landzunge. Turteltauben, eine Art Drosseln und eine Art Neuntödter finden sich in den Gärten um die Stadt.

Der Markt ist reichlich mit Seefischen versehen, die man in der Bai und längs der Küste fängt. Für den besten Fisch hält man eine Art dunkelrothen Barsch, der nur in der falschen Bai gefangen wird, und nach ihm die rothen und weißen Steinbrachsen. Sie finden sich von einem bis dreißig Pfund Gewicht. Von demselben Geschlecht finden sich noch mehrere andre Arten und alle von gutem Geschmack. Unter andern der Cabeljau 40 Pfund schwer, und der Hottentottenfisch, der seinen Namen von seiner schmutzigbraunen Farbe hat, mit einer Rückenflosse und gespaltnem Schwanz. Ein andrer Barsch, der Silberfisch genannt, hat gleichfalls nur eine Rückenflosse und einen gespaltnen Schwanz; seine Farbe ist rosenroth mit fünf silbernen Strichen der Länge nach an jeder Seite (wahrscheinlich Perca striata.). Eine vierte Gattung heißt die Stumpfnase, mit sechs Querbändern von schwarz und weißen Flecken auf jeder Seite.

Der Harder vom Geschlecht der Clupea, ist dem gemeinen Häringe sehr ähnlich, und wird für einen guten Fisch gehalten, und die Aalmutter (Blennius viviparus) ist kein übles Gericht. Zuweilen fängt man auch einen andern Blennius, welcher wegen seiner Aehnlich-

lt mit der Muraena der Alten, den Beinamen Muraenoides erhalten hat. Der Scomber Trachurus ist von gutem Geschmack, wird aber für ungesund gehalten, und deswegen selten gegessen. Die gemeine Makrele (scomber scomber) zeigt sich zuweilen bei schlechtem Wetter in großen Haufen. Der Springer wird wegen des dicken Fetts am Bauche sehr geliebt. Der Spiering (eine Art Antherina) ist ein kleiner durchsichtiger Fisch mit einem breiten Silberbande auf jeder Seite. Der Knorrhahn (eine Art Trigla) mit zwei starken Stacheln an jedem Auge und zweien an den Kiemen, ist kein übler Fisch; auch ist die gemeine Scholle hier so gut wie in Europa.

Delphine werden zuweilen in der Bucht nach einem heftigen Windstoße gefangen. Den Zitterroggen (Raja torpedo) kennen die Fischer sehr gut durch die häufigen Schläge, welche sie erhalten, wenn sie zufällig auf Junge treten, welche oft im Winter am Ufer liegen: der Glattroggen (Raja batis) wird von den Engländern häufig gegessen. Der Zitterwels (Silurus electricus) findet sich in den Flüssen, wird aber nicht gegessen, und den Bagre (gleichfalls eine Art Silurus), hält man für giftig. Der Brayfisch und verschiedene Arten Krabben sind häufig und ziemlich gut. Verschiedne Arten Meßmuscheln und Austern sind erstaunend häufig an der Seeküste; die erstern von sehr strengem Geschmack, aber die letztern vollkommen so gut als in Europa. In der Nähe der Kapstadt sind sie indessen nicht in Menge zu haben. Eine Art Seesterne (Asterias) und der Papiernautilus (Argonauta argo) werden oft nach Europa in

die Kabinette geschickt, eben so das Seepferdchen (Syngnathus hippocampus).

Seltene Conchilien und Seegewächse findet man an diesem Theile von Afrika wenig: das Meer wirft häufig kleine Corallen, Madreporen, Schwämme und andre Thiere aus; aber alles sind gemeine Gattungen. Die häufigsten Conchylien sind Einschaalige. Das Geschlecht der Napfschnecken (patellae) ist das zahlreichste und die große schöne Haliotis Midà sehr gemein. Alle diese werden gesammelt und Kalk davon gebrannt, weil sich auf der ganzen Halbinsel kein Kalkstein findet, der bei der Theurung des Holzes die Mühe des Brennens belohnte.

In den Wintermonaten sind Wallfische in allen Buchten häufig, und dann viel leichter als in offner See zu fangen. Sie sind kleiner und schlechter als die aus der Nordsee, aber hinlänglich, um die Aufmerksamkeit ihres Fanges zu erregen, weswegen sich vor Kurzem eine Gesellschaft in der Tafelbai niedergelassen hat. Diese Wallfische sind gewöhnlich 50 bis 60 Fuß lang und geben sechs bis zehn Tonnen Oel. Das Fischbein solcher kleinen Wallfische ist wenig werth. Man hat bemerkt, daß alle bis jetzt gefangene, Weibchen waren, und vermuthet daher, daß sie die Buchten zum Zufluchtsorte ihrer Jungen suchen. *) Seehunde waren sonst

*) Dieses behauptet Kapitän W. White in seiner obenangeführten Beschreibung der Delagoa-Bay S. 22 geradezu. Nach ihm kommen die trächtigen Wallfische nach diesem Meerbusen und bleiben hier so lange, bis die Jungen groß und stark genug sind, neben der Mutter See zu halten.

häufig auf den Klippen der falschen Bai, auch findet man das Mittelthier von Fischen und Vögeln, den Pinguin.

Die heißen Monate bringen Insekten aller Art hervor, und vorzüglich eine Art Heuschrecken, die wenn sie nicht schnell vertilgt wird, alles Grüne in den Gärten verzehrt. Die Muskitos sind hier nicht so beschwerlich als in den heißern Himmelsstrichen und ihr Biß verursacht keine Entzündung, aber eine kleine Sandfliege, die man kaum sehen kann, ist eine große Beschwerde für die, welche viel durch das Gesträuche des Isthmus gehen müssen. Eidechsen von verschiednen Arten und unter diesen das Chamäleon, sind sehr häufig; und kleine Schildkröten kriechen an allen Wegen und Ebnen. Zu den gefährlichen Insekten gehören Scorpione, Asseln (Scolopendra) und große schwarze Spinnen: und fast alle hiesige Schlangen sind giftig. *)

Der erste Anblick einer so ungeheuern kahlen Felsmasse, wie der Tafelberg, muß auch des allergleichgültigsten Beobachters Augen auf sich ziehen, und noch mehr die Aufmerksamkeit des Mineralogen. Da die Beschreibung dieses Bergs auf die meisten südafrikanischen Gebirge paßt, so ist eine genauere Untersuchung seiner Größe und Bestandtheile vielleicht nicht überflüssig. . . . . .

Den Namen Tafelland geben die Seefahrer jedem Berge, dessen Gipfel eine mit dem Horizonte parallele

*) W. Paterson hat in seiner Reise in das Land der Hottentotten, übers. von J. R. Forster, Berlin 1790 S. 158 die vorzüglichsten giftigen Schlangen am Kap beschrieben.

Fläche darstellt. Die Nordseite des Tafelberges nach der Stadt zu ist eine Horizontallinie, von etwa zwei Meilen Länge. Die steile Seite, welche beinahe senkrecht von der Ebene aufsteigt, wird von einer Menge Strebpfeilern unterstützt, welche bis halb hinauf reichen. Diese Pfeiler, zwei große Klüfte, wodurch die Vorderseite in drei Theile gespalten wird, und zwei Bastionen geben dem Felsen das Ansehen der zerstörten Mauern einer gigantischen Festung. Die Spitze ist nach der genauen Messung des Ingenieurhauptmanns Bridges, 3582 Fuß über der Tafelbai erhaben, die Ostseite, die mit der Fronte einen rechten Winkel macht, ist noch steiler, und an einer Stelle einige Fuß höher. Die Westseite nach der See hin, ist durch tiefe Schlünde in viele Spitzen getheilt.

Geht man vier Meilen gegen Süden, so senkt sich der Berg in Terrassen hinab, deren unterste mit der Gebirgskette zusammenhängt, die sich durch die ganze Halbinsel erstreckt. Die Flügel an der Vorderseite, der Teufelsberg und Löwenkopf, machen eigentlich mit dem Tafelberge, nur Einen Felsen aus. Zeit und Regenströme haben die Erde zwischen ihnen weggeschwemmt, aber sie hängen doch noch bis zu einer beträchtlichen Höhe zusammen. Der erste ist 3315 und der andere 2960 Fuß hoch. Der Teufelsberg ist in ungleiche Spitzen zertheilt, aber der Löwenkopf ist oberwärts eine feste Steinmasse, die künstlich abgerundet zu seyn scheint, und von einer Seite der Kuppel der St. Paulskirche nicht unähnlich sieht.

Alle drei Berge bestehen aus mehrern horizontal

über einander liegenden Felsmassen, woraus man sieht, daß ihre Entstehung durchs Wasser und nicht vulkanisch ist: und daß seit ihrer Entstehung keine Erderschütterungen in diesem Theile von Afrika die schöne Ordnung gestört haben. Da die verschiedenen Lagen nicht nach ihrer specifischen Schwere auf einander liegen, so könnte man glauben, daß sie nicht auf einmal ihren Platz erhalten hätten, wenn man nicht durch den Umstand widerlegt würde, daß sie ohne Zwischenlage von Erde dicht über einander ruhen, die Flöze der Halbinsel und eigentlich des ganzen Kaps liegen in folgender Ordnung.

Die Ufer der Tafelbai und die Ebene, worauf die Stadt steht, ist ein Lager von blauem Thonschiefer, dessen Strich von Nordwest nach Südost geht, aber oft von dem gemengten blauen, kiesigten Steine unterbrochen, den Kirwan Granitell nennt. Schöne blaue Stücke mit weißen Adern werden von der Robbeninsel am Eingange der Tafelbai geholt, und zu Stufen und Terrassen vor den meisten Häusern gebraucht.

Auf den Schiefer folgt eine Lage harter Thon, durch Eisen vom blassen Gelb bis zum Dunkelroth gefärbt, und voll braunem Glimmer. In dem Thone finden sich ungeheure Granitblöcke, die sich durch bloße Berührung in ihre Bestandtheile auflösen lassen. Der Glimmer, Sand, und selbst der Thon scheint aus aufgelöstem Granit entstanden zu seyn. Zwischen dem Löwenkopf und der See liegen große Blöcke von diesem Granit ganz frei. Viele sind zerbrochen und durch ihre eigene Schwere aus einander gefallen: andere ganz ausgehölt, daß nur die Schale übrig ist, die immer ein kleines

Loch nach der See oder dem Fuße des Hügels zu hat. Solche hohle Granitblöcke sind auf den afrikanischen Gebirgen häufig, und oft von entlaufenen Sklaven bewohnt.

Auf dem Thon ruht die erste Schicht des Tafelbergs, etwa 500 Fuß über der Meeresfläche, die aus kieſigtem Sandstein von schmuziger gelber Farbe besteht: Auf diesen folgt dunkelbrauner Sandstein, mit kalkigten (calciform) Stücken Eisen, und Adern von Blutstein. Ueber dem Sandsteine liegt etwa tausend Fuß hoch weißgrauer, körnigter Quarz, der an vielen Stellen verwittert, an andern in Sandstein übergegangen ist. Die Spitze des Berges ist ganz Sandstein, und die einzelnen Felsklippen die der Zeit widerstanden haben, sind mit zahllosen eirunden und durchsichtigen Quarzkieseln bestreut. Da diese Kieſel ihre runde Gestalt durch Friction erhalten haben, als die Grundmasse, in der man sie auch häufig findet, noch flüssig war, so beweisen sie, daß die jetzt bewohnte Oberfläche der Erde eine große Veränderung erlitten haben müsse. Indessen sollen, wie man sagt, keine organischen Ueberbleibsel der alten Welt, als Versteinerungen oder Abdrücke, auf dem Tafelberge gefunden werden.

Diejenigen, welche bloß Neugier oder Wißbegierde auf den Tafelberg bringt, werden den besten Weg zum Hinaufsteigen an der Stadtseite finden. Er geht durch einen tiefen Schlund, der die Curtin von der Bastey trennt, und ist beinahe drei Viertelmeilen lang. Die Seitenwände erheben sich unter einem Winkel, von 45 Grad zu

einer

einer Höhe von tausend Fuß, und der Eintritt in diese tiefe Spalte ist groß und fürchterlich. Die Seitenwände, welche unten beinahe 80 Fuß von einander abstehen, laufen am Gipfel dicht zusammen, wo sich das Portal oder Ende der Schlucht öffnet.

Wenn man durch dieses Portal tritt, so sticht der Anblick einer öden und einförmigen Ebne, sehr gegen das Erhabne und Romantische der Kluft ab, und man möchte fast bereuen, nur darum den schwierigen Weg gemacht zu haben; aber bald wird das Auge durch die Aussicht belohnt, die man von der großen Höhe herab genießt, und durchläuft mit Entzücken den Horizont rings umher.

Alle Gegenstände schwinden in Kleinheit und Unansehnlichkeit zusammen: die platten Gebäude der Kapstadt gleichen Kartenhäusern, die Büsche und Gehölze des Isthmus, Pünktchen, und die Landgüter mit ihren umzäunten Aeckern scheinen Risse auf einem Papier zu seyn.

Auf dem morastigen Theile des Gipfels zwischen den Felsen, wachsen verschiedene Arten schöner Gewächse, die Cenaea mucronata hat hier ihren vorzüglichen Aufenthalt, die Gattung Heidekraut, welche Physodes heißt, gewährt im Sonnenscheine durch ihre weißen Blütenbüschel, und den Glanz ihres glutinösen Ueberzugs einen vortrefflichen Anblick. Viele andere Farrenkräuter kommen wegen des gelindern Clima hier besser als in der Ebene fort. Die Temperatur der höchsten Spitze ist während des Winters im Schatten 15° Fahrenheit kälter, als in der Kapstadt. Im Sommer, wenn die be-

Loch nach der See oder dem Fuße des Hügels zu hat. Solche hohle Granitblöcke sind auf den afrikanischen Gebirgen häufig, und oft von entlaufenen Sklaven bewohnt.

Auf dem Thon ruht die erste Schicht des Tafelbergs, etwa 500 Fuß über der Meeresfläche, die aus kieſigtem Sandstein von schmuziger gelber Farbe besteht: Auf diesen folgt dunkelbraumer Sandstein, mit kalkigten (calciform) Stücken Eisen, und Adern von Blutstein. Ueber dem Sandsteine liegt etwa tausend Fuß hoch weißgrauer, körnigter Quarz, der an vielen Stellen verwittert, an andern in Sandstein übergegangen ist. Die Spitze des Berges ist ganz Sandstein, und die einzelnen Felsklippen die der Zeit widerstanden haben, sind mit zahllosen eirunden und durchsichtigen Quarzkieseln bestreut. Da diese Kiesel ihre runde Gestalt durch Friction erhalten haben, als die Grundmasse, in der man sie auch häufig findet, noch flüssig war, so beweisen sie, daß die jetzt bewohnte Oberfläche der Erde eine große Veränderung erlitten haben müsse. Indessen sollen, wie man sagt, keine organischen Ueberbleibsel der alten Welt, als Versteinerungen oder Abdrücke, auf dem Tafelberge gefunden werden.

Diejenigen, welche bloß Neugier oder Wißbegierde auf den Tafelberg bringt, werden den besten Weg zum Hinaufsteigen an der Stadtseite finden. Er geht durch einen tiefen Schlund, der die Curtin von der Bastey trennt, und ist beinahe drei Viertelmeilen lang. Die Seitenwände erheben sich unter einem Winkel, von 45 Grad zu

einer

em Anfange und ihrer Dauer, als daß es nicht glücklicher wäre, vier Jahreszeiten wie in Europa angenehmer. Der Frühling vom Anfang Septembers zum December ist die angenehmste, so wie der Sommer vom December bis zum März die heißeste Jahreszeit. Der Herbst bis zum Junius ist veränderlich und das Ende desselben gewöhnlich schön: der Winter aber ist im Durchschnitt angenehm, oft aber windig, regnicht und kalt.

Die Hauptwinde sind der Nordwest und Südost. Der erste fängt mit dem Ende des Mais an, und weht bis zum August oder September: der andere herrscht das übrige Jahr durch und am stärksten, wenn sich die Wolken an den Bergen zeigen. Während der heftigsten Stürme ist der Anblick der Himmelskörper sehr sonderbar, wie de la Caille bemerkt: „Die Sterne sehen größer aus und scheinen zu tanzen, der Mond hat eine zitternde Bewegung und die Planeten haben eine Art Schweif wie Cometen.“ Etwas ähnliches bemerkt man während des Sturms auch an andern Orten, und es scheint von der Bewegung der mit Dünsten angefüllten Luft her.

Die Ankunft des Winters zeigt sich zuerst, wenn die Südostwinde seltner, schwächer, und klar (das heißt, ohne Wolken auf den Gebirgen) wehen. Der Thau fällt dann sehr häufig, und dicke Nebel bedecken des Morgens die Hügel. Der Nordwestwind wird rauh, kalt und verwandelt sich am Ende in einen starken Sturm, den gewöhnlich Regen, Donner und Blitz begleiten und welcher etwa zwei bis drei Tage anhält. Sobald das

Wetter sich aufklärt, erblickt man die Bergspitzen mit Schnee bedeckt, und auch der Tafelberg hat eine dünne Lage Schnee oder Hagel. Um diese Zeit steht das Thermometer in der Stadt bey Sonnenaufgang auf vierzig und um Mittag auf siebenzig Grad, so daß der Unterschied in sechs Stunden dreißig Grad beträgt, die Temperatur ist aber im Durchschnitt des Winters früh funfzig und Nachmittags sechzig Grad: so wie im heissesten Sommer siebenzig bis 90 Grad: oft bleibt es mehrere Tage auf 83 Grad oder 84 Grad stehen. Man weiß, daß das Thermometer in der Kapstadt über 100 Grad gestanden hat, aber solche Fälle sind selten. Die Sommerhitze ist gewöhnlich erträglich. Die Morgen sind oft schwül und drückend, aber die Nächte immer kühl. Der Südost fängt gewöhnlich um Mittag an zu wehen, und legt sich gegen Abend. Wenn diese Winde heftig blasen, und die Wolke sich auf den Bergspitzen zeigt, so wehen sie alsdann am stärksten, sobald die Sonne dreißig Grad hinter dem Meridian ist, und halten in einzelnen Stößen bis Mitternacht an. Vom November bis zum April fällt fast gar kein Regen.

Das Barometer steht in den hellen kalten Wintertagen höher als bei gutem Sommerwetter. In der ersten Jahreszeit steigt das Quecksilber von $29\frac{45}{100}$ Zoll bis zu $30\frac{85}{100}$, der erste Punkt bedeutet Sturm und Gewitter, und der andere schön Wetter. Der Punkt, wo die Aenderung vorgeht, ist $29\frac{95}{100}$ oder 30 Zoll. Da der ganze Umfang des Fallens und Steigens nur $\frac{50}{100}$ Zoll beträgt, so ist man sicher, daß bei de

geringsten Bewegung eine Aenderung des Wetters bevorsteht.

Im Sommer ist die Veränderung des Barometers noch geringer; indem es selten über $30\frac{10}{100}$ oder $29\frac{7}{100}$ steht. Die südöstlichen Windstöße verursachen höchstens einen Unterschied von $\frac{15}{100}$ Zoll. Zum Glück für die Kapstadt unterhält der Südostwind eine beständige Bewegung in der Luft, ohne welche die Hitze durch das Zurückprallen vom kahlen Tafelberge unerträglich seyn würde.

Die meisten Krankheiten, die unter den Eingebornen herrschen, scheinen mehr von ihrer Lebensart als vom Clima herzurühren. Der beste Beweis dafür, ist der Umstand, daß in dem allgemeinen Hospital seit mehrern Monaten nicht ein einziger Kranker und in dem Soldatenlazareth etwa 100 von 5000 gelegen haben: und diese waren fast alle von zu häufigem Genuß des Weins und Liqueurs krank geworden, Getränke, die sie hier wohlfeil kaufen können.

Die plötzliche Veränderung des Wetters, vorzüglich die Abwechselung von Hitze und Kälte, ist vielleicht eine Ursache der Auszehrung, die in allen Classen und Altern sehr häufig ist; aber das Hauptübel derer von mittlerm Alter ist Wassersucht. Ein ruhiges, sitzendes Leben, zwei oder auch drei Mahlzeiten täglich, von Fleische das in Fett schwimmt, und stark gewürzten Speisen, hitzige Getränke, Tabakrauchen, ein Mittagsschlaf gleich nach dem Essen, nie Bewegung, zumal solche welche körperliche Uebung erfordert, — ist die Lebensart, zu der ein Einwohner des Kaps erzogen wird. Schlagflüsse oder

Verhärtungen in der Leber sind die Folgen solcher schlechten Diät. Erstere sind selten auf der Stelle tödtlich, wegen der trägen Constitution der Kapbewohner, sondern endigen sich gewöhnlich mit Wassersucht, welche bald gefährlich wird. Weder Pocken *) noch Masern sind endemisch; erstere sind seit der Stiftung der Colonie nur zwei oder dreimal erschienen, letztere aber öfter: die Regierung hat immer die größte Vorsicht angewandt, daß sie nicht durch hier ankernde Schiffe verbreitet würden. Kinder sind vorzüglich Geschwüren aller Art, und bösem Halse ausgesetzt.

Beispiele von langem Leben sind sehr selten, indem die wenigsten über sechzig Jahr alt werden. Die Sterblich-

*) Von den Pocken hat das Kap von Zeit zu Zeit gewaltige Verheerungen erlitten. Vorzüglich wütete die Epidemie 1713, in welchem Jahre Kolbe diese Colonie verließ, am heftigsten. An Europäern, Hottentotten und Sclaven starben viele Tausende, man hat aber von diesem Menschenverluste keine zuverlässigen Nachrichten. Menzel bemerkt nur im Allgemeinen (Th. 1. S. 599) daß in den wenigsten Häusern und Bauerhütten ein Mensch gesund geblieben sey, der den Kranken zur Hand gehen, oder einen Trunk Wassers reichen konnte. Erst nachdem sich einige christliche Einwohner wieder erholt hatten, konnten diese ihre schon in Verwesung gegangenen Sclaven aus den Wohnungen schaffen und vergraben. Man fand ganze Kraale der Hottentotten, welche die Bewohner wegen der vielen Todten, nebst ihrem Vieh verlassen hatten, oder die ganz ausgestorben waren, und das Vieh hatte sich in die Wildnisse verlaufen: Um 1750 und 1751 zeigten sich die Pocken wieder, sie waren aber weniger tödtlich.

ist nach dem Durchschnitt der letzten acht Jahre 2½ von den Weißen, und 3 Sklaven von jedem Hundert gewesen. Die Sclaven welche in der Stadt wohnen, werden gut genährt, und wohl gekleidet, haben auch nur leichte Arbeit: die auf dem Lande hingegen, deren Nahrung in schwarzem sandigen Brode und dem Abfalle vom Fleisch besteht, und vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde arbeiten, oder auf Bergen und im heißen Sande Brennholz sammeln, sind sehr den Gallenfiebern unterworfen, von denen sie selten genesen.

Sehr wenige sterben durch den Arm der Gerechtigkeit. In den letzten acht Jahren sind 110 zum Tode verdammt, aber das Urtheil nur an 33, größtentheils Sklaven vollzogen worden. Die übrigen wurden zu lebenswieriger öffentlichen Arbeit verurtheilt. Wenn das Bekenntniß nicht anders herauszubringen war, so bediente man sich zuweilen der Tortur: und eine Hauptstrafe war das Rädern. Sie wurde indessen selten in Ausübung gebracht, als aber der König diese Todesstrafe abschaffte, versuchte der Gerichtshof ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen, indem der bloße Strang nicht hinreichend sey, Capitalverbrechen zu verhindern. Indessen sind, wider Vermuthen des Gerichtshofes, seit Abschaffung der Tortur und des Rades, weit weniger Hinrichtungen als sonst gewesen, so daß einer der Scharfrichter um ein Gehalt anhielt, an die Stelle der Accidenzen, die ihm sonst für die öffentlichen Hinrichtungen bezahlt wurden. Das Schicksal des andern Henkers war merkwürdig genug: als er hörte, die Folter würde

abgeschafft werden, erkundigte er sich bei dem obersten Richter, ob man bei den Engländern auch räderte. Wenige Tage darauf fand man ihn in seiner Stube aufgehängt, indem ihn die Furcht vor dem Hungertode zum Selbstmorde verleitet hatte.

Um ein Schrecken unter die Menge zu bringen, ist das Hochgericht dicht am Wege nach der Stadt errichtet. Das erste was ein Fremder hinter dem Kasteel erblickt, ist ein großer Galgen mit Rädern und Rabensteinen umgeben; ein Anblick, der nicht sehr für die Menschlichkeit der Einwohner und die Milde ihrer Gesetze spricht. Obgleich öffentliche Strafen bei den meisten europäischen Völkern ein geheiligter Gebrauch sind, so trägt doch der beständige Anblick der Strafwerkzeuge gewiß wenig dazu bei, künftige Verbrechen zu verhindern. Durch lange Uebung gewöhnt sich das Auge an Gegenstände, die sonst vielleicht Abscheu erregten, und der große Haufe wird bald das lächerlich finden, was ihm Schrecken einjagen soll.

Vielleicht ist kein Ort in der Welt außer Europa, wo die Einführung der Sklaverei weniger nöthig gewesen wäre als am Kap: auch würde sie hier nie Eingang gefunden haben, wenn derselbe Geist der Bataver, welche die See in eine blühende Republik verwandelten, auch diejenigen beseelt hätte, von denen diese Colonie gestiftet ward. Ein gemäßigtes Clima, ein fruchtbarer Boden, und eine friedliche Race Eingeborne waren Vortheile, die nur wenig Colonien genießen: und können noch jetzt von guten Folgen seyn. Man ermuntere nur die Hottentotten zu nützlichen Arbeiten, indem man ihnen den

Gewinn ihres Fleißes ganz überläßt, man zeige ihnen die Vorzüge eines civilisirten Lebens und unterrichte sie, daß sie einen Werth unter der menschlichen Gesellschaft haben, welchen ihnen die elende Politik der Holländer bisher verweigerte; dies wäre der sicherste Weg gewesen, die Sklaverei zu vermindern und endlich auszurotten. Es sind in der That nur wenig Neger eingeführt worden, und nur durch Zufall oder auf besondere Erlaubniß: und da die stärkere Nachfrage nach Produkten der Kolonie, vermehrte Arbeit erforderte, sind sie zu einem unerschwinglichem Preise gestiegen. Noch jetzt gilt ein Sklave hundert bis vierhundert Pfund St., und dennoch ist es nichts seltenes, zwanzig bis dreißig in einem Hause zu finden. Einige sind indessen Handwerker und werden wochen- oder monatsweise vermiethet.

Die geschicktesten, gelehrigsten, aber auch gefährlichsten Sklaven sind die Malayen. Sie sind treu, ehrlich und fleißig, aber so empfindlich und eigensinnig, daß die geringste Beleidigung sie in eine Raserei versetzen kann, während der es gefährlich ist sich ihnen zu nähern. Die Rachsucht eines Malayen zeigte sich noch vor kurzem in einem auffallenden Beispiel. Da er seinem Herrn lange und treu gedient, und überdies ihm mehrere Summen Geld bezahlt hatte, so glaubte er um seine Freiheit anhalten zu dürfen; erhielt aber abschlägige Antwort. Am andern Morgen tödtete er einen seiner Mitsklaven. Als man ihn vor Gericht verhörte, gestand er, daß der Ermordete sein Freund sey; aber er hätte sich am besten an seinem Herrn zu rächen geglaubt, nicht wenn er ihn tödtete, sondern ihm durch den Verlust eines Sklaven

einen Schaden von tausend Thalern verursachte, und noch um tausend Thaler ärmer machte, indem er sich selbst an den Galgen brächte. Dies würde für seinen Geiz eine Wunde seyn, die er nie vergessen könnte.

Die Wirkungen welche die Sklaverei auf ein Volk macht, welches sie beständig vor Augen hat, zeigen sich auf dem Kap so gut, wie an andern Orten. Unter den höhern Classen hat jedes Kind seinen eigenen Sklaven, der nichts zu thun hat als seine Launen zu befriedigen und es von einem Orte zum andern zu schleppen, damit es ja nicht zu früh den Gebrauch seiner Hände und Füße lerne. Sogar die niedern Stände scheuen sich ihre Kinder ausgehen zu lassen, oder sie ein nützliches Gewerbe zu lehren, welches man nach den hiesigen Ideen für sklavische Beschäftigungen hält.

Die Erziehung der Jugend ist bisher sehr vernachläßigt worden. Die Regierung hat nie den Plan gehabt öffentliche Schulen anzulegen, und Privatpersonen hatten keine Absicht, als ihren Söhnen schreiben und rechnen zu lehren, damit sie bei der ostindischen Compagnie angestellt werden können. Diese Handlungssocietät hatte eine Menge schlecht salarirter Beamten in ihrem Dienste. Das Gehalt reichte nicht hin sie einmal kümmerlich zu nähren, aber man erlaubte ihnen stillschweigend, für eigene Rechnung Handel zu treiben. Die Folge war, daß sie sämmtlich Kleinkrämer wurden, und jeder einen Laden in seinem Hause hatte, wo die geringfügigsten Dinge feil waren. Auch die, welche einen ansehnlichen Titel vor ihren Namen setzen durften, schämten sich nicht das Gemüse aus ihrem Garten zu verkaufen: zwar nicht

öffentlich, aber durch ihre Sklaven. Kurz alle Classen, den Gouverneur, Prediger, Fiskal, und Justizsecretär ausgenommen, beschäftigten sich mit Handel. Koopman, oder Kaufmann war ein hoher Titel am Kap, nach dem selbst Militärbeamte strebten. In diesem Stück sind die Holländer sehr von den Chinesen verschieden, bei denen die Kaufleute den untersten Rang einnehmen.

Den Theil des Tages wo man nicht mit Handelssachen beschäftiget ist, bringt man gewöhnlich mit Befriedigung des Gaumens zu. Wenige haben Geschmack am Lesen, und niemand an Künsten. Oeffentliche Belustigungen, einige Gelegenheitsbälle ausgenommen, giebt es nicht: und die Geselligkeit unter den Familien erstreckt sich bloß auf Spielen und Tanzen. Geldsachen und Handel ist das einzige, wovon gesprochen wird. Indessen giebt es keinen einzigen Reichen und nur wenig Wohlhabende. Bettler giebt es in der ganzen Colonie nicht; und nur sehr wenig Arme die auf öffentliche Unkosten leben. Man erhält diese von den Interessen eines Kapitals, das die Kirche nicht braucht, von Geschenken, Allmosen, und Sammlungen nach dem Gottesdienst, aber nicht durch öffentliche Auflagen. Einige Abgaben für die Ausbesserung der Wege und öffentliche Anstalten abgerechnet, haben die Einwohner gar keinen Abzug von ihrer Einnahme.

Eine Equipage, die in England eine so ansehnliche Ausgabe ist, kostet hier, sobald man sie angeschafft hat, eine Kleinigkeit. Die Chaisen, welche in der Stadt zu Landpartheien gebraucht werden, sind offen und für vier bis sechs Personen eingerichtet. Zu Reisen hat man eine

Art leichter Wagen, die mit Segeltuch bespannt und groß genug sind, um eine ganze Familie nebst Kleidern und Lebensmitteln auf einige Tage zu fassen. Der Kutscher ist gewöhnlich ein Bastard, das heißt: der von einer hottentottischen Mutter und einem europäischen Vater oder umgekehrt abstammt. Dies sind vortreffliche Lenker, die ohne Bedenken mit acht Pferden durch die engsten Gassen galoppiren. Frauenzimmer reiten selten, weil sie dies zu sehr ermüdet. Des Tages über bleiben sie gewöhnlich zu Hause, und spazieren in der Abendkühle im öffentlichen Garten.

Es ist eine allgemeine Bemerkung aller Reisenden, daß die Frauenzimmer am Kap hübsch, lebhaft, und lustig sind, und wenig von dem Phlegma der Holländer haben. Die Verschiedenheit der jungen Leute vom männlichen und weiblichen Geschlecht in derselben Familie, ist wirklich auffallend. Die erstern sind ungeschickt, links in ihrem Benehmen und ungesellig: die letztern hingegen eher klein als groß, zierlich gekleidet, von artiger Aufführung und sehr gesprächig. Auch hängen sie hier weniger von ihren Aeltern ab, als irgendwo: die Erstgebornen, oder die Söhne haben nicht den geringsten Vorzug bei der Erbschaft, sondern alle Kinder erben zu gleichen Theilen, und kein Vater kann seine Kinder enterben, wenn er nicht eine der römischen Enterbungsursachen beweist. In der Ehe herrscht nach den Coloniegesetzen, die vollkommenste Gütergemeinschaft, wenn nicht aus dem Ehecontract das Gegentheil bewiesen werden kann. Ist dergleichen Contract nicht vorhanden, so

zweidrittel die Kinder, wenn sie majorenn sind, sogleich in die Hälfte des Vermögens der verstorbenen Ehegatten.

Es ist nur Gerechtigkeit, anzumerken, daß die meisten jungen Frauenzimmer sich mehr gebildet haben als man von der beschränkten Erziehungsart erwarten konnte. In den angesehenern Familien verstanden die meisten Musik, und einige spielten sehr fertig. Viele musten Französisch, und einige ziemlich gut Englisch. Sie nähen, sticken, klöpfeln Spitzen und machen fast alle selbst ihre Kleider nach dem Muster der nach Indien reisenden Engländerinnen.

Es fehlt dem männlichen Geschlecht, so lange sie Knaben sind, nicht an Lebhaftigkeit oder Anlage; aber aus Mangel einer schicklichen Erziehung, die ihren Geist bilden, und Wißbegierde in ihnen erwecken könnte, verfallen sie bald in die gewöhnliche Lebensweise von essen, rauchen, und schlafen. Wenige der Männer gehen mit den Engländern um, diejenigen ausgenommen, welche ein Amt bei der Regierung bekleideten. Dies rührt so wohl von dem verschiedenen Character beider Nationen her, als von der Abneigung, die ein besiegtes Volk immer gegen seine Ueberwinder haben muß; indessen haben sie keinen vernünftigen Grund zur Beschwerde gegen die englische Regierung: man hat ihnen keine neuen Abgaben auferlegt, sondern im Gegentheil die alten verringert. Der Absatz und der Preis der Colonieprodukte haben sehr zugenommen, und eben so ist die Einfuhr vermehrt. Ueber 200,000 Thaler rückständiger Grundzinsen, sind den Einwohnern von der britischen Regierung erlassen und eben so 180,000 Thaler

ungewisse Schulden. Sie haben ihre Gesetze und ihre Religion b halten, und beide werden von ihren eigenen Landsleuten gehandhabt. Sie genießen so viel Freiheit als eine vernünftige Verfassung zuläßt, und weit mehr als unter ihrer vorigen Regierung. Das Eigenthum ist immer geschützt worden, und bis zum doppelten Werth gestiegen: und niemand hat den Verlust eines Freundes oder Verwandten durch die Eroberung des Kaps zu beklagen. Ihr Papiergeld, welches dem temporairen Mangel abhelfen sollte, war vierzig pro Cent unter seinem Werth gefallen, und Speciesthaler sahe man fast niemals. Ersteres steht jetzt mit dem baaren Gelde gleich und von letzterem hat England nicht weniger als 2,000,000 Thaler in Umlauf gebracht. Die Hausbesitzer haben eine doppelte Einnahme, und der Bauer, welcher sonst einen Thaler erhielt, bekommt jetzt drei für seine Produkte. Vier Jahre von steigendem Wohlhaben, von ununterbrochenem Frieden und innerer Ruhe sind das glückliche Loos der Kapbewohner gewesen.

Wahrscheinlich hätten ohne die englische Besitznehmung ganz andere Auftritte die Colonie zerrüttet. Jacobinismus, oder Umstürzung aller Ordnung war sorgfältig von den Unzufriedenen unter den unwissenden Theil der Stadt- und Landbewohner ausgestreut. Anstatt ihn zu unterdrücken, hatte die furchtsame und schwache Regierung ihn zur Reife gedeihen lassen. Die vornehmsten Beamten wurden ungestraft beleidigt; die Landdroste oder Polizeibeamten auf dem Lande wurden aus ihren Districten verjagt, und die Bauern weigerten sich den Grundzins für ihre Besitzungen zu bezahlen.

Man machte wirklich schon Proscriptionslisten von denen, welche zuerst fallen sollten, und die Sklaven warteten ungeduldig auf das Zeichen der allgemeinen Freiheit. Selbst nach der Einnahme behandelte das Volk des entlegensten Districts Graaf Reynet den Landdrost und den Prediger schlecht, und verjagten sie, so daß sich der erste brittische Gouverneur Sir Jacob Craig genöthigt sah, ein Corps leichte Infanterie und eine Schwadrone Dragoner dahin zu schicken. Durch die Nachricht dieser Maasregeln wurden sie furchtsam gemacht, und schickten ein Bittschreiben, von den vornehmsten Einwohnern unterschrieben, worin sie baten, daß die Truppen zurückgehen möchten und versprachen Ordnung und Gehorsam.

Um diese Zeit (Mai. 1797.) kam der Graf Macartney am Kap an, um die Regierung zu übernehmen, und eine seiner ersten Maasregeln war, den vertriebenen Landdrost nach Graaf Reynet zurückzuschicken, um den Einwohnern zu zeigen, daß die brittische Regierung sowohl gelinde in ihrem Verfahren, als schnell in der Ausführung sey. Da politische Ursachen Se. Excellenz bewogen, seinen eignen Secretair dem Landdrost mitzugeben, so hielt er es für eine gute Gelegenheit, einige Nachrichten über diese und die angränzenden Provinzen einzuziehen, die noch so wenig besucht und so unvollkommen bekannt sind.

Seine Instructionen bezogen sich auf vielerlei Gegenstände, sowohl in wissenschaftlicher als politischer Hinsicht, und wenn ihre Absicht durch die folgenden Blätter nicht erreicht seyn sollte, so liegt die Schuld lediglich an dem Herausgeber dieser Nachrichten, welcher die

Ehre hatte, jene Geschäfte zu besorgen. Da es an Ort und Stelle gesammelte Thatsachen sind, so glaubte ich sie verdienten dennoch dem Publikum vorgelegt zu werden. Seit jener Zeit hat sich nur wenig verändert, und man kann daher die Bemerkungen als Skizzen betrachten, welche künftige Reisende ausfüllen und vollenden mögen: und ich übergebe sie dem Publikum mehr mit der Ueberzeugung der Wahrheit, als mit Ansprüchen auf literärisches Verdienst.

Zweiter Abschnitt.

Bemerkungen auf einer Reise vom Kap der guten Hoffnung durch das Karro oder die trockne Wüste nach der Landvogtei Graaf Rehnet.

Obgleich der Regen sonst gewöhnlich in den ersten Tagen des Maies anfängt, so blieb doch den ganzen Monat Junius dieses Jahrs hindurch schönes Wetter; welches aber dem Ackersmanne nicht willkommen war, und eben so wenig dem Reisenden, der die unbewohnten Wüsten Afrika's vor sich hat, und sich beständig desselben Zugviehes bedienen muß. Die gewöhnliche Art dergleichen lange Reisen zu machen, ist in einem oder mehreren bedeckten Wagen, welche von Ochsen gezogen werden. Die Wagen, welche man hierzu verfertigt, sind sehr theuer, halten aber viel aus, laufen leicht, und sind geräumig genug, alle Nothwendigkeiten zu einer langen Reise und eine Matratze zum Schlafen aufzunehmen.

men. Ein solches Fuhrwerk wird gewöhnlich von einem Gespann von zehn bis zwölf Ochsen gezogen. Jede Tagereise heißt ein Skof, und ist nach den Umständen von fünf bis funfzehn Stunden Länge.

Es ist gebräuchlich, die Nacht durch zu reisen, damit das Vieh am Tage grasen oder vielmehr Buschwerk abfressen kann; denn in einigen Theilen des Landes keimt, vorzüglich nach trocknem Wetter, nicht ein einziger Grashalm. Die bittern, scharfen salzigen Pflanzen, welche auf dem dürren Boden der afrikanischen Wüsten wachsen, sind oft wochenlang, die einzige Nahrung der Thiere, und wahrscheinlich die Ursache eines unangenehmen Athems, welchen die Ochsen am Kap allgemein haben. In Europa ist der wohlriechende Duft des Hornviehes ein Sprichwort: in Afrika hingegen hält man ihn sogar für schädlich. Die schlechte Beschaffenheit des Wassers, welches man in den Wüsten niemals rein, sondern mit Salz und Erde vermischt antrifft, mag auch etwas dazu beitragen. Ein eingespannter Ochse geht bei ebnem und harten Boden jede Stunde über drei englische Meilen, und dies zehn bis zwölf Stunden hinter einander, ohne auszuruhen.

Der erste Julius 1797 ward zu unserer Abreise vom Kap festgesetzt, und der vorhergehende Monat mit Zubereitung dreier Wagen und Anschaffung von Zugochsen zugebracht, welche jetzt nach der langen Dürre sehr klein und mager waren. Es war sehr schwer, aber unumgänglich nothwendig, Bastarde zu Kutschern und Hottentotten zu Vorreitern und Aufsehern über das Zugvieh zu bekommen. Indessen war am bestimmten Tage alles fer-

tig, obgleich die Wagen erst bei Anbruch der Nacht die Stadt verließen, und die Ochsen so elend waren, daß nach anderthalb Stunden zwei niederfielen und zurückgelassen wurden. In sieben Stunden hatten wir nur funfzehn englische Meilen zurückgelegt, und kamen bei Stickland an, wo der damalige Gouverneur des Kaps, Sir Jakob Craig Stallung für einige Dragoner, für die Offiziere und Soldaten errichtet hatte, da es bei dem Angriffe ein wichtiger Platz ist.

Diese Station liegt südlich in der Gegend einer Berg-Reihe, welche der Tigerberg heißt, und auf dieser Seite den sandigen Isthmus beschließt. Am Fuße der Hügel und in den Thälern zwischen beiden liegen verschiedene schöne Landgüter mit Gärten, welche mit Gemüse, Früchten, und Weinstöcken wohl versehen sind, und zu denen weitläufige Kornfelder gehören. Da die letztern nicht eingezäunt sind, erhält das Land ein kahles Ansehen. Die sandige Ebene, welche der Tigerberg begränzt, bringt bloß einiges Brennholz für die Stadt hervor, und die Bauern oder Fleischer lassen gelegentlich ihr Vieh darauf weiden. Man glaubt durchgängig am Kap, daß diese Landenge, welche die beiden Haupthäfen trennt, ehedem von der See bedeckt war, welche das Kap zu einer vollkommnen Insel machte. Die geringe Erhöhung der Ebene, die Menge Sand auf derselben, und die vielen Muscheln im Sande sind die Hauptgründe für diese Behauptung. Sollte dies der Fall gewesen seyn, und die See sich nach und nach zurückgezogen haben, so ist die Zeit der Vereinigung beider Buchten nicht mehr zu berechnen. Die Oberfläche liegt zwar

zig bis dreißig Fuß über dem Meere zur Zeit der Fluth. Der Sand liegt selten tiefer als drei Fuß und unter ihm ist Sandstein oder Kiesel, vom Eisen gelb oder braun gefärbt. Die Ueberbleibsel von Pflanzen, die der Regen in die Löcher gespült hat, bilden Sümpfe, worin das Wasser dunkelroth oder schwarz aussieht. Ich habe nie Muscheln auf dem ganzen Isthmus gefunden, und dies wäre noch kein Beweis, daß die See sie dahin gebracht hätte. Viele tausend Fuder Muscheln findet man längs der Ostküste, ein hundert Fuß über der Meeresfläche. Am zahlreichsten liegen sie in bedeckten Höhlen, welches auf die Vermuthung leiten möchte, daß die Ureinwohner Troglodyten gewesen wären, wie die wilden Hottentotten noch im Innern dieser Weltgegend sind. Eigentlich sind die Muscheln durch die Millionen Seevögel, welche die africanischen Küsten bevölkern, auf diese Höhen gebracht worden. In der Muschelbai ist eine merkwürdige Höhle, welche eine ungeheuere Menge verschiedener Muscheln enthält, die sich alle an der Küste finden, über der sie aber 300 Fuß erhaben ist, und hinter dem Löwenkopfe sind in der nämlichen Höhe ganze Lager Muscheln unter der Dammerde. Wir können uns die Länge der Zeit gar nicht denken, welche erfordert wird, das Seewasser von einer solchen Höhe allmählig fallen zu lassen.

Die Ebene, die sich ostwärts vom Tigerberge erstreckt, ist nicht so sandig, und mehr mit Pflanzen bedeckt, als der Isthmus: einige wenige Bauerhäuser liegen zerstreut neben kleinen Bächen, welche in der Tiefe nordwärts fließen. Auf den trockensten und kahlsten Stellen,

die aus Lehmen und Sand bestehen, findet man viele Tausend zellenförmige Erdwohnungen der Termiten, oder weißen Ameisen, die sich indessen von denen unterscheiden, welche Smeathman in den philosophischen Transactionen beschreibt. Die Ameisenhügel in diesem Theile von Africa sind selten höher als drei Fuß, ungeachtet sie in Guinea und andern Gegenden, wohl zehn bis zwölf Fuß Höhe erreichen.

Etwa zwölf Meilen hinter Stickland wird die Ebene durch zwei Berge begränzt, zwischen welchen der Weg hindurch in ein besser bebauetes und bewohntes Thal geht. Der Simonsberg rechter Hand gehört zu den höchsten, die man vom Kap aus sehen kann. Sein Gipfel ist wie der Parnassus gespalten, im Winter mit Schnee bedeckt, und im Sommer hinter den Wolken verborgen. Zu den Zeiten des Gouverneurs, dessen Namen der Berg verewigt, schmolz ein Mann, der sein Glück durch die Leichtgläubigkeit der Compagnie machen wollte, eine Anzahl Piaster, und überreichte die Masse dem Gouverneur, als eine Stufe aus einer reichen Silbermine, die er in diesem Berge entdeckt hätte. Durch diesen Beweis einer so wichtigen Entdeckung verführt, beschloß der Rath, diesem Manne eine Summe auszuzahlen, womit das neue Silber-Bergwerk unter seiner Direction bearbeitet werden könnte: und um zu gleicher Zeit das Publicum von dem steigenden Wohlstande der Colonie zu überzeugen, sollte die Silbermasse in eine Kette verarbeitet werden, um die Thorschlüssel des Castells daran zu hängen. Die Kette ward verfertigt, und erfüllt noch

ihre Bestimmung, als ein Andenken an die Leichtgläubigkeit des Gouverneurs.

Der Perlenberg (Paarleberg), welcher links vom Eingange in das Thal liegt, ist ein mäßiger Hügel, der seinen Namen von einer Kette großer runder Steine hat, welche von seinem Gipfel, wie ein Perlenhalsband hervorragen. Zwei von diesen, welche die höchsten sind, heißen die Perle und der Diamant, und sind in den philosophischen Transactionen beschrieben. Nach diesen und Massons *) Beschreibung sollte man glauben, daß diese beiden Steine auf eignen Grundlagen und frei vom Berge emporragten; sie machen aber einen Theil desselben aus. Man hat auch angemerkt, daß sie aus einer andern Steinart, als die benachbarten Berge bestehen, und man vermuthet, daß diese ungeheuern Granitblöcke durch vulkanische Explosionen oder ähnliche Naturbegebenheiten dahin geschleudert sind. Ich habe in dem vorigen Abschnitte angeführt, daß das Sandsteinstratum des Tafelbergs auf Urgranit ruhete, und daß eine zahllose Menge großer Steinklumpen vom Fuße des Berges bis zu der Kapspitze liegen. Alle diese sind von derselben Art und denselben Bestandtheilen als die Perle und der Diamant, nämlich Quarz und Glimmer, ersteres in unregel-

*) Franz Masson, Untergärtner des Königl. Großbrittannischen Gartens in Kew ward 1772 mit dem Weltumsegler Cook nach dem Kap geschickt, um sowohl Pflanzen, als Sämereien nach England zu bringen. Eine besondere Reise hat er nicht geschrieben, sondern blos einzelne botanische Bemerkungen in den Philosophical Transactions drucken lassen.

mäßigen Massen und letzteres in schwarzen Schörl ähnlichen Stücken. Sie enthalten gleichfalls kubische Stücken Feldspath und scheinen durch thonigen Eisenstein zusammengekittet.

Alle Steine dieser Art schienen um einen Kern gestürzt zu seyn, da sie in große concentrische Scheiben verwittern. Die Perle ist auf der Nordseite zu ersteigen und steht beinahe senkrecht auf den übrigen. Diese schiefe Seite ist über tausend Fuß lang und nach der perpendicularlinie vierhundert Fuß über den Gipfel des Berges erhaben: der Umfang der Basis beträgt eine Meile. Bei der Spitze ist sie von zwei Spalten durchschnitten, die sich unter rechten Winkeln treffen, in welchen eine Menge der schönsten Aloen, einige kryptogamische und andere Pflanzen wuchsen. Ein großer Theil der abhängenden Seite war mit einer Art grünem Lichen bedeckt. Längs der senkrechten Seite waren ungeheure Risse, als ob die Masse durch ihr eigenes Gewicht zerborsten wäre. Der Diamant ist noch höher, aber nicht so dick, und, da er spitz zuläuft, schwer und gefährlich zu ersteigen.

Der Perlenberg bietet dem Botaniker ein reiches Feld dar, die Pflanzen sind sehr verschieden, und wachsen erstaunend üppig. Die wilde Kapolive scheint ihre größte Höhe zu erreichen, und das Dunkelgrün ihrer Blätter sticht sehr artig mit den Haidekräutern ab, von denen einige die Gestalt und Größe von Bäumen erreichen. Die Frucht der wilden Olive ist klein und sauer, aber das Holz ist fest, und läßt sich wie Nußbaumholz poliren. Eine große Menge Arten der Protea bedecken die

Seiten des Berges; eine der zahlreichsten war die Mellifera, die man hier den Zuckerbaum nennt, wegen der großen Menge süßen Saftes, den sie auf dem Boden des Blütenkelchs hat. Viele Einwohner sammeln diesen Saft, den man zuweilen als eine Magenstärkung braucht, oder auch zu einem dicken Syrup kocht, um Früchte einzumachen. Einige Arten der bunten Baumläufer (Certhia) nehmen auch ihren Theil davon, und man sieht sie zu dieser Jahreszeit in ungeheurer Anzahl auf den Corollen sitzen, und mit ihren langen sichelförmigen Schnäbeln den Honig aussaugen. Die glänzenden Farben dieser schönen kleinen Vögel, welche um die bunten Blüten der Protea umherschwärmen, müssen das Auge jedes Reisenden entzücken, vorzüglich erregt eine Gattung (Certhia chalybea) durch ihren reinen Gesang Aufmerksamkeit. Dieser Vogel singt vortrefflich im Käfigt, wo man ihn bloß mit Zucker und Wasser erhält.

Die Gebirge, welche das Thal auf der Ostseite begränzen, sind sehr hoch, aber nach oben zu nicht einmal mit Gras bewachsen. Sie machen einen Theil der grossen Kette aus, die sich von der falschen Bai nördlich erstreckt, und die ein französischer Naturforscher das Rückgrad der Erde genannt hat, eine Name, der aber mehr von ihrer Gestalt, als von ihrer Ausdehnung hergenommen ist. Ihre nackten Gipfel sind spitz, und eingekerbt, wie die Wirbelbeine eines thierischen Rückgrads. Sie bestehen, wie der Tafelberg aus einer Anzahl Sandsteinlagen, die vom Eisen an mehrern Stellen roth gefärbt sind, und auf Granit, Thon und Schiefer ru-

hen. Diese Gebirgsreihe verschließt, wie eine ungeheure Mauer, das Kap vor den dahinterliegenden Ländern; so, daß eine geringe Besatzung, welche die Pässe in ihrer Gewalt hätte, die Verbindung zwischen der Küste und dem Innern abschneiden könnte. Von diesen Pässen oder Kloofs, wie sie die Kolonisten nennen, sind bloß drei für Wagen gangbar. Hottentot Hollandskloof bei der falschen Bai, welches die Communication mit dem District Swellendam und den östlichen Theilen der Colonie längs der Seeküste eröffnet; Roodesandkloof (oder rothe Sandpaß) der Saldanhabai gegenüber, welche nach Graaf Reynet und den entferntesten Theilen der Colonie führt, Elandskloof, noch weiter nördlich, welche zu dem wildesten und unbewohntesten Theile des Landes leitet.

Obgleich die Berge wild und unfruchtbar sind, kann man doch nichts schöneres und fruchtbareres sehen, als das Thal, welches sie einschließen, dieses wird von den zahllosen Armen des Bergflusses bewässert, die in einem sanften und fast unbemerkbarem Strome sich durch dasselbe schlängeln. Es besteht aus den Abtheilungen oder Kirchspielen von Groß- und Kleindrakensteen, Franschehoek (der französische Winkel) und Paarl, letzteres enthält etwa dreißig Häuser, die in zwei Reihen stehen, und so weit von einander entfernt sind, daß die Straße eine Meile lang ist. Die Kirche stehet ziemlich in der Mitte: sowohl diese als die meisten Häuser sind mit Riedgras gedeckt. Wenn dieses gut aufgelegt wird, so hält das Dach zwanzig bis dreißig Jahre. Die Häuser sind gewöhnlich mit Eichenpflanzungen umgeben. Ihre gewöhn-

liche Größe ist zehn bis funfzehn Fuß im Umfange, und zwanzig bis dreißig Fuß Höhe bis zum ersten Aste. Viele sind noch größer. Die obern Enden sind nicht gekrümmt, oder das Holz ausgewachsen, wie bei der Kapstadt; ein Beweis, daß die Winde in diesem Thale nicht so heftig wüten.

Franschehoek und die beiden Drakensteens haben weder Kirchen noch beisammenstehende Häuser, die den Namen eines Dorfs verdienten, sondern bestehen nur aus einzelnen Bauergütern, die in großen Entfernungen über das Thal zerstreut liegen. Die meisten sind Allodialeigenthum, welches in den frühsten Zeiten der Colonie für eine Summe Geld, oder für besondere Dienste dem Eigenthümer überlassen wurde. Jedes Gut enthält 60 Morgen Land (120 Englische Acres) und die Besitzer maßen sich das Recht an, auf dem dazwischenliegenden unbebauten Lande das Vieh zu weiden. Dies ist ein großer Mißbrauch, und wenn man die Eigenthümer zwänge, sich genau auf ihr Land einzuschränken, so würde der Boden sehr dabei gewinnen.

Das Hauptprodukt des Thals ist Wein. Die Bauern waren eben beschäftigt die Weinstöcke zu beschneiden. Man zieht sie selten an Stöcken oder Spalieren, wie in dem südlichen Europa, sondern pflanzt sie in Reihen, wie Stachel- oder Johannisbeerstöcke, mit denen sie auch einerlei Größe haben. Da dieser Theil der Colonie nicht weit von der Kapstadt entfernt ist, so bezahlt nichts so gut die Mühe des Landmanns als der Weinbau. Auf einem Acre kann man 5000 Weinstöcke pflanzen und 1000 geben gewöhnlich eine Pipe von 154

Gallons, oder sechshundert und sechszehn Quartbouteillen Wein. Der Mittelpreis einer Pipe ist 50 bis 150 Reichsthaler, oder zehn bis dreißig Pfund Sterling. Die gewöhnliche Sorte Tischwein, die man Kapmadera nennt, gilt jetzt zwölf Pfund die Pipe und eben so viel ein leichter saurer Wein, der dem Vin de Grave nicht unähnlich ist, und hier Steinwein genannt wird.

An schweren süßen Weinen hat die Colonie grossen Ueberfluß: eine große, weiße persische Traube, welche hier Haanepod oder Hahnenfuß heißt, giebt einen köstlichen aber theuern Wein; da die Beeren fleischigt sind, werden gewöhnlich Rosinen daraus gemacht. Beinahe alle Weine am Kap schmecken entweder nach der Traube, oder sind dünn und sauer. Das erste kommt wahrscheinlich daher, daß man sie nicht ausgähren läßt; sondern gleich auf die Fässer füllt, wenn sie noch viel Zuckerstoff enthalten, und das letztere, weil man die Trauben oft unreif abpflückt, um zu verhüten, daß sie von den zahlreichen Insekten verzehrt werden, unter denen die gemeine Biene eine der schädlichsten ist.

Die Trauben am Kap sind größtentheils so gut, wie in irgend einem Lande, und sie könnten durch gute Behandlung den besten europäischen Weinen gleich kommen. Einige Bauern, welche sich mehr Mühe gegeben haben, sind für Kosten und Arbeit reichlich belohnt worden. Die wenigen, welche sich damit abgeben, Liqueur daraus zu ziehen, haben einen sehr guten Branntwein geliefert. Dieser Artikel ist hier sehr schlecht, welches vorzüglich von der elenden Art, ihn zu bereiten, herrührt.

um so viel Weingeist als möglich zu erhalten, wirft man die ausgepreßten Beeren und Kämme in die Blasen. Die Arbeit überläßt man einem Sclaven, der wenig davon versteht, und sich noch weniger darum bekümmert, ob es gut geräth. Er schläft ein, das Feuer geht aus, und eine heftige Glut soll die verlorne Zeit dann ersetzen, so erhält der Geist einen strengen brandigen Geschmack, den er niemals verliert. Indessen haben alle Weine und Liqueure am Kap, aller Vorsicht ungeachtet einen besondern Nebengeschmack, der wahrscheinlich davon herrühret, daß die Trauben zu nahe an der Erde wachsen. Es ist bekannt, daß die Ausdünstungen der Erde von den Tabakspflanzen so sehr eingesogen werden, daß man die untersten Blätter immer als unbrauchbar wegwerfen muß, und wahrscheinlich ist dies derselbe Fall mit den Weintrauben. Bloß Trägheit hat die Colonisten bis jetzt abgehalten, den Wein an Stöcken zu ziehen, wodurch sie ihren Wein nicht allein verbessern, sondern von demselben Stück Landes die doppelte Quantität erhalten würden. Die Kaptrauben sind so gut und können so wohlfeil gezogen werden, daß sie in der Folge einen ansehnlichen Ausfuhrartikel ausmachen werden. Mandeln sind gleichfalls häufig, groß und gut.

Das ganze Thal würde sich in vortreffliches Kornland verwandeln lassen, indessen wird nicht mehr gebaut, als die Gutsbesitzer selbst verzehren. Der Strich Landes, welches sich längs dem Fuße der großen Gebirgskette von der Perle bis zur falschen Bai erstreckt, und die beiden Drakensteens, Franschehoek, die Dooster Stellenbosch und Hottentotsholland umfaßt, wird von

zäglich zum Wein- und Fruchtbau für den Kapmarkt benutzt. Von erstern werden jährlich 6000 Pipen dahin gebracht.

Bis jetzt haben sich wenig unternehmende Köpfe unter den Pflanzern gefunden. Der Geist der Verbesserung und neuer Versuche hat sie nie beseelt: und wenn nicht die französischen Protestanten, welche hier gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einen Zufluchtsort vor den Verfolgungen ihrer katholischen Landsleute suchten, den Weinbau eingeführt hätten, so würde vielleicht die ganze Colonie bis jetzt nicht einen Tropfen Weins erzeugen. Das Zuckerrohr wächst an mehrern Orten sehr reichhaltig, aber bis jetzt hat noch kein Pflanzer ein Pfund Zucker geliefert. Da ich einen Bauer, welcher sich beklagte, daß das Zuckerrohr seinen Garten verwilderte, fragte, warum er es nicht benutzte, antwortete er mit der Gleichgültigkeit, die ein Charakterzug seiner Nation ist: daß es den Weibern und Kindern zum Vergnügen diente: er würde es aber nicht zuerst versuchen, so lange er das Pfund am Kap für sechs Schillinge (einen Thaler) kaufen könnte.

Unter dem dicken Gebüsche, welches den unangebauten Theil des Thals bedeckt, hält sich eine Menge Wildpret auf; sehr häufig ist das Kaprebhuhn, welches, ohne sich vor Menschen zu fürchten, wie zahmes Federvieh herumläuft, und Korhäns (Otis afra), welche sich von den Rebhühnern dadurch auszeichnen, daß sie bei der Annäherung des Jägers sogleich auffliegen, und ein lautes Geschrei erheben, um die übrigen von der Gefahr zu benachrichtigen. Es giebt hier auch viele

Kapschnepfen, (Scolopax Capensis), drei Arten wilde Enten (anas Capensis), Dominicaner Enten, und die Kriechenten. Unter den vierfüßigen Thieren, welche das Thal bewohnen, sind der Duiker und der Griesbock, die schon oben beschrieben sind, und auf den Bergen findet sich eine Art Antilopen, die, von ihrer erstaunlichen Behendigkeit, Klippspringer genannt werden, ihre gespaltenen Hufe sind an den Ecken eingekerbt, wodurch sie sich an den steilen Seiten der Felsen, ohne Gefahr des Fallens fest halten können. Von Farbe sind sie aschgrau, und die schwarzen Hörner kurz, gerade und am untern Ende geringelt. Das Haar ist so spröde, daß es, wenn man es biegen will, zerbricht, es hängt lose an der Haut und ist so leicht, daß man es vorzüglich zum Polstern der Sattel braucht.

Einige Meilen hinter der Perle durchschneidet der Bergfluß den Weg. Er ist hier so breit und tief, daß im Winter eine Fähre angelegt werden muß. Etwas weiter herunter ist er zuweilen zu durchwaten, und die Bauern wagen daselbst oft ihr und ihrer Thiere Leben, um den Zoll an der Fähre zu ersparen. Der Fluß war jetzt ziemlich angeschwollen, aber zwei Bauern wagten sich lieber durch die Furth, als daß sie vier Schillinge für ihre zwei Wagen bezahlt hätten, und verloren dabei nur zwei Schafe, die wenigstens viermal so viel werth waren. Der Weg hinter der Fähre ist vortrefflich, eben und hart: aber das Land sehr schlecht bevölkert: weiter nördlich wird es noch ebner und sandigter. Man sieht indessen nichts von

den Hügeln oder Sandwüsten, sondern im Gegentheil ein ununterbrochnes Grün, unter dessen Pflanzen die Arten der Protea, des Haidekrauts, und des Scriphium, hier Rhinocerosbusch genannt, sich auszeichnen. An den weniger bewachsenen Stellen sieht man die meisten Termitenhügel, und eine Menge kleiner Schildkröten (testudo pusilla und geometrica) kriechen langsam von der Landstraße, wo sie sich den Tag über gesonnt hatten, nach den Büschen.

Das Heulen der Wölfe und Bellen der Schakalle ließ sich gleich nach Sonnenuntergang hören, und sie folgten uns ziemlich dicht hinter den Wagen. Kurz vor Mitternacht kamen wir an einem einsamen Ruheorte, in einer wilden Gegend an den Ufern des Vogelvalley, an. Das Wort Valley bedeutet entweder einen See oder einen Sumpf, hier war es eigentlich das letzte, wimmelte aber von Enten, Gänsen, Kriechenten, (Teal), großen weißen Pelikanen, (Pelicanus onocratalus), und dem rosenfarbigen Flamingo. Die Flügel des letztern werden zu Fliegenwedeln verarbeitet, da die Insekten die Bauerhäuser, wegen ihrer Unreinlichkeit in unglaublicher Menge umschwärmen, und der Pelikan wird wegen der schönen weißen Dunen geschossen, die unter seinen Federn wachsen.

Wenige Meilen hinter diesem See kamen wir zu dem Eingange des rothen Sandpasses. Die Strata der Gebirge waren dieselben als am Tafelberge, lagen aber nicht horizontal, sondern neigten sich gegen Südosten unter einem Winkel von 20 Graden. Der Paß ist nicht steil, aber sehr uneben, und ein kleiner Bach, welcher

herunterläuft, muß einigemal durchfahren werden. Die Pflanzen, welche von den großen Felsenstücken beschattet werden, wachsen ungewöhnlich üppig. Die verschiedenen Arten Protea waren sehr häufig. Die Palma Christi (Ricinus), welche das Castoroel hervorbringt, war ebenfalls nicht selten, und der Melianthus, und die Calla aethiopica blühten überall. Die Paviane lachten, schrien und lärmten die ganze Zeit über, welche die Wagen den Paß herauffuhren, so fürchterlich, daß ein Fremder, der die Ursache des Getöses nicht kannte, nicht wenig erstaunen mußte.

Von dem oberen Theile des Passes geht kein Weg in den Distrikt Waveren, oder wie er jetzt heißt, Rodesand herab. Dieses Thal liegt 4 bis 500 Fuß höher, als die Ebne auf der Kapseite der Gebirge. Auf der Ostseite wird es durch eine Kette derselben Gebirge begränzt, welche viel höher als der Paß, und für Wagen unzugänglich ist. Die Gipfel der Berge waren mit Schnee bedeckt und das Thermometer stand bei Sonnenaufgang in der Ebne auf dem Gefrierpunkte.

Das Rodesandthal oder Waveren Valley ist ein fruchtbarer Strich Landes, welcher durch die Bäche des Gebirges gut bewässert wird, und bringt Ueberfluß an Korn, etwas Wein, Rosinen und andere Früchte hervor. Einige Theile können unter Wasser gesetzt werden, und sind deswegen vorzüglich gut zum Reisbau. Der chinesische Bambus, eine so schöne als nützliche Pflanze, gedeihet hier vortrefflich, und wird zu Peitschenstielen oder Wagendeckeln gebraucht. Die Kapolive und die Palma Christi wachsen in großem Ueberflusse wild. Wildpret

von verschiedenen Arten ist gleichfalls häufig, so wie Rebhüner, Schnepfen, Trappen, Enten und Berggänse. Von Antilopen findet man den Duiker, Klippspringer, Steenbock, Griesbock und Rehbock. Der letztere scheint noch in keinem Natursysteme beschrieben zu seyn. Er hat die Größe einer gewöhnlichen Ziege, ist aber zierlicher gebaut: seine Farbe ist bläulichgrau, mit weißer Brust und Bauch; die Hörner sind sieben bis acht Zoll lang, und an der Basis geringelt. Außer diesen hat man hier den Kaphasen, und ein Thier, welches sich in der Erde verbirgt und Yzervarke oder das eiserne Ferken genannt wird: sein Fleisch wird, gesalzen und getrocknet von den Holländern für einen großen Leckerbissen gehalten. Es ist die Hystrix cristata. Mehrere Bauern zogen es auf, es ist aber bösartig und gefährlich, wenn man sich ihm nähert. *) Der Ardvarke oder Erdschwein (Myrmecophaga Capensis) ist gleichfalls sehr gemein, und gräbt sich, wie das Stachelschwein eine Höhle, die es gewöhnlich nur bei Nacht verläßt. Die Schenkel dieses Thiers werden gesalzen und für sehr gute Schinken gehalten.

Das Rodesandthal (Valley) ist etwa dreißig Meilen lang und von ungefähr vierzig Familien bewohnt. Sobald man es verläßt, wird das Land wild, und beinahe ganz unbewohnt. Sümpfe und Moräste, die mit Binsen bewachsen sind, große Strecken von kahlem Lehmgrunde,

*) Nach Sparrmann S. 146 ist dieses Eisen-Ferkel ein Stachelschwein, das von Wurzeln und Blättern lebt, und den Gartengewächsen großen Schaden zufügt. Am liebsten frißt es die äthiopische Drachenwurz, (Calla aethiopica.)

grunde, tiefe, sandige Wege, Pfützen stehenden Wassers und die sichersten Anzeigen eines dürren Bodens, Ameisenhügel, sind die einzigen Gegenstände, die man erblickt. Mehrere Meilen hinter einander zeigt sich keine menschliche Wohnung. In dieser traurigen Gegend konnte nichts unsere Aufmerksamkeit erregen, als die linker Hand östlich von hier liegende ungeheure Gebirgskette. Sie war höher und kahler als beim Rodesandpasse, und bestand aus ungeheuern Säulen von rothem und blauem Sandstein. Ihre zackigten Gipfel ragten wie Thürme hervor, und die Unterlagen machten mit dem Horizonte einen Winkel von 40 Graden. Sie waren indessen einförmig und gewiß nicht durch unterirdische Erschütterungen zerstört. Auf der andern Seite des Thals hingegen stand eine lange Reihe Berge, die den Anschein eines vulkanischen Ursprungs hatten. Einige waren vollkommen kegelförmig, andere oben abgestumpft, wie die Bergcrater gewöhnlich sind. Da diese Hügel sich so sehr von den bis jetzt gesehenen unterschieden, so untersuchten wir sie genauer und fanden, daß sie aus Quarz, Sandstein und Eisen bestanden. Die Bestandtheile lagen aber nicht in Flözen, sondern großen Stücken über einander. Lava fanden wir nicht; auch schien keiner der Steine flüssig gewesen zu seyn. An ihren Seiten lag kein blauer Schiefer, welches der Fall gewesen seyn müßte, wenn sie durch einen unterirdischen Stoß heraus geworfen wären, da die Basis der ganzen Ebne daraus bestand.

Hinter diesen Hügeln lag ein Thal von drei Meilen Länge und zwei Meilen Breite, welches so eben, wie

planirt war. Durch einen großen, in der Mitte durchfließenden Strom, könnte es ganz unter Wasser gesetzt und in vortreffliche Reisäcker verwandelt werden. Dieser Fluß war so heiß, daß er dampfte. Seine Quellen kamen aus einigen Hügeln am Ende des Thals. Das Wasser strömte mit vieler Heftigkeit hervor, und brachte zugleich eine Menge weißen Sand hervor, der mit kleinen Quarzkrystallen vermischt war, und das Flußbette bildete. Der Strom war stark genug, die größte Mühle zu treiben und das Wasser vollkommen klar, sowohl bei seinem Ursprunge, als weiter hin an den Ufern, die mit einer Art grünen Conferve bewachsen waren. An den Steinen und Pflanzen, welche vom Wasser bespült wurden, zeigte sich keine Veränderung der Farbe. Mit Schwefelsäure gab es weder einen Niederschlag, noch ward es im geringsten trübe, und blaue vegetabilische Farben blieben unangegriffen. Durch den Geschmack konnte man nicht die mindeste Vermischung mit einer fremdartigen Materie erkennen: im Gegentheil hält man das Wasser für so rein, daß die benachbarten Familien es zum Kochen und Waschen brauchen, und das gefärbte Zeuch leidet nicht den geringsten Schaden. Das Thermometer, welches ich bei mir hatte, war nur bis zu 140° abgetheilt. Es stieg indessen augenblicklich bis zu dieser Höhe, jedoch schien die Temperatur dem kochenden Wasser ziemlich nahe zu kommen.

Daß die heißen Quellen so lange Zeit hindurch, ohne beträchtliche Abnahme des Wassers oder der Temperatur fortströmen, ist eins von den Geheimnissen, die man bis jetzt noch nicht erklärt hat, vielmehr sind alle

darüber vorhandenen Hypothesen der Naturkundigen noch lange nicht befriedigend. Die Entwickelung des Phlogistons, das Löschen des Kalks, und die unterirdischen Oefen haben jede ihre Vertheidiger gehabt, aber keine fand man zureichend.

Hinter den heißen Quellen gelangten wir über den Breeden (breiten) Fluß, und kamen durch einen Kloof an der Nordseite des Thals, welcher einen Weg durch die zweite große Gebirgskette eröffnete. Er hieß der Herstellskloof und ist etwa vier Meilen lang. Er war viel niedriger als der Roodesandkloof, da der durchströmende Fluß nur 200 Fuß Gefälle hat. Die Berge waren an beiden Seiten kahl und wild, aber der Paß selbst dicht bewachsen. An den Ufern des Flusses sonnten sich 4 bis 500 große schwarze Paviane, wie es schien Cynocephali, die ihren Ort ziemlich unwillig verließen, und eilend und knurrend den Felsen hinaufstiegen.

Von dem Passe herunter sah man in ein enges Thal, zu welchem kein Weg gieng. Es war zwei Meilen breit und funfzehn lang; die dritte Gebirgskette an der Nordseite war bis zur Hälfte mit Schnee bedeckt, indeß die Orangenbäume zu ihren Füßen voller reifen Früchte hiengen. Vier Familien sind die einzigen Bewohner dieses Thals, und bilden eine kleine Welt für sich. Ihre Bedürfnisse schränken sich auf ihre Heimath ein; denn die Fruchtbarkeit des Bodens versieht sie mit allen Nothwendigen. Sie haben Ueberfluß an Vieh und allen verschiedenen Arten Wildpret, die sich jenseits der Gebirge finden. Wir sahen einige große rothgeflügelte Rebhühner von weit besserer Art, als das gemeine Kaprebhuhn,

und ein vierfüßiges Thier, welches der Bergbase heißt, und der Dipus cafer iſt, den einige die Kaygerboa nennen. Seine Hinterfüße ſind, wie beim Känguru, dreimal länger als die Vorderfüße. Wenn es verfolgt wird, wendet es ſich immer nach den Bergen, indem es weiß, daß ſeine Füße beſſer zum Klettern als zum Laufen in der Ebene taugen.

Man ſieht deutlich, daß der Hexenfluß, und ſein Thal ſonſt ein See geweſen ſind, deſſen Waſſer ſich durch den Paß gedrängt hat, ſo daß nur ein, von Felſen umgebener, Sumpf übrig iſt. Wenn der Sturz des Niagara einmal die Felſen, von denen er gegenwärtig herunterſtürzt, wegreißen ſollte, ſo würde der See Erie eben ſo eine Ebene, wie das Thal des Hexenfluſſes und viele andere in dieſem Theile von Afrika, werden.

Am Ende dieſes kleinen Thales nahmen wir auf wenigſtens ſechszehn Tage von allen menſchlichen Wohnungen Abſchied, da das große Karro oder die trockene Wüſte zwiſchen uns und dem entfernten Theile Graaf Reynet lag. Es war daher nöthig, uns mit Lebensmitteln zu verſehen, da man in der Wüſte höchſtens dann und wann eine Antilope findet. Für diejenigen Reiſenden, welche mit einem guten Wagen und Zelt verſehen ſind, iſt der Mangel an Wohnung kein großer Verluſt; denn wenige von dieſen haben hinter der erſten Gebirgskette die geringſte Bequemlichkeit oder nur Reinlichkeit. Freilich fehlen viele der afrikaniſchen Pflanzer, zumal die, welche Wein bauen, eine anſtändige Lebensart, aber die meiſten von dieſen ſind Abkömmlinge von franzöſiſchen Flüchtlingen, die ſich vor hundert Jahren hier

essedelten; ein ächter holländischer Bauer hingegen hat nicht den geringsten Begriff von dem was ein englischer Bauer Bequemlichkeit nennt; ob er gleich in einem Lande wohnt, wo er sich nicht nur die Bedürfnisse des Lebens, sondern auch die Annehmlichkeiten verschaffen könnte, entsagt er freiwillig allen Lebensfreuden. Ob er gleich Vieh in Ueberfluß hat, bedient er sich selten der Milch und der Butter. Mitten auf einem Boden, der eben so wie das Clima dem Wein günstig ist, trinkt er keinen Wein. Er ißt wenig oder gar kein Gemüse, sondern dreimal des Tages Hammelfleisch, das im Fette von Schaafschwänzen schwimmt. Sein Haus ist entweder am Dache offen, oder nur mit Stangen und Torf bedeckt, welches von Skorpionen und Spinnen wimmelt, und die bloße Erde, welche ihm zum Fußboden dient, beherbergt eine Art Termiten, die zwar nicht so zerstörend, als einige andere Gattungen, aber eben so unangenehm sind. Seine Stuben, wenn er mehr wie eine hat, sind gänzlich leer von Möbeln, ein großer Kasten der den Hausrath enthält, und zwei kleinere für den Wagen sind die vorzüglichsten Artikel. Die Sitze der Stühle bestehen aus Riemen von Büffelsleder, die Fenster sind ohne Glas, oder wenn Ueberbleibsel davon vorhanden seyn sollten, so sind sie so bestäubt, daß sie kein Licht durchlassen.

Der Bauer hat indessen auch sein Vergnügen, er ist unumschränkter Herr über einige Meilen Landes, und übt dieses Recht über einige arme Sklaven oder Hottentotten nach Belieben aus; die Pfeife läßt er nie aus dem Munde, ausgenommen, wenn er ißt, seinen Saopje

(eine Art starken Brandtewein) trinkt, und sein Mittagsschläfchen hält. Zu faul zum Arbeiten und zu dumm zum Nachdenken, ohne alle Sorge als bloß seinen Magen zu füllen, wächst der afrikanische Bauer zu einer ungeheuern Dicke, und wird von dem ersten Anfalle einer hitzigen Krankheit hingerafft.

Wie verschieden ist von diesen das Loos der armen Arbeiter in England, welche sechs Tage in der Woche zwölf Stunden täglich arbeiten müssen, um Brod für ihre Familie und ein Stückchen Fleisch für den Sonntag zu verdienen!

Die Bauern, welche der Stadt näher wohnen, leben zwar etwas besser, als die, welche sich mit der Viehzucht beschäftigen, aber dennoch, mitten in ihrem Ueberflusse, sehr unbehaglich; sie haben keinen Umgang mit einander; sondern jeder lebt ganz für sich. Ob sie gleich mehrere Meilen von einander entfernt sind und viele Tausend Morgen Landes (jeden zu einen Pfennig) Pacht haben, so findet man doch selten zwei Nachbarn, die friedfertig mit einander lebten und nicht in beständige Processe über die Gränzen ihrer Güter, oder den Besitz einer Quelle verwickelt wären. Eine Hauptursache der beständigen Händel ist die unvernünftige Methode, die Länge des Weges oder der Landgüter nach der Zeit zu messen; ein jedes Landgut muß nach dem Herkommen eine Stunde lang seyn. Wenn man vermuthet, daß ein Bauer seine Feldmark etwas zu weit gerückt hat, so muß der Feldwachtmeister oder Friedensrichter des Orts die Distanz abmessen, wofür er drei Thaler bekommt. Richtet der Feldwachtmeister seine Schritte zur Zufrie-

heit beider Parteien ein, so ist der Streit beendiget; wenn dies aber nicht geschehen kann, so muß an eine Commission appellirt werden, die aus dem Landdrost, zween Rathsherren, dem Secretär des Districts und einem Landmesser besteht. Diese Herren erhalten täglich fünfzehen Thaler, bis sie bestimmt haben, wie weit man in einer Stunde gehen kann.

Die gefährlichen und mühsamen Wege durch die ganze Colonie und vorzüglich die Bergpässe und Furthen in den Flüssen zeigen, wie wenig Sinn das Landvolk für öffentliche Bequemlichkeiten hat. Jeder überwindet die Schwierigkeit, so gut er kann, und denkt nicht weiter daran, als bis sie ihm wieder aufstößt. Dies zeigte sich sehr deutlich bei dem Breedenfluß, über den man mit einem kleinen flachen Kahne setzt. In diesem Fahrzeuge ziehen sich die Fußgänger an einem Seile, das queer über den Fluß geht, herüber. Wenn ein Pferd übergesetzt werden soll, wird der Sattel abgenommen, der Reiter steigt in den Nachen, und zieht das Thier hinter sich her: und, wenn ein Wagen ankömmt, muß er erst abgeladen und das Gepäck besonders in dem Fahrzeuge hinübergefahren werden; dann wird das eine Ende des Wagens an den Kahn, das andere an eine Tonne gebunden, und auf diese Art hinüber geschleppt. So brachten wir einen halben Tag zu, um über einen dreißig Schritt breiten Fluß zu kommen, welches bei der gewöhnlichsten hölzernen Brücke in fünf Minuten geschehen wäre.

Die afrikanischen Bauerweiber bringen ihr Leben in der verdrossensten Unthätigkeit zu. Die Hausfrau sitzt

mit dem Kaffeetopfe, der beständig kocht, an einem kleinen Tische, ohne sich zu rühren. Diese guten Weiber, die in den afrikanischen Wildnissen geboren, und unter Sklaven auferzogen sind, haben wenig Begriff von dem, was im geselligen Leben weibliche Delikatesse ausmacht. Sie tragen kein Bedenken, ihre Füße von einem Sklaven mit warmem Wasser in Gegenwart eines Fremden waschen zu lassen, welches regelmäßig jeden Abend geschieht. Wenn die Reinlichkeit der Bewegungsgrund wäre, würde man diese Gewohnheit loben können; wenn man aber sieht, daß das Faß mit demselben Wasser der ganzen Familie nach dem Alter gebracht wird, so fühlt man sich dazu nicht aufgelegt. Die meisten gehen beständig ohne Schuh und Strümpfe, selbst bei der größten Kälte: indessen bedienen sie sich kleiner Oefen, *) um die Füße darauf zu setzen.

Die Mädchen sitzen eben so unthätig, als ihre Mütter, die Hände in den Schoos gelegt. Die meisten können in den entfernten Districten weder lesen noch schreiben, indessen bewahrt sie der Mangel an Ideen vor

*) Ohne Zweifel meint Hr. Barrow die holländischen Feuerstoofs, an welchen man sich im Winter die Füße wärmt. Diese bestehen aus einem viereckten kupfernen Behälter, der so groß ist, daß er ein ganzes Stück glimmenden Torfs fassen kann. Derselbe steht in einer hölzernen, oben durchbrochenen, mit Eisen oder Kupferblech ausgefütterten Kapsel, von etwa drei Viertel bis einen Fuß Höhe, und fast gleicher Breite. Man bedient sich dieser Stoofen auch des Winters in den Kirchen, in welchen man sie während des Gottesdienstes für eine Kleinigkeit miethen kann.

Einerlei. Die Geschichte eines Tages ist die ihres ganzen Lebens. Sie hören und sprechen nichts anders, als daß dieser und jener zur Stadt oder zur Kirche reiset, oder sich verheurathet, oder daß die Buschmänner das Vieh gestohlen, oder die Heuschrecken ihr Korn abgefressen haben. Die jungen Leute haben keine bestimmten Zusammenkünfte, wie in den meisten Dörfern zur Freude und Erholung: keine Jahrmärkte, keine Tänze, keine Musik, oder irgend ein anderes Vergnügen. Dem kalten phlegmatischen Temperamente, und dem Mangel an Beschäftigung kann man es vielleicht zuschreiben, daß die afrikanischen Bauerfamilien so zahlreich sind. Sechs bis sieben Kinder hält man für wenig und ein Dutzend bis zwanzig sind nicht selten; auch heurathen die meisten so jung, daß die Bevölkerung der Colonie sehr schnell zunimmt. Mehrere Kinder sterben indessen in der ersten Jugend an geschwollenem Halse und Ausschlag, von derselben Art als am Kap. Beispiele von langem Leben findet man selten; dies ist mehr ihrer Lebensart, als dem kalten Clima zuzuschreiben. Gewöhnlich sterben die Landleute an Gallen- oder Faulfiebern und Waſſerſucht.

Die Männer sind gewöhnlich von mehr als mittlerer Größe, stark, aber nicht fest, ungeschickt und träge. Wenige haben die offene edle Bildung, die unter dem Landvolke in vielen Theilen von Europa ihre Einfachheit und Unschuld bezeichnet. Die Abkömmlinge von französischen Familien sind jetzt so mit den übrigen vermischt, daß sie sich nur durch die Namen auszeichnen: und es ist merkwürdig, daß kein Einziger mehr ein Wort französisch

spricht oder versteht; obgleich noch viele leben, deren Aeltern beide Franzosen waren. Auch sieht man kein französisches Buch von irgend einer Art bei ihnen. Es scheint, als ob diese verfolgten Flüchtlinge ihr Unglück und den Undank ihres Vaterlandes mit Fleiß vor ihren Kindern verheelt hätten.

Die Erziehung ist freilich unter einem so weit zerstreuten Volke eine schwere Sache. Einige haben einen Menschen im Hause, den sie Schulmeister nennen. Dies ist gewöhnlich ein Mann, der unter den Soldaten gedient hat. Seine Beschäftigung in dieser neuen Lage, ist nicht allein den Kindern Lesen, Schreiben, Psalmen singen und Gebete zu lehren; sondern er muß sich auch andern Diensten unterziehen. An einem Orte sahen wir den armen Schulmeister die pflügenden Ochsen regieren, während ein Hottentotte den etwas ehrenvollern Posten hatte, den Pflug zu lenken. Die Bauerkinder, welche dergleichen Lehrer nicht bekommen oder ernähren können, lernen weder lesen noch schreiben, und ihre ganze Erziehung besteht darin, daß sie gut schießen, mit einer ungeheuren Peitsche geschickt klatschen und einen mit Ochsen bespannten Wagen lenken lernen.

Man sieht selten ein andres Buch in den Bauerhäusern, als die Bibel und Wilhelm Sluiters Gesänge, welches aus der Bibel genommene Lieder sind. Sie affectiren viel Religiosität, und treiben die Gottesfurcht so weit als die bigottesten Eiferer. Sie setzen sich nie zu Tische, ohne daß der Jüngste nicht mit lauter Stimme ein langes Gebet hersagte, und jeden Morgen brüllt

die ganze Familie eins von Wilhelm Stuiters Liedern. Sie sind sehr gewissenhaft, die Kirche richtig abzuwarten, ob dies gleich manchem einige Tagereisen kostet. Diejenigen, welche vierzehn oder noch mehrere Tagereisen von der Kirche entfernt sind, kommen mit ihren Familien gewöhnlich einmahl im Jahre zur Kirche.

Trotz ihrer Rohheit und Unwissenheit üben sie doch eine Tugend vorzüglich, die Gastfreiheit gegen Fremde. Ein Landsmann, ein Fremder, ein Verwandter, ein Freund sind alle gleich willkommen. Ein holländischer Bauer kommt nie vor einem Hause vorbei, ohne abzusteigen, ausgenommen bei seinem nächsten Nachbar, mit dem er unter zehn Fällen neunmal gespannt ist. Es ist nicht genug, sich nach dem Wohlbefinden seiner Familie zu erkundigen; wenn man vorbei reist, selbst wenn sich auf der Landstraße zwei Bauern begegnen, steigen sie sogleich ab, um sich die Hände zu schütteln; sie mögen bekannt seyn oder nicht. Wenn ein Reisender zu einer Wohnung kommt, steigt er ab, geht ins Haus, schüttelt den Männern die Hände, küßt die Weiber und setzt sich ohne Umstände nieder. Sobald der Tisch gedeckt wird, nimmt er seinen Platz unter der Familie, ohne auf eine Einladung zu warten. Diese erhält man auch nie, weil vorausgesetzt wird, daß ein Reisender in einem so wenig bevölkerten Lande, immer eßlustig seyn müsse. Die erste Frage ist gewöhnlich, womit kann man ihnen dienen? Ist ein Bette im Hause, so erhält es der Fremde, ist keins da, welches bei den Viehhändlern in dem entfernteren Theile von Groafreinet

gewöhnlich fehlt, so muß er mit einer Bank oder mit einem Haufen Schaaffelle unter der übrigen Familie vorlieb nehmen. Des Morgens nimmt er nach einem derben Frühstück sein Soopje oder Glas Branntewein, besieht seinen Sclaven oder Hottentotten, die Pferde zu satteln, schüttelt den Männern die Hände, küßt die Weiber und wünscht ihnen Gesundheit, wogegen man ihm eine glückliche Reise nachruft. Auf diese Art kann ein Reisender durch das ganze Land kommen.

Ist die Wirthschaft in einem Bauerhause schlecht beschaffen, so ist der Zustand seines Landes gewöhnlich nicht besser. Die Viehhändler nehmen sich an vielen Orten freilich nicht die Mühe, Korn zu bauen, sondern tauschen das Nöthige von ihren Nachbarn ein. Aber auch die, welche Getraidefelder besitzen, haben keinen Begriff von Wirthschaft. Sie wühlen ein Stück Land mit einem ungeschickten Pfluge auf, der zehn Pferde oder ein Dutzend Ochsen erfordert. Der Saamen wird auf Gerathewohl darauf geworfen, etwa anderthalb Scheffel auf einen Morgen. Eine plumpe Egge wird nachlässig darüber gezogen, und die Aerndte ist zehn bis funfzehnfältig. Man düngt das Land nicht, ausgenommen Gerstenfelder, aber nur sehr kärglich. Bei niedrigen Aeckern in der Nähe an Bächen, wo man Wasser auf das Land leiten kann, ist die Aerndte dreißig bis vierzigfältig. Wasser macht in der That alles in Südafrika aus. So wie die Chinesen sich bemühen, die Natur der Pflanze dem eben so sorgfältig bereiteten Boden anzupassen, so ist der holländische Bauer am Kap zufrieden, wenn er Ueberfluß an Wasser hat. Auf den Boden

kender er seine Mühe, als den Saamen hineinzuwerfen; das Uebrige überläßt er dem Zufall und dem vortrefflichen Clima. Die Zeit der Aussaat ist in den Monaten May und Junius und die Aerndte fällt in unsern Wintermonate, vom November bis zum Januar. Das Korn wird von Pferden auf runden Tennen ausgetreten, und das Stroh läßt man verfaulen, oder vom Winde wegwehen.

Wir hielten uns einige Tage im Thale des Heerenfusses auf, um uns zur Reise durch die Wüste vorzubereiten, und zwei Bauern von Graafreinet hier zu erwarten. Diese Leute sollten nicht allein dazu dienen, uns die Wasserplätze zu zeigen, sondern uns auch beistehen, im Fall wir von den Buschmännern, einem wilden hottentottischen Stamme, angefallen würden; indem man von ihnen sagt, daß sie, versteckt in den Gebüschen, vergiftete Pfeile nach dem Reisenden abschießen, um ihm sein Vieh wegzunehmen. Um diese Buschmänner zu unterdrücken, durchstreifen die Bauern haufenweis und stark bewafnet, die Wüste. Die armen Wilden, welche der Hunger zwingt, einen Ochsen oder ein Schaaf für ihre Familie zu stehlen und keinen andern Zufluchtsort als die Höhlen der Berge haben, bezahlen oft den Versuch zu stehlen mit ihrem Leben; aber selten ereignet es sich, daß ein Colonist von ihnen umgebracht wird. In Ansehung ist der Name der Buschmänner ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheues, und die Bauern glauben nichts verdienstlicheres begehen zu können, als wenn sie einen von ihnen ermorden. Als ein Bauer von Graafreinet einige Tage, ehe wir die Stadt

(eine Art starken Branntewein) trinkt, und sein Mittagsschläfchen hält. Zu faul zum Arbeiten und zu dumm zum Nachdenken, ohne alle Sorge als bloß seinen Magen zu füllen, wächst der afrikanische Bauer zu einer ungeheuern Dicke, und wird von dem ersten Anfalle einer hitzigen Krankheit hingerafft.

Wie verschieden ist von diesen das Loos der armen Arbeiter in England, welche sechs Tage in der Woche zwölf Stunden täglich arbeiten müssen, um Brod für ihre Familie und ein Stückchen Fleisch für den Sonntag zu verdienen!

Die Bauern, welche der Stadt näher wohnen, leben zwar etwas besser, als die, welche sich mit der Viehzucht beschäftigen, aber dennoch, mitten in ihrem Ueberflusse, sehr unbehaglich; sie haben keinen Umgang mit einander; sondern jeder lebt ganz für sich. Ob sie gleich mehrere Meilen von einander entfernt sind, und viele Tausend Morgen Landes (jeden zu einen Pfennig) Pacht haben, so findet man doch selten zwei Nachbarn, die friedfertig mit einander lebten und nicht in beständige Processe über die Gränzen ihrer Güter, oder den Besitz einer Quelle verwickelt wären. Eine Hauptursache der beständigen Händel ist die unvernünftige Methode, die Länge des Weges oder der Landgüter nach der Zeit zu messen; ein jedes Landgut muß nach dem Herkommen eine Stunde lang seyn. Wenn man vermuthet, daß ein Bauer seine Feldmark etwas zu weit gerückt hat, so muß der Feldwachtmeister oder Friedensrichter des Orts die Distanz abmessen, wofür er drei Thaler bekommt. Richtet der Feldwachtmeister seine Schritte zur Zufrie-

lung gewöhnlich aus Sandstein, mit Adern von Quarz und Eisenstein durchschnitten.

Als wir in sieben Stunden etwa funfzehn Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir durch einen engen Paß zwischen zwei Hügeln, deren Gestein so senkrecht lagen, daß sie den Namen der Straße nicht mit Unrecht trugen. Der Paß führte zu einer Ebne, die von kleinen Bergen begränzt war, welche vulkanischen Ursprungs schienen, außer daß die Sandsteinlage regulair und unzerstört war. Die starke Neigung dieser Lagen gegen den Horizont, und die Gestalt der Berge gaben ihnen das Ansehen, als ob sie von einer Spirallinie von Steinen umgeben wären, wie der Kreis, welcher zuweilen die Voluten einer Conchyliengattung umgiebt. Fahrenheits Thermometer stand auf 33° beim Aufgang der Sonne, des Nachmittags 55° im Schatten und 80° im Sonnenschein und um sieben Uhr Abends unter dem Gefrierpunkte.

Unsere nächste Tagereise betrug 25 Meilen, bis zu einem Orte, welcher nach einem Bastaardhottentotten, den eine kleine Quelle bewogen hatte, dort eine Hütte zu bauen und einige Bäume zu pflanzen, den Namen Constaapte führte. Die Dürre hatte ihn indeß bald genöthigt, diesen Paß zu verlassen. Zwei große Eichen beschatteten noch eine Quelle von vortrefflichem Wasser, die sich aber bald im Sande verlor. Das Thermometer stand auf 80° in der Sonne und des Nachts unter dem Gefrierpunkte.

Den 14ten legten wir nur zwölf Meilen zurück. Der Weg war an einigen Stellen felsicht, an andern,

tiefer Sand. Unsre Ochsen wurden schon matt, aus Mangel an Futter. Die Station, welche Mentz Hoek hieß, hatte einige Binsen und Ueberfluß an saftigen Pflanzen, welche die africanischen Ochsen aus Mangel an Grase zu fressen gewohnt sind. Seit unserm Eintritt in die Wüste hatten wir noch nicht einen Grashalm gesehen und Gebüsche fand sich blos in der Nähe der wenigen Quellen. Hier standen die Ueberbleibsel einer Hütte, und eine einzelne Eiche beschattete eine kleine Quelle, aber auch dieses minderte, wiewohl in einem geringen Grade, die Einförmigkeit der Einöde. Südlich erschienen die blauen Gipfel des Zwaarter Berges.

Hier begegnete uns ein Fleischer vom Kap, mit etwa fünfhundert Stück Rindvieh und fünftausend Schaafen, die er an dem Schneeberge gekauft hatte. Die Schaafe waren ziemlich gut; aber das Rindvieh in einem elenden Zustande. Da der größte Theil des Hornviehes, welches am Kap geschlachtet wird, von Grasfreyern durch diese Wüste getrieben wird, so darf man sich nicht wundern, daß es allgemein so schlecht ist. Man tödtet es gewöhnlich den Augenblick, da es von einer vierzig Tage langen Reise ankommt, auf welcher es außer den Beschwerden des Marsches der brennenden Sonnenhitze in einer Jahreszeit, und der strengen Kälte in der andern ausgesetzt ist, ohne Obdach und Futter, als die salzigen, sauern und wäßrigen Blätter der Euphorbien und anderer saftigen Pflanzen, die sich ganz allein auf Karroefeldern finden; oft Tage lang ohne einen Tropfen

Wasser

Wasser und findet sich unterweges dergleichen, so ist es unrein und salzig.

Ihre Hufe werden zuweilen so mürbe durch das Gehen im heißen Sande, daß man sie in der Wüste zurücklassen muß, und sie gelangen in einem so elenden Zustande zur Stadt, daß das Fleisch kaum genießbar ist. Könnte man die Bauern am Kap bereden, Rüben, welche hier so gut als in Europa fortkommen und Kartoffeln zu pflanzen, oder Futterkräuter zu bauen, so würde das Rind- und Hammelfleisch sehr viel besser werden. Die wenigen, welche die Stallfütterung eingeführt haben, liefern so gutes Rindfleisch, als man in London nur haben kann; aber die Annahme dieses Systems würde mehr Thätigkeit und Aufmerksamkeit erfordern, als ein holländischer Bauer anzuwenden im Stande ist, da ihre Habsucht zwar groß, ihre Indolenz aber noch größer ist.

Den 15ten machten wir bei dem erschöpften Zustande unsrer Ochsen, von denen wir drei zurücklassen mußten, nur einen Marsch von 10 bis 12 Meilen, bis zu der Rietfontayn oder Rohrquelle, die aus einem hohen kegelförmigen, oben abgestumpftem Hügel, in einem schwachen Strome südwärts floß. Die Ufer waren dick mit dem Doorboom (Dornbaum) einer Art Mimosa bewachsen, welche die beiden schwedischen Reisenden, welche ihre Bemerkungen über das südliche Africa herausgaben, mit Unrecht für die Nilotica halten, welche das Gummi arabicum hervorbringt. *)

*) Der Verf. meint hier wohl die Herren Thunberg und Sparrmann, welche das Innere des von ihnen beschriebenen

spricht oder versteht; obgleich noch viele leben, deren Aeltern beide Franzosen waren. Auch sieht man kein französisches Buch von irgend einer Art bei ihnen. Es scheint, als ob diese verfolgten Flüchtlinge ihr Unglück und den Undank ihres Vaterlandes mit Fleiß vor ihren Kindern verheelt hätten.

Die Erziehung ist freilich unter einem so weit zerstreuten Volke eine schwere Sache. Einige haben einen Menschen im Hause, den sie Schulmeister nennen. Dies ist gewöhnlich ein Mann, der unter den Soldaten gedient hat. Seine Beschäftigung in dieser neuen Lage, ist nicht allein den Kindern Lesen, Schreiben, Psalmen singen und Gebete zu lehren; sondern er muß sich auch andern Diensten unterziehen. An einem Orte sahen wir den armen Schulmeister die pflügenden Ochsen regieren, während ein Hottentotte den etwas ehrenvollern Posten hatte, den Pflug zu lenken. Die Bauerkinder, welche dergleichen Lehrer nicht bekommen oder ernähren können, lernen weder lesen noch schreiben, und ihre ganze Erziehung besteht darin, daß sie gut schießen, mit einer ungeheuren Peitsche geschickt klatschen und einen mit Ochsen bespannten Wagen lenken lernen.

Man sieht selten ein andres Buch in den Bauerhäusern, als die Bibel und Wilhelm Sluiters Gesänge, welches aus der Bibel genommene Lieder sind. Sie affectiren viel Religiosität, und treiben die Gottesfurcht so weit als die bigottesten Eiferer. Sie setzen sich nie zu Tische, ohne daß der Jüngste nicht mit lauter Stimme ein langes Gebet hersagte, und jeden Morgen brüllt

Rinde umgeben ist. Den folgenden Tag fuhren wir durch das Bette des Büffelflusses, welcher wenigstens funfzig Schritte breit war, aber so wenig Wasser enthielt, daß es sich kaum fortbewegte. Die tiefen abhängigen Ufer, und die Menge Wurzeln und Büsche zeigten indessen, daß er periodisch stark angeschwollen sey, und er hatte auch durch die schwarzen Berge eine große Kluft gerissen. Die ganze Fläche war mit kleinen Stücken dunkelvioletten Schiefers bestreut, der sich von den langen parallelen, von Osten nach Westen laufenden, Lagen abgeblättert hatte. Unter diesen Schiefern fanden sich schwarze blasige (tumifiet) Steine, welche das Ansehen von vulkanischen oder eisenhaltigen Schlacken hatten. Einige spitzige Hügel, zum Theil oben horizontal eingedrückt, standen einzeln auf der Ebene und schienen durch vulkanische Explosionen heraufgeworfen, aber bei einer genauern Untersuchung zeigten die abwechselnden Lagen von Erde und Sandstein, daß sie durch Wasser und nicht durch Feuer gebildet waren. Dieser Theil der Wüste war unfruchtbarer und kahler, als der bis jetzt gesehene; beinahe nicht eine einzige Pflanze drängte sich durch den schiefrigen Boden, ausgenommen einige Arten Mesembryanthemum: eine von diesen gedieh etwas besser, als die übrigen, und die lederartige Bedeckung der runden fleischigen Blätter diente unsern Hottentotten zum Feuerschwamm.

Etwa zehn Meilen hinter dem Büffelfluß hielten wir unser Nachtlager an den Ufern eines kleinen Baches, welcher der Geelbeck (gelber Bach) hieß, und sich durch

einen sandigen, mit Binsen bewachsenen Morast schlängelte, aus dem viele Salzquellen entsprangen. Alle diese kahlen sandigen Flächen waren mit einem feinen weißen Staube, wie mit Schnee bestreut; am häufigsten lag er an den Orten, wo das Vieh des Nachts gelegen hatte, und ohne Ausnahme an allen Wurzeln der Staudengewächse. Ich sammelte etwas von diesem weißen Staube mit dem Sande, und nachdem ich es gekocht und das Wasser abgedampft hatte, zeigten sich reine Salpeterkrystallen. Aus dem Wasser ließ sich etwas, wiewohl sehr wenig, Alcali scheiden. Die Pflanze schien eine Art Salsola zu seyn mit sehr kleinen dicken Blättern, welche dicht um die holzigen Zweige saßen.

Das Landvolk kennt dieses Gewächs unter dem hottentottischen Namen Canna, und aus seiner Asche wird fast alle Seife in der Colonie bereitet. Wenn man diese Asche sorgfältig brennt und sammelt, giebt es ein reines weißes, kaustisches Alcali, welches mit dem öhligen Fette der dicken africanischen Schaafschwänze vermischt, und sechs bis sieben Tage langsam gekocht, eine vortreffliche weiße Seife liefert. Diese Salsola, oder wie Thunberg sie nennt, Salsola aphyllis wächst fast in allen Theilen von Südafrica, vorzüglich auf den Ebenen, welche man Karro nennt, und in solcher Menge, daß, wenn die Pflanze sich nur in fünf Jahren wieder erzeugt, die Menge Sode oder Barilla, die man jährlich aus ihrer Asche verfertigen könnte, nicht allein für die ganze Colonie, sondern auch für ganz Großbrittannien hinrei-

chen würde *). Da nun noch jetzt für diesen Artikel ungeheuere Summen außer Landes gehen, so ist dieser Gegenstand vielleicht der Aufmerksamkeit nicht unwürdig. Bei dem jetzigen System indessen, die Ländereien der Regierung zu verpachten, und dem hohen Preise des Taglohns würde es kein Bauer der Mühe werth halten, es zum Verkauf zu bringen. Die Hottentotten könnte man vielleicht bewegen, es zu bereiten; aber die große Entfernung von dem einzigen Markt in der ganzen Colonie, der Kapstadt, und die schlechten Wege, würden immer ein großes Hinderniß seyn. Die Asche der andern Staude mit dunkelblauen, lanzettförmigen Blättern, welche gewöhnlich unter der Salsola wächst, giebt gleichfalls eine starke alkalische Lauge, aber die Seife soll von bläulicher Farbe und von schlechterer Beschaffenheit seyn, als die vorige Seife. Die Pflanze blühte nicht, aber schien die Atriplex albicans, eine Gattung der Drache zu seyn.

Die Berge, welche die Ebene um den Seelbeck einschlossen, bestanden aus dunkelviolettem Schiefer, und auf ihnen sahen wir eine kleine Heerde schön gezeichneter Zebra's, und eine große Anzahl wilder Pferde, welche die Hottentotten Qua-cha (Kwagga) nennen; man hielt dieses Thier lange für das Weibchen des Zebra's, aber es hat sich gefunden, daß es eine ganz besondere Gattung ist. Es ist nur an den Lenden mit schwachen Streifen gezeichnet, gut gebauet, stark von Gliedern,

*) Spartmann: der die Pflanze Salsola caffra nennt, hat sie S. 269 seiner Reise genauer beschrieben.

und nicht im geringsten wild, sondern sehr bald zu zähmen. Indessen haben sich noch wenige die Mühe gegeben, es zu benutzen. Sie sind viel schöner und eben so stark als Maulthiere, fressen alles, was man ihnen giebt, und werden niemals mager. Das Zebra steht in dem Rufe, so unbändig zu seyn, daß es sich nie zähmen läßt; vielleicht rührt dies bloß von den wenigen Versuchen her; aber die Mühe, ein ganz wildes Thier zu zähmen, erfordert wohl mehr Geduld und Geschicklichkeit, als daß es ein Holländer versuchen dürfte. Ein unbändiges Thier, das aus dem Stande der Natur gerissen wird, muß nicht mit Messerschnitten oder Peitschenhieben gezähmt werden. Sie sind zu wenig mit Schmerzen bekannt, so, daß Wunden und harte Begegnung sie nur noch unbändiger machen müssen. Bei dem Landdrost von Zwellendam sah ich ein männliches und ein weibliches Zebra, die in ihrer Jugend sehr zahm und gelehrig gewesen, aber durch Vernachlässigung und wahrscheinlich durch Necken äußerst unbändig geworden waren. Ein englischer Dragoner bestand darauf, das Weibchen zu reiten. Es schlug aus und legte sich nieder; aber der Dragoner blieb sitzen, bis es ihn mit einem Sprunge vom Ufer ins Wasser warf. Er hielt sich indeß fest an dem Zügel, aber kaum hatte das Zebra ihn ans Ufer geschleppt, als es langsam auf ihn zugieng, sich bückte, und ihm ein Ohr abbiß.

An vielen Orten der Wüste sahen wir Strauße herumschweifen, und ihre schwarz und weißen Federn im Winde wehen, woran die Hottentotten erkannten, daß ihre Nester nicht weit entfernt waren; vorzüglich,

wenn sie rund um den Fleck liefen, von dem sie aufgejagt waren: hat der Strauß kein Nest, so läuft er sogleich davon, wenn er aufgescheucht wird und läßt die Schwanzfedern hängen. Die Lebensart dieses Thiers unterscheidet sich in vielen Stücken von den übrigen Vögeln. Er scheint das Glied in der großen Kette der Natur zu seyn, welches die vierfüßigen Thiere und Vögel verbindet, seine starken Füße und gespaltnen Klauen sind zum Laufen und zur Vertheidigung gleich gut. Die Flügel und Federn sind nicht stark genug, ihn von der Erde zu erheben. Sein Kameelhals ist mit Haaren bedeckt, seine Stimme ein trauriges Geheul und er weidet auf der Ebne mit dem Quagga und Zebra.

Der Strauß ist einer der wenigen Vögel, die in der Polygamie leben; das Männchen zeichnet sich durch die glänzenden schwarzen Federn von dem schmutzig grauen Weibchen aus, deren er gewöhnlich zwei bis drei, oft auch fünfe hat. Diese Weibchen legen ihre Eier zusammen in ein Nest, jede zehn bis zwölfe, und sie brüten eine nach der andern, so, daß auch das Männchen an die Reihe kommt. Zuweilen finden sich 60 bis 70 Eier in einem Neste, und beim Anfange der Brütezeit liegen gewöhnlich mehrere außerhalb des Nestes, welche die Strauße herauswerfen, wenn sie finden, daß es mehr sind, als sie bedecken können. Die Brütezeit dauert sechs Wochen. Da man nicht gewußt hat, daß der Strauß in Polygamie lebt, so hat Linnée fälschlich geglaubt, daß ein Weibchen funfzig Eier lege. *)

*) Daß sich eine Menge Eier in den Straußennestern finden, haben schon andere Reisende bemerkt; ingleichen, daß die

Man hält die Eier des Straußes für einen großen Leckerbissen. Man bereitet sie auf verschiedne Art: aber die hottentottische scheint mir die beste. Man verscharrt nämlich die Eier in glühende Asche, und rührt das Inwendige durch ein kleines Loch an der Spitze beständig um, bis es die Festigkeit eines Eierkuchens erhält. Auf diese Art zubereitet, gaben sie während unserer Reise durch die Wüste ein herrliches Mahl. Man findet oft in den Eiern eine Anzahl kleiner länglichten Kieselsteine von der Größe einer Erbse, gelb von Farbe und erstaunend hart. In einem Ei fanden wir neun, und in einem andern zwölf solcher Steine.

Hier fanden wir es für gut, unsere Hottentotten, welche das Vieh bewachten, mit Feuergewehr zu versehen, da sie kürzlich von den Buschmännern sehr beunruhigt waren. Sie waren mit den Ochsen noch nicht eine Stunde voraus, als sie mit sechs Fremden zurückkehrten. Es waren indeß keine Buschmänner, sondern

Männchen der Straußen gleich den Weibchen, die Eyer bebrüten. So fand Patterson in einem Neste vier und dreißig Eier, und le Vaillant auf seiner ersten Reise acht und dreißig und dreizehn andere in einiger Entfernung des Nestes zerstreuet. Aber die Erfahrung, daß ein Strauß mit mehreren Weibchen in Gemeinschaft lebt, hat Hr. Barrow zuerst gemacht. Le Vaillant hat zwar auch darüber nachgedacht, warum wohl sich mehrere Weibchen zur Bebrütung eines Nestes vereinigen, er fand auch einen männlichen Strauß bei vier Weibchen, glaubt aber, diese Thiere brüteten deswegen in Gemeinschaft, um ihre Brut besser gegen Raubthiere vertheidigen zu können. (Forsters Magazin der Reisen. II. B. S. 407.)

drei entlaufene Sclaven und drei Hottentotten, und unter den letztern ein Mädchen von zwölf Jahren. Diese hatten sich seit einiger Zeit in der Wüste ganz allein von den Schaafen genährt, die sie den Fleischern und Bauern, welche sie vorbeitrieben, des Nachts gestohlen hatten; da sie einer solchen Lebensart überdrüßig waren, so war es ihnen sehr lieb, unter unsere Begleiter aufgenommen zu werden.

Den 17ten Julius legten wir mehr als vier und zwanzig Meilen zurück, über eine, sich allmählich erhebende, Ebne, die schön mit Hügeln und Thälern abwechselte, aber ganz unfruchtbar war: außer, daß sich hier und da einige Arten Mesembryanthemum und große Haufen der seltnern und schönen Eispflanze zeigten. Das Thermometer stand des Nachts unter dem Gefrierpunkte, und fiel am Morgen noch bis auf 30°. Die schwarzen Berge, die etwa funfzehn Meilen südlich lagen, hatten ihre Farbe verloren, der sie den Namen verdanken und waren ganz mit Schnee bedeckt. Die Nächte waren so kalt und schneidend, daß unsere an Ställe gewohnten Pferde gleich bei unserm Eintritt in die Wüste krank wurden, und an diesem Tage zwei umfielen; ein drittes kam mit genauer Noth davon. Wir verloren mehrere Ochsen, aber sie starben mehr aus Mangel an Futter, als der Kälte wegen.

Den 18. passirten wir den Dwyka oder Rhinocerosfluß, und lagerten uns an seinem Ufer, das Flußbette bestand aus schönem blauen Sande, und war größtentheils hundert Schritte breit. Aber die einzelnen Bächelchen, welche sich durch dasselbe wanden, sind nicht

einmal hinreichend, eine Mühle zu treiben. Die Flüsse, welche das Karroland durchschneiden, haben alle die Sonderbarkeit, daß sie, jemehr sie sich von der Quelle entfernen, und jemehr sie Bäche aufnehmen, desto weniger Wasser enthalten. Da es selten regnet, so haben sie keinen andern Zufluß, als aus den Quellen, und das Wasser in diesen verliert sich theils durch das Einsaugen der Erde, theils durch Ausdünsten. Obgleich das ganze Land umher ohne irgend ein Gewächs war, so bedeckte doch die Ufer des Dwyka ein dickes Gehüsch von Mimosa. Diese Pflanze wächst durch die ganze Wüste, vorzüglich an Bächen und Flüssen. Wenn ein Reisender kein Wasser finden sollte, so würde ihn die Mimosa sicher zu einem Ort leiten, wo eine Quelle fließt.

Den 19. Abends lagerten wir uns an den Ufern des Ghamka oder des Löwenflusses, der etwa zwanzig Meilen vom Rhinocerosfluße entfernt ist. Der Weg war so vortrefflich, wie man sich nur denken kann, ohne alle Steine, Sand und tiefe Wagengeleise, sondern so eben wie planirt, und bestand aus einem Lager von hartem braunem Thon; nicht der kleinste Berg erschien bis zum Horizont und die Aussicht war eben so unbegränzt, wie auf der See: aber auch eben so einförmig; indem das Auge vergebens einen Grashalm, einen Baum oder lebendes Geschöpf suchte. In der Nähe des Ghamkaflusses gewann das Land ein etwas besseres Ansehen. Große Mimosen bedeckten die Ufer, und eine Art Weiden, mit schmalen gekerbten Blättern, eine Art Rhus und Lyceum afrum, wuchsen hier und da. Der Fluß enthielt eine ziemliche Menge Wasser, wir trafen hier Haasen,

Rebhühner, Berggänse und eine Art wilder Enten in großer Menge. Die Ufer bestanden aus blauem Schiefer, der auch hier in parallelen Adern von Osten nach Westen liegt.

Der Theil des Löwenflusses, wo wir rasteten, war nur zwölf Meilen von einer Kluft im Zwarteberge entfernt, in welcher ein Bauerhaus lag, und noch mehrere andere hinter den Bergen liegen sollten. Da alle diese Häuser zu dem Distrikt Graafreynet gehörten, so hoffte der Landdrost, daß wir frische Spannochsen erhalten könnten. Viele von unsern Ochsen waren todt; andere in der Wüste zurückgelassen, und die übrigen durch die Kälte, schlechtes Wetter und Mangel an Nahrungsmitteln ganz erschöpft. Wir verließen daher den geraden Weg und wandten uns nach dem Zwarteberg. Einige Meilen vor der Kluft sprengte ein Haufen Bauern zu Pferde auf die Wagen los; als sie bei dem ersten anlangten, machten sie Halt, und gaben eine Salve mit kleinem Gewehr. Sie luden darauf wieder, jagten zum zweitenmale und schossen abermals los: dies wiederholten sie vor jedem Wagen und jagten dann schnell davon. Dies sollte eine Ehrenbezeugung für den Landdrost seyn, und da er ehedem eine ganz andere Aufnahme erfahren hatte, so schien es kein übles Zeichen der bessern Gesinnung, die seit seiner Vertreibung Statt gefunden hatte.

Die Spuren von Menschen nach einer, neun Tage langen, Reise über eine wüste Einöde, hatten für uns nicht weniger Reitz, als die Entdeckung des Landes nach einer langen Seereise. Wir fanden hier nicht allein eine freundschaftliche Aufnahme, sondern auch die nöthigen

Erfrischungen. Zwei Arten Wein, welche hier wuchsen, waren ziemlich gut. Die Orangen waren schon reif und abgenommen, und die Pfirsich- und Mandelbäume standen in voller Blüte. Das Gemüse war in dem vortrefflichsten Gedeihen, und einige der Euphorbien hielten 18 Zoll im Durchmesser. Es war sonderbar genug, daß alles so vortrefflich fortkam: da doch die Lage an dem Fuße von Schneegebirgen das Gegentheil hätte bewirken sollen. Die Pflanzen waren indessen nur dem warmen Nordwinde ausgesetzt, und vor allen andern gedeckt. Das Thermometer stand während der drei Tage, die wir hier verweilten, niemals unter 46°, obgleich wenige Meilen davon, die strengsten Nachtfröste einfielen.

Die Hausfrau, welche sechzig Jahr alt, und die Mutter von sechzehn Kindern war, war groß, gut gebauet und sehr thätig, und alle Leute, aus der Gegend der schwarzen Berge, waren weit über die mittlere Größe. Die Bauern der Colonie sind immer als ein Riesenstamm beschrieben worden. Da sie in dem Stande der Natur leben, Ueberfluß an Nahrungsmitteln und nicht die geringste Ermüdung durch Arbeit haben, erreichen sie eine Größe, welche die höchst möglichste der Menschen scheint.

Von hier sieht man nördlich hinter dem Karro die Gebirgskette, welche die höchste Terrasse bildet, die bis jetzt von Europäern erstiegen ist; die Wüste erhebt sich fast unmerklich gegen sie. Ein Versuch, die Höhe der Nieuweldberge mit dem Auge zu schätzen, ist freilich nicht viel besser als bloßes Errathen; ich sollte indessen glauben, daß sie in Betracht der unteren Terrassen, de-

ren Höhe man kennt, nicht weniger als 10,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn müsse. Der Schnee liegt fünf bis sechs Fuß tief auf ihnen, und bedeckt sie eben so viele Monate lang. Die untere Reihe des Zwarteberges war bis zu einer ziemlichen Tiefe herab mit Schnee überzogen. Die Berge bestanden aus denselben Stoffen, als die wir oben sahen, aber die einzelnen Hügel aus Trapp oder Wacke, und zwar aus der Art, die man in Derbyshire Krötenstein (Amygdaloides) nennt. Die runden Kiesel, welche in dem thonigten Behälter (matrix) saßen, waren fast alle von dunkelgrüner Farbe, und die Basis immer blauer und purpurfarbner Schiefer.

Nachdem wir uns mit Lebensmitteln versehen und sechszig tüchtige Ochsen gemiethet hatten, lenkten wir wieder der Wüste zu, und rückten am 23sten etwa dreißig Meilen bis zu einer Quelle fort, welche Sleutelfontayn hieß, und am folgenden Tage machten wir bei dem Traka, oder Mädchenfluß, Halt. Das Wasser war unrein und salzig, und der Ufersand dünn mit Salpeter überzogen, aus dem eine Menge Salsola hervorsproßte.

Bei Sonnenaufgang stand das Thermometer fünf Grad unter dem Gefrierpunkte; diese große Veränderung der Temperatur war um desto auffallender, da der Wind weder seine Richtung noch seine Stärke verändert hatte: die Luft war rein und heiter, der Himmel unbewölkt, und das Wetter, die verminderte Wärme ausgenommen, ganz wie vor einigen Tagen. Der Schnee auf den Gebirgen konnte wenig Einfluß haben. Die schwarzen Berge waren in der Nähe, aber hinter dem

Winde. Der Westwind, welcher allein bließ, war sanft, und nach dieser Gegend hin, erschien kaum ein Hügel in der Entfernung von 100 Meilen.

Den 25sten kamen wir durch den Ghowka oder Bauernfluß, der etwa zehn Meilen von dem vorigen strömt und völlig ausgetrocknet war, und den Abend langten wir bei der großen Looryfontayn an, welche nur sehr wenig schmutziges und bitteres Wasser enthielt. Da hier weder Stauden noch Pflanzen wuchsen, und die Ochsen seit unserer Abreise fast nichts gefressen hatten, weil die Wüste nichts, als Mesembryanthemum hervorbrachte: so hielten wir es für gut, unsere Reise fortzusetzen, ob es gleich dunkel war, um einen bessern Ruheplatz für das Vieh zu finden, und da wir wußten, daß wir sobald kein Wasser finden würden, so füllten wir es mit dem elenden Wasser aus der Looryquelle. Mitten in der Nacht kamen wir an einen Ort, wo ehedem ein Bach geflossen war, und wo noch Büsche von Mimosa, Salsola, und einigen andern Pflanzen wuchsen; diese erhalten sich, wie man von einigen Thieren auch sagt, von dem Safte der aus ihren eigenen Wurzeln fließt. Die Ochsen verzehrten sie sehr begierig, und die Pferde sättigten sich an den Aesten der Mimosa; ob ihnen gleich von den spitzigen Dornen das Blut aus den Mäulern lief. Die scharfen und sauern Säfte der afrikanischen Pflanzen nöthigten das Vieh allerlei Gegenmittel zu brauchen, in deren Wahl sie nicht ekel sind. Alte Lumpen, Leder, Felle, trocknes Holz, Knochen und sogar Kiesel und Sand werden gierig von ihnen verschluckt. Die afrikanischen Pferde essen sehr oft ihren

eigenen Mist und viele ziehen sich durch das Verschlucken von einer Menge Kiessand den Tod zu. Den folgenden Tag hielten wir bei der kleinen Looryquelle an, und legten darauf 30 Meilen bei ziemlich gutem Wege zurück; bis wir mitten in der Nacht unser Zelt auf einer Wiese aufschlugen, die mit fußhohem Grase bedeckt war. Ein so plötzlicher Uebergang von der äußersten Dürre zu einer so üppig grünenden Aue schien uns Zauberei zu seyn. Das hungrige Vieh bemühete sich eifrig, Joch und Gebiß abzuschütteln; dieser Ort hieß De Beer Valley und war eine Fläche von einigen Meilen, die sich längs dem Fuße der schwarzen Berge hinstreckte, und schien der Sammelplatz mehrerer periodischen Flüsse zu seyn, die aus dem Nieuweltberge, dem Winterberge, und dem Camdebow entspringen. Einer von ihnen, welcher ein ziemlicher Strom war, schmeckte so salzig, wie Soole. Der Geschmack war, wie das Wasser im englischen Canal, welcher $\frac{1}{30}$ Salz enthalten soll; ein anderer kleiner Fluß, Namens Karooka ergoß sich in den salzigen Fluß, und hatte süßes, aber mit erdigten Materien versetztes, Wasser. Das ganze Thal war mit zwei oder drei Arten des gemeinen Binsengrases bewachsen, und alle Teiche und Quellen dicht mit Schilf (Arundo phragmites) besetzt. Die Ströme, welche sich in das Thal ergießen, liefen durch Gebüsche von hohen Mimosen, die einen immergrünen Wald bilden.

Ein so reizender Ort mitten in der Wüste, welcher Futter, Wasser und Obdach gewährt, mußte natürlich die Thiere der Gegend umher anlocken, und wir fanden hier, unter der zahlreichen Menge Wildpret, vorzüglich

drei Gattungen Antilopen, die wir noch nicht gesehen hatten; diese waren der Springbock (Pygarga) der Gemsbock (Büffons Pasan und Oryx des Linnée), und der Kudu (der Strepsiceros des Pallas, oder Pennants gestreifte Antilope.)

Der Springbock ist ein Thier, welches immer in großen Heerden weidet, die sich nach der Aussage der Landleute zuweilen auf 10,000 Stück belaufen. Die Holländer haben ihm seinen Namen wegen seiner großen Springkraft gegeben. Die Stärke seiner Muskeln ist so groß, daß er, wenn er verfolgt wird, Sätze von 15 bis 25 Fuß macht. Sein gewöhnlicher Schritt ist, mit allen vier Füßen zugleich zu springen, und bei jedem Sprunge theilen sich die Haare des Rumpfes und zeigen, indem sie rückwärts fallen, ihre glänzendweiße Farbe. Kein Hund ist im Stande, sich den Alten zu nähern; aber die zahlreichen Jungen wurden oft, nach langem Nachsetzen, gefangen. Sowohl Alte als Junge sind vortreffliches Wildpret, und die holländischen Bauern tödten eine große Anzahl, nicht allein des Fleisches, sondern auch des Felles wegen, aus welchem sie Säcke, Kleider für die Sklaven, und zur Zeit, als die Engländer das Kap einnahmen, auch für sich und ihre Kinder machten. Das Elend der Colonie war zu der Zeit so hoch gestiegen, daß alle ihre zahlreichen Heerden nicht im Stande waren, sie ordentlich zu kleiden.

Der Gemsbock ist ebenfalls ein sehr schönes Thier, und noch weit größer, als der Springbock. Er hat nichts von der Furchtsamkeit der Antilopen, sondern im Gegentheil, wenn er nicht entfliehen kann, oder verwundet

wundet ist, setzt er sich auf sein Hintertheil, und hält Jäger und Hunde von sich ab. Seine langen, geraden und spitzigen Hörner, womit er sich durch Zurückwerfen des Kopfes vertheidigt, machen es gefährlich ihm nahe zu kommen; die Hunde tödtet er sehr oft, und kein Bauer wagt es, sich ihm zu nähern, wenn er verwundet ist. Man hält sein Fleisch für das beste Wildpret in ganz Afrika.

Der Kudu ist noch größer als der Gemsbock, von der Höhe eines gewöhnlichen Esels, aber viel länger. Seine starken gewundenen Hörner sind 3 Fuß lang, und scheinen dem Thiere in den dicken Gebüschen, wo es sich beständig aufhält, sehr hinderlich zu seyn. Das Hintertheil seines aschgrauen Körpers hat einige helle weiße Streifen, die sich von denen der übrigen Gattungen unterscheiden. Am Halse sitzt eine kurze Mähne, und das Fleisch ist trocken und geschmacklos.

Die sandigen Ufer im Thale waren ganz mit schneeweißem Salpeter bedeckt. Die Erzeugung dieser Substanz hat sicher Einfluß auf die Temperatur der Luft, indem sie einen beträchtlichen Grad von Kälte verursacht. Eine ganze Stunde nach Sonnenaufgang, stand das Thermometer im Schatten 6° unter dem Gefrierpunkte. Bei der kleinen Looryquelle, wo der Boden hart und steinigt war, stand es 15° über dem Gefrierpunkte; und um dieselbe Stunde des Tages vorher an dem Ufer des Traka, wo ebenfalls viel Salpeter lag, 5° darunter. Das Wetter war seit drei Tagen vollkommen hell, und die Witterung hatte sich nicht im mindesten verändert. Daß die große Abwechselung der Temperatur,

während das Wetter vollkommen dasselbe bleibt, mehr aus lokalen als andern Ursachen entstehe, zeigt sich sehr deutlich durch einen andern Umstand: wenn man des Nachts durch die Wüste reiset, und der Wind von der Seite weht, so ereignet es sich nicht selten, daß man wechselsweise heiße und kalte Luftströme fühlt, deren Unterschied sehr merklich ist. Ob die kalten Regionen der Atmosphäre von den darunter liegenden Salpetergründen herrühren, kann ich zwar nicht hinreichend beweisen; aber viele Umstände machen es sehr wahrscheinlich.

Wenn man durch die Ausdünstung des Salpeters sieht, so zeigt sich noch ein anderes meteorologisches Phänomen. Da wir bei Sonnenaufgange einen ziemlich hohen spitzigen Berg am Horizonte sahen: so bemerkte ein Bauer, der die Gegend sehr genau kannte, daß es entweder ein neuentstandener Berg seyn müßte, oder, daß der einzige Hügel nach jener Richtung hin, um ein Ansehnliches größer geworden sey. Als die Sonne höher stieg, bemerkte er mit Erstaunen, daß der Hügel immer kleiner ward und am Ende ganz verschwand. Die optischen Täuschungen, welche die Luft hervorbringt, sind so sonderbar, daß man bis jetzt noch keine feste Theorie über solche hat, und daß es noch nicht ausgemacht ist, auf welche Art die Lichtstrahlen am meisten gebrochen werden. Wäre dieses gehörig untersucht, so würden wir die Natur der verschiedenen Luftströme in der Atmosphäre besser kennen lernen, welche ohne Zweifel die Ursache der außerordentlichen Erscheinung mancher Gegenstände sind. Ein Mann,

dem die Welt viele nützliche Entdeckungen und Erfindungen schuldig ist, versprach einstmals die Brechungskraft verschiedener tropfbaren und luftigen Flüssigkeiten genau zu bestimmen, und es steht zu hoffen, daß er seine Versuche über einen so interessanten Gegenstand fortsetzen werde.

Nachdem sich unser Vieh im De Bärthale erfrischt hatte, rückten wir etwa zwanzig Meilen vorwärts, und lagerten uns des Nachts an den Ufern des Hottentottenflusses, in dessen engem und tiefen Bette nur einige Pfützen schmutzigen Wassers standen. Hier trafen uns einige Bewohner von Kambeboo, welche auf die Nachricht von der Ankunft des Landdrostes ihm zwei Tagereisen entgegengekommen waren, und einige Gespanne Ochsen mitbrachten, um seine Ankunft in der Drostei zu beschleunigen, wo ihn der gutgesinnte Theil der Einwohner ungeduldig erwartete.

Am 28. schlugen wir unsere Zelte am Poort auf, welches ein enger Paß durch einen Arm der Kambeboogebirge ist. Die Ebnen waren etwas besser mit Gesträuch bewachsen und hatten Ueberfluß an Duikern und Steinböcken, so wie ganze Heerden von Springböcken, Quachas und Straußen.

Man zeigte mir einen Haufen Steine an dem Ufer eines Baches als das Grabmaal eines Hottentotten, und als ich fragte, ob der Verstorbene vielleicht ein Anführer gewesen sey, so antwortete man, daß es nach dem Tode keinen Unterschied unter ihnen gäbe, und daß die Größe des Steinhaufens ganz von dem guten Willen der lebenden Freunde abhinge. Die Absicht dieses

Zeichens schien sehr verschieden von den Monumenten zu seyn, die man sonst in vielen Theilen von Europa errichtete, ob sie gleich ursprünglich vielleicht beide dazu dienen sollten, die Wölfe und andere reißende Thiere von dem todten Leichnam abzuhalten, bis nach und nach die Cultur den rohen Steinhaufen in marmorne Denkmäler verwandelte.

Obgleich der Poort, als der Eingang nach Camdeboo zu betrachten ist, so liegt doch die erste Wohnung zwölf Meilen hinter demselben, und die nächste noch zwölf Meilen weiter. Rechts und links zeigten sich keine Gebäude weiter, und das Land war so kahl und unfruchtbar, wie die Wüste. Das dritte Bauerhaus, 16 Meilen hinter dem zweiten, und zwischen diesem und der Drostei oder dem Aufenhalte des Landdrostes, welche noch zehn Meilen entfernt war, lag kein einziges Gehöfte. Spät am Abende des 30sten kamen wir in diesem Dorfe an, und der Landdrost wurde durch einen Haufen zu Pferde mit mehrern Salven aus kleinem Gewehr empfangen.

Dritter Abschnitt.

Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Kaffern.

Gleich nach unserer Ankunft zu Graafreinet stellte mir der Landdrost, unter mehrern Beschwerden des Distrikts, den traurigen Zustand einiger seiner Unter-

thanen bei den Einfällen der Kaffern vor. Einige Anführer dieses Volkes, sagte er, überfielen mit ihren Familien, Unterthanen und Heerden das benachbarte Land. Mehrere waren bis an die Grenzen von Zwellendam vorgerückt; andere saßen am Sonntagsflusse, 50 bis 60 Meilen von der Drostei; aber die meisten hielten sich im Zuure-Veldt (die saure Ebne) auf, welches längs der Seeküste zwischen dem Sonntag- und großen Fischflusse liegt. Ein Einwohner von Bruintjes-Höhe, einer andern Abtheilung des Distrikts, welcher sich während der letzten Unruhen sehr rebellisch betragen habe ihm geschrieben und gebeten, ihm das Commando über einen Trupp Bauern gegen einen Haufen Kaffern zu geben, welche mit 3 bis 4000 Stück Vieh über die Grenzen gekommen wären; Er, der provisionelle Landdrost habe, da er die Ankunft des wirklichen Drosts erfahren, glücklicher Weise mit der Antwort gezögert, weil er bei der jetzigen Lage der Dinge doch keine abschlägige Antwort hätte geben dürfen. Die Hauptparthei habe ihn gezwungen, in alle ihre Maasregeln zu willigen, und die Schritte der Anarchisten zu sanktioniren, auch ihm ein Amt aufgedrungen, dessen Pflichten er weder erfüllen könnte, noch dürfte.

Das erste Geschäft des Landdrosts, nach seiner Ankunft, war daher, den Rüstungen der Bauern zum Kaffernkriege Einhalt zu thun, indem er ihnen wissen ließ, daß er die Absicht habe, die Häupter der Nation zu besuchen, und wo möglich, ihren ruhigen Rückzug über die festgesetzte Gränze des großen Fischflusses zu bewirken. Dies war ohne Zweifel dem Schreiber des

Briefs, und denen, die sich mit ihm in die Beute der Kaffern theilen wollten, keine willkommne Nachricht. Wegen der geitzigen und habsüchtigen Colonisten und ihrer unordentlichen Aufführung war schon im Jahre 1793 ein Bruch mit diesem Volke entstanden, wodurch die letztern fast ganz aus einigen Provinzen vertrieben wurden: und obgleich in demselben Jahre der Vergleich erneuert ward, wodurch man den großen Fischfluß zur Demarkationslinie beider Nationen machte, und die Kaffern sich in ihre Gränzen zurückgezogen hatten, so kehrten doch wenige von den Colonisten des Zuure-Veldts in ihre vorigen Besitzungen zurück, wodurch die Kaffern abermals bewogen wurden, den Fluß zu überschreiten. So lange, als sie sich in geringer Anzahl hier aufhielten und während der verwirrten Umstände in Graaffreinet hatte man sich wenig um sie bekümmert: aber kürzlich hatte sich ihre Anzahl so vermehrt, und sie hatten so schnelle Fortschritte nach dem innern bewohnten Theile des Distrikts gemacht, daß sie den Colonisten, die sie auf ihrem Wege trafen, Contributionen von Ochsen und Schaafen auferlegten.

So bald dahin der Landdrost die Unterthanen versammelt haben würde, um ihnen den Eid der Treue für den König abzunehmen, seine Bestallung zu verlesen, die Hemraaden oder Mitglieder des Raths zu ernennen, und einige andere nothwendige Geschäfte, welche die Drostei betrafen, zu vollenden, sollte die Angelegenheit der Kaffern auf der Stelle selbst, wo sie am zahlreichsten standen, untersucht werden. Wenn es nöthig wäre, wollte er nach der Residenz ihres Königs

reisen, und zu gleicher Zeit so viele Distrikte von Graaffreinet, als bei der Kürze der Zeit möglich wäre, untersuchen: und vorzüglich einen Abstecher nach der Bucht machen, welche der Zwartkopsfluß, durch seinen Ausfluß bildet.

Unterdessen hatte ich Gelegenheit, mich in dem Theile von Graaffreinet, welcher vorzugsweise eben so genannt wird, umzusehen; er erstreckt sich etwa zehn Meilen in die Runde um das Dorf: nördlich und östlich wird er durch die Schneeberge begränzt, und südlich und westlich durch die Division Camdeboo. Er enthält nur 26 Familien, von denen zwölf das Dorf bewohnen, und die übrigen über ein wildes, unfruchtbares Land zerstreut sind, das wenig besser, als die große Wüste aussieht. Der Sonntagsfluß welcher aus den Schneebergen entspringt, durchströmt die Provinz und versieht sie hinlänglich mit Wasser, ohne welches sie gar nichts hervorbringen würde. Die ganze Ebne beträgt nicht mehr, als zwei Quadratmeilen, und ist mit 2000 Fuß hohen Bergen umgeben, von deren steilen an Seiten eine Menge Sandsteinlagen, wie Mauern hervorspringen; so, daß die Sommerhitze, wegen des Apprallens der Sonnenstrahlen von den Felsen, erstaunend groß ist; indeß die Kälte im Winter, wegen der großen Höhe und Nähe der Schneeberge und des Nordwindes, welcher durch die Oeffnung des Sonntagsflusses herein wehet, fast unerträglich ist. Nicht allein wegen der Kälte, sondern auch wegen der beständigen Wolken von Sand, welche der Nordwind her-

beiführt, ist es unmöglich, in dieser Jahreszeit auszugehen.

Das Dorf Graaffreinet liegt in 32° 11′ südlicher Breite und 26° östlicher Länge, und ist etwa 100 englische Meilen von der Kapstadt entfernt. Es besteht aus Erdhütten, die ziemlich nahe bei einander in zwei Reihen gestellt, eine Art Straße bilden; am obern Ende steht das Haus des Landdrosts, gleichfalls aus Lehm aufgeführt, und einige elende Hütten, welche zu den öffentlichen Geschäften bestimmt waren; die meisten davon sind gänzlich eingefallen, und die übrigen unbewohnbar. Das Gefängniß besteht aus Lehmwänden und einem Binsendache, und ist so unsicher, daß ein englischer Deserteur, welcher zur Belustigung des Landvolks, wegen eines Gespräches, das er mit einem französischen Offizier gehalten hatte, hinein gesperrt wurde, gleich in der ersten Nacht durch das Dach entwischte. Die Lehmwände und die Fußböden der Häuser sind von einer Art weißer Ameisen ganz durchlöchert, welche Holz ausgenommen, alles verzehren, was ihnen aufstößt; und die Fledermäuse, welche sich in den Binsen aufhalten, kommen des Nachts in solcher Anzahl, daß es unmöglich ist, in einem Zimmer zu bleiben, worin ein Licht brennt.

Das Dorf war vorzüglich von Handwerkern und Bedienten des Landdrosts bewohnt. Sein Ansehen war erbärmlicher, als der Anblick des elendesten englischen Dorfes. Die Nothwendigkeiten des Lebens kann man nur mit Mühe erhalten; denn ob es gleich überflüssig Land hat, so sind doch wenige Bauern thätig genug, es

angebauen. Milch, Butter, Käse und Gemüse sind auf keine Art zu bekommen. Es giebt hier keinen Fleischer, keinen Lichtzieher, keinen Krämer, und keinen Becker: jeder muß sich selbst versorgen, so gut er kann. Man hat weder Wein noch Bier, und das Hauptgetränk der Einwohner ist das Wasser aus dem Sonntagsflusse, welches im Sommer stark nach Salz schmeckt. Es ist schwer zu sagen, warum man diesen Ort zum Aufenthalte des Landdrostes wählte. Die Bequemlichkeit des Orts kann keinen Bewegungsgrund abgeben; aber vielleicht die der Einwohner, da es gerade in der Mitte der Provinz liegt; doch ist wahrscheinlich Privatinteresse oder Mangel an Urtheilskraft der Grund gewesen, daß man einen so wilden entlegenen und unvortheilhaften Ort zum Sitze der Landdrostei bestimmte.

Den 11ten August verließen wir Graaffreynet von zwei Hamraaden begleitet, welche der Landdrost deswegen mitnahm, weil er sie in den verschiedenen Districten zur Versammlung der Einwohner, zum Ablesen seiner Bestallung, zur Abnahme des Eides, und zur Bekanntmachung von besondern localen Instructionen gebrauchen wollte. Er glaubte ihnen auf diese Weise die Mühe und Kosten einer weitläufigen Reise nach der Drostei zu ersparen.

Unser erster Weg gieng südlich nach der Seeküste hin, durch ein Land, welches eben so trocken und unfruchtbar, als die große Wüste war. Auf der ersten Tagereise stießen uns nur zwei Bauerhäuser im Districte Camdehoo auf, ein hottentottisches Wort, welches grüne Hügel bedeutet; indem die vorspringenden Grund-

flächen der Schneeberge gewöhnlich von dieser Farbe sind. Die Bauern nähren sich hier ganz allein von der Viehzucht, und jeder besitzt ein ansehnliches Stück Land zur Viehweide. Ohngeachtet des elenden Ansehens der Ebene, waren die Ochsen groß und fett, und die Schaafe ziemlich gut, aber die breitschwänzige Gattung am Kap scheint eine weit schlechtere Art, als die südlichen und ostartarischen Schaafe zu seyn. Sie haben lange Füße, einen kleinen Leib, und sind vorzüglich an den Schenkeln und Rippen sehr dünn: sie haben an den Eingeweiden sehr wenig Fett, welches alles auf die Hinterschenkel und den Schwanz angehäuft zu seyn scheint. Der Schwanz ist kurz, breit, unten ohne Haare und wiegt gewöhnlich fünf bis sechs, zuweilen auch wohl über zwölf Pfund. Wenn man ihn schmilzt, so erhält er die Consistenz eines fetten, vegetabilischen Oels, und wird auf diese Art oft, statt Butter, zur Seife gebraucht.

Die Schaafe am Kap haben alle Farben. Einige sind schwarz, andre braun, noch andre grau, aber die mehrsten gefleckt. Ihre Hälse sind dünn und gestreift, und die Ohren hängen lang herab, wenn man sie von der Weide nimmt, wiegt jedes Schaaf 60 bis 70 Pfund, und man verkauft das Stück an die Fleischer für 6 oder 8 Schillinge auf der Stelle. Der Preis eines Ochsen ist etwa zwölf Thaler oder 48 englische Schillinge, und sein Gewicht beträgt im Durchschnitte 600 Pfund. Die Bauern tödten selten einen Ochsen zur eignen Consumtion, höchstens um ihn einzusalzen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Hammel- und Ziegenfleisch. Die africani-

Die Ziege ist die schönste Art, die ich gesehen habe, und so fruchtbar, daß man sie für das nutzbarste Thier zur Haushaltung hält. Sie sind 20 Wochen trächtig, und bringen selten weniger als zwei Junge, gewöhnlich drei und oft vier Junge zur Welt. Das Fleisch ist zwar schlechter als Hammelfleisch, aber doch gut genug für die Hottentotten im Dienste des Pächters, und die besten Stücke kommen in Schaafsfette geschmort auf seinen eignen Tisch.

Die Wolle der Schaafe ist wenig besser, als stark gekräuseltes Haar, und man gebraucht sie nur zum Ausstopfen der Kissen. Die Schaafe werden hier weder gewaschen noch geschoren, sondern man läßt die Wolle von selbst abfallen, welches gewöhnlich im September und October geschieht. Die Häute gebraucht man zu Kleidern für die Hottentotten, Schürzen für ihre Kinder, Beuteln und allerlei Hausrath.

Die Schweine sind in dem Distrikte ganz unbekannte Thiere, und die Trägheit ist die einzige Ursache, daß man sie nicht hat. Die Schweinezucht würde Anpflanzungen nöthig machen, und gegen diese scheinen die Bauern einen großen Widerwillen zu haben. Es ist schon Arbeit genug, daß sie gerade so viel Korn säen, als sie selbst brauchen. Viele geben sich nicht einmal diese Mühe, sondern machen lieber eine Reise von einigen Tagen, um das nöthige Korn gegen Vieh einzutauschen. Kartoffeln mögen sie nicht, und nach ihrer Aussage wollen die Hottentotten, die sonst nicht sehr ekel sind, sie auch nicht essen. Es ist sonderbar genug, daß diese Giftpflanze im Anfange von den meisten Nationen

verabscheuet wurde. Bei ihrer Einführung in England hatte man ein starkes Vorurtheil dagegen, und jetzt würde es ein großes Unglück für das Land seyn, wenn man sie entbehren müßte. Dieselben Gründe, die sie abhalten, Schweine zu ziehen, verhindern auch die Zucht des Federviehes: diese würden Korn, und das Korn Arbeit erfordern, und wilde Enten und Gänse kann man sich so viel man nur will, durch ein wenig Pulver und Schrot verschaffen; indessen ist das größere Wildpret hauptsächlich der Gegenstand der Jagd bei den holländischen Bauern. Sie haben Scharfsinn genug, um einzusehen, daß dieselbe Quantität Pulver, womit sie eine Ente tödten, auch für eine Antilope hinreichend ist. Die Gattung Antilopen, welche unter dem Namen Springbock schon erwähnt ist, findet man in den Ebenen von Camdeboo in unglaublicher Menge. Ein geschickter Jäger kann jedesmal, wenn er ausgeht, zwanzig bis dreißig Stück schießen. Der Bauer thut dies indessen auf eine besondere Art. Sie legen sich unter die Büsche bei den Quellen, wohin die ganze Heerde gegen Abend zum Trinken kommt, und schießen ihre ungeheuern, mit mehreren Kugeln geladenen Büchsen unter sie, so daß drei bis vier auf jeden Schuß fallen. Strauße sahen wir in großer Menge, und erquickten oft unsere ganze Gesellschaft mit ihren Eiern.

Den 12. sahen wir in einer Strecke von 20 Meilen nur zwei Häuser, deren eins wegen Mangel an Wasser verlassen war, und am folgenden Tage wieder zwei. Da wir nun den Sonntagsfluß seit unsrer Abreise von Graafreynet neunmal passirt waren, und jedesmal mit

größten Gefahr umzuwerfen, so verließen wir ihn ganz und lagerten uns in der dürren Ebene, von allem Wasser entfernt. Dieser Theil des Districts heißt Zwart-Ruggens, oder die schwarzen Furchen. Unsere Lagerstelle ausgenommen, trafen wir 40 Meilen hinter einander kaum 100 Schritte ebenen Boden. Der Weg über die Ruggens oder Unebenheiten war erstaunend schlecht und gieng beständig auf und ab, bald über lose Steine, bald über Felsen.

Obgleich die Gewächse nur einzeln auf den Steinen hervorkamen, so waren einige Hügel ziemlich mit einer Art Euphorbium bewachsen, dessen gutes Gedeihen zeigte, daß es auf diesem Boden einheimisch sey. Die Blätter waren gerade, sechseckig, und jeder Rand mit zwei Reihen Stacheln besetzt. Es schien diese die Art, welche Patterson abgezeichnet hat *). Man hält sie zwar hier nicht für giftig, wie er sie schildert, aber doch darum für schädlich, weil sie das Vieh hindert, die kleinen Kräuter, welche an ihren Wurzeln wachsen, abzufressen.

Eine andere Art Euphorbium, welche sich kaum über den Boden erhebt, ist hier sehr gemein. Von einer Centralkrone gehen wie Strahlen eine Anzahl runder, ausgehölter Blätter aus, welche, wie alle dieses Geschlechts, einen weißen, milchartigen Saft enthalten:

*) S. Forsters Uebersetzung von Pattersons Reisen S. 59. Patterson sagt, diese Gattung wachse funfzehn Fuß hoch, und die Hottentotten brauchten ihren Saft ihre Pfeile zu vergiften. Sie vermischen ihn aber mit einer thierischen Materie, welche sie von einer besondern Raupe erhalten.

in dem mittlern Theile dieser Pflanze findet man oft nicht weniger als ein halbes Quart. Die Ochsen zer kauen die Krone mit ihren scharfen Zähnen, und saufen die Milch, und die Einwohner glauben, daß sie davon nach fett werden, ob sie gleich scharf genug (wiewohl nicht so zusammenziehend, als bei den meisten Arten) ist so hat man doch nicht bemerkt, daß sie dem Viehe im geringsten schade. Die Bauern sammeln diese Milch aus einem andern Grunde; wenn man sie über dem Feuer erwärmt, und mit einem weichen ocherhaltigen Steine vermischt, so erhält sie die Consistenz des Theers, und wird so als eine vortreffliche Wagenschmiere angesehen.

Den 14. kamen wir durch eine enge Oeffnung in eine lange Reihe Berge, die sich von Osten nach Westen erstreckte. Das Annähern dieser Kluft gewährt eine der schönsten Aussichten. Drei oder vier Meilen wand sich der Weg durch ein hohes Gebüsch der schönsten südafrikanischen Pflanzen; unter diesen standen in der schönsten Blüthe eine Menge Arten der Crassula, ein scharlachrother Cotelydon, viele Aloearten, von denen einige dicht an der Erde wuchsen, und andere die dunkelrothen Blüthen über funfzehn Fuß hoch erhoben. Die afrikanische Bryonia, die sich um jeden Busch mit ihren rebenartigen Blättern schlingt, war sehr häufig nebst einer lieblichen jesminartigen Pflanze, deren weiße Blüthen den ganzen Weg mit Wohlgeruch erfüllten. Der Weg durch dieses Gebüsch, bestand aus weichem, gelben Sande und lief nicht hundert Schritt gerade fort. Der Rietberg oder

Schilfberg blühte im Hintergrunde bis zum Gipfel voll rother Aloen.

Nachdem wir den Paß hinter uns hatten, fuhren wir über eine sechs bis sieben Meilen lange Ebne, und lagerten uns bei der Wolgaquelle, am Fuße einer andern Reihe Berge, die mit dem Rietberge parallel lief, und noch dichter bewachsen war. Hier scheuchten wir eine Heerde von vierzehn Büffeln auf, die sich in der Quelle gebadet hatten: sie waren sehr scheu und liefen tief ins Gebüsch hinein. Drei Tage lang hinter einander reisten wir von hier aus durch ein schönes Land, wo Hügel, Thäler, und Ebnen abwechselten, aber es war ganz mit dikkem Gesträuch bewachsen. Zuweilen war zehn bis zwölf Meilen weit nicht die geringste Oeffnung in den Büschen, so daß man kaum einen Schritt aus dem Pfade ausweichen konnte, und von der Höhe, wo das Gebüsche niedriger stand, entdeckte das Auge nichts, als einen ununterbrochenen Wald. Dies gewährte einen schönen Anblick; als wir aber am Abende auszuruhen wünschten, fühlten wir die Unbequemlichkeit davon sehr lebhaft.

Es war hier kein Platz für Zelte und Wagen, oder Gelegenheit die Ochsen anzubinden, und, was das schlimmste war, nicht ein Tropfen Wassers: das Wetter war sehr schwül; der Thermometer stand auf 75 bis 80° im Schatten, und das Vieh hatte in drei Tagen kein Wasser gekostet. Die beiden Nächte, wo es ausgespannt ward, mußte man es an die Wagen fest binden, damit sie sich nicht in das Dickigt verirrten, wo sie sich unfehlbar verlaufen hätten, oder von Löwen zerrissen worden wären,

deren Fußtapfen wir überall in den Wegen fanden, und jede Nacht um uns herum heulen hörten. Außerdem hörten wir das Gebrüll einer Menge anderer wilden Thiere, welche des Nachts die Wälder nach Beute durchsuchten. Das Brüllen der Löwen und Büffel, das Heulen der Wölfe und Schakalle, und das ängstliche Geschrei unserer Ochsen machten eine Musik, die uns in der Mitte dieses unabsehbaren Waldes sehr unharmonisch vorkam.

Am Abhange eines Hügels entdeckte ich unter den Gesträuchen mehrere Blumen von dem Geschlechte der Strelitzia, die ich anfangs für die Spezies Reginae hielt; aber bei näherer Untersuchung fand ich, daß es eine neue Gattung sey, die sich merklich durch die Blätter von den bekannten Arten unterschied. Anstatt der breiten, Platanus ähnlichen Blätter, waren die bei der neuen Gattung eirund, hatten einen halben Zoll im Diameter, liefen oben spitzig zu, und waren sechs bis zehn Fuß hoch: die Blume war dieselbe, wie bei der Strelizzia reginae, nur die Farben etwas dunkler, vorzüglich das Nectarium, welches schön violet aussah. Ich nahm einige Exemplare mit, welche jetzt im botanischen Garten des Kaps sehr gut fortkommen. Neben der Strelitzia wuchs eine schöne Pflanze vom Palmengeschlecht, aus deren Mark die Hottentotten eine Art Brod machen sollen. Es war eine Gattung Zamia, wahrscheinlich eine Spielart der Cycadis, welche Masson beschrieben hat. Die Blätter waren bläulich, und lanzetförmig; die an der Basis hatten einen Stachel, die in der Mitte zwei und die obersten drei.

Am

Am Abend des 17. Auguſts, machten wir am Ufer eines ſchönen Sees, mitten in einem Gebüſche Halt; er war länglichtrund und hatte etwa drei Meilen im Umfange: das Ufer der Weſtſeite war ein, ſich allmälig erhebender, Raſen, und an den übrigen Seiten, hell, und dicht mit den bekannten Saftpflanzen, bewachſen. Das Waſſer war vollkommen klar, und ſo ſalzig wie Soole. Dieſe ſalzigen Seen ſind in Afrika ſehr häufig und werden von den Coloniſten Zontpans d. i. Salzpfannen genannt. Dieſer ſcheint der berühmteſte und wird von ziemlich entlegenen Coloniſten beſucht, um Salz zu eigner Conſumtion oder zum Gebrauch zu bereiten. Er liegt beträchtlich höher, als die Meeresfläche. Der gröſßte Theil des Grundes war mit einer zuſammenhängenden Salzmaſſe, wie mit Eis überzogen, und die Kryſtalle waren ſo feſt an einander, daß ſie eine ſteinharte Maſſe bildeten. Der Rand des Sees war wie die Meeresküſten mit Sandſteinen und rothen purpurfarbenen oder grauen Quarzkieſeln beſtreut; unter dieſem Sande fieng die Salzmaſſe mit einer dünnen, durchlöcherten Kruſte an, die an Dicke und Feſtigkeit zunahm, je mehr ſie ſich der Mitte des Sees näherte. Das Salz, welches man braucht, wird gewöhnlich mit Aexten, da wo es vier bis fünf Zoll dick iſt, ausgehauen, und dieſes iſt ziemlich nahe am Ufer. Wie dick es in der Mitte iſt, weiß man nicht, da der See niemals ganz austrocknet. Die trocknen Südoſtwinde bringen im Sommer, ein feines, leichtes, gekörntes Salz, wie Schneeflocken hervor. Dies iſt vollkommen ſo gut, als das gradirte engliſche, und die Weiber tragen ihren

Männern jedesmal auf, etwas Schneesalz für den Tisch mitzubringen.

Wenn ich erklären wollte, wie sich die reinen Salzkrystalle am Boden des Sees angehäuft hätten; so würde folgendes vollkommen genügen, wenn nicht einige Lokalumstände dawider wären. Das Seewasser an den afrikanischen Küsten enthält sehr viel Salztheile. Während der starken Südostwinde im Sommer wird das ausgespritzte Meerwasser in Gestalt eines dicken Nebels ziemlich weit in das Land getrieben. Durch die Wirkung des trockenen Windes und der Sonne verdunsten die wäßrigen Theile des Nebels sehr schnell und das Salz fällt auf die Erde oder auf die Gebüsche. Wenn die Regenzeit anfängt, so wird es wieder aufgelöst, und fällt in den Salzsee (Zout-Pans), gegen den das Land sich von allen Seiten her neigt. Die Menge Salz, welche auf diese Art von der See auf's Land gebracht wird, ist größer, als man anfangs glauben möchte. Einige Meilen nahe bei der Seeküste ist die Luft, wenn man gegen den Wind geht, so salzig, daß man es auf den Lippen schmeckt. Sie läßt eine Feuchtigkeit auf den Kleidern zurück, welche ebenfalls salzig ist. Die Straußfeder, die ich auf meinem Hute trug, hieng an der Seeküste, bei Südostwinde immer zusammengefilzt, und änderte ihre Gestalt sogleich wieder, als sich der Wind umsetzte. In kurzer Zeit wird die Luft durch die Salztheile so verdunkelt, daß man die Gegenstände nur in der Nähe erkennen kann, da diese Winde sieben bis acht Monate des Jahrs herrschen, so kann man wohl annehmen, daß sich das in langer Zeit

zusammengeflossene Salz hier allmälig habe anhäufen können.

Wäre dies indessen wirklich der Fall, so würde natürlich daraus folgen, daß alle Wasserbehälter in der Nähe der Küste mehr oder weniger Salz enthalten müßten, bei den meisten findet sich dieses wirklich. Zwischen dem erwähnten See und dem Meere, welches eine Entfernung von sechs Meilen beträgt, liegen drei andere salzige Seen, von denen zwei nur eine Meile vom Meere entfernt sind. Keiner von beiden setzt indessen auf dem Grunde Salz an, ausgenommen in sehr heißen Sommern, wenn der größte Theil des Wassers verdunstet ist. Einer von ihnen heißt der rothe Salzsee, weil das Salz von Eisen röthlicht gefärbt ist. Dieser See ist noch einmal so groß, als der oben beschriebene. Alle diese würden die Vermuthung begünstigen, daß der Ursprung des Salzes im Meere liegt, wenn nicht, dicht bei dem See, welche das Meiste hervorbringt, ein Teich mit vollkommen süßen Wasser läge.

Ein anderer starker Gegenbeweis ist der Umstand, daß wir auf einer spätern Reise hinter den Schneebergen, 200 Meilen von der See, und in der Höhe von 5 bis 6000 Fuß, mehrere salzige Seen von derselben Art fanden. Auch war der Boden auf allen Seiten des Zwart-kop-Sees tiefe Dammerde, von rother oder schwarzer Farbe, auf einer Unterlage von Thon und ohne die geringste Spur von Salz. Daß ein salziger Boden der Vegetation hinderlich sey, war schon den Alten bekannt. In der metaphorischen Sprache der Mor-

genländer befahl man gewöhnlich, nach der Zerstörung einer Stadt, daß Salz darauf gestreut werden sollte, damit nichts daselbst wachsen möge. Indessen war das Gebüsch bis an das Ufer des Sees von dem üppigsten Wuchse.

Es bleibt noch eine mögliche Ursache übrig. Entweder eine Salzquelle entspringt in dem Mittelpunkte des Sees, oder das Wasser kömmt in Berührung mit einer Lage Steinsalz. Dies scheint die einzige befriedigende Art, die Salzigkeit des Meers zu erklären, und wenn die unterirdischen Strata Steinsalzes so häufig in den Eingeweiden der Erde sind, als man vermuthet, so ist der Erfolg leicht einzusehen. Das Salz in dem ehemaligen Polen allein würde hinreichen, die Nordsee zu salzen.

Wir kamen gerade zu einer ungünstigen Jahreszeit zum See, als er voll Wasser war. In der Mitte war er drei Fuß tief; aber hell genug, um mehrere braune Adern zu bemerken, welche die Salzlage durchschnitten. Dieses waren wahrscheinlich Quellen, deren Lauf das Anschießen der Krystalle hier gehindert, und eine ocherartige Materie heraufgeführt hatte. Ich ließ dicht an der Oberfläche des Wassers, ein vier Fuß tiefes Loch in den Sand graben. Die beiden ersten Fuß waren Sand, mit durchsichtigen Salzkrystallen vermischt. Der dritte Fuß war beträchtlich härter, und in Stücken, die man mit ziemlicher Gewalt zerbrechen mußte, und der letzte so hart, daß man kaum im Stande war, durchzuhauen, und wenigstens $\frac{1}{2}$ bestand aus reinen Salzkrystallen. Hier schoß

das Wasser augenblicklich klar und so salzig, wie Soole herein.

Fünf Meilen nördlich von diesem See, fanden wir einen andern naturhistorischen Gegenstand. Dies war an der Seite eines kleinen Hügels, aus dessen Mitte ein kleiner Strom von stahlhaltigem Wasser entsprang, gleich hinter der Quelle lief der Strom durch eine 5 bis 6 Fuß tiefe Kluft, in der Mitte eines aufgeworfenen Haufens morastiger Erde, die von dem Bache herausgespühlt zu seyn schien. Die Erde war ganz unbewachsen und so leicht und schwammigt, daß sie kaum einen Menschen tragen konnte. Das Wasser war klar, aber der Boden des Baches mit einem rothgelben, gallertartigen aber geschmack- und geruchlosen Satz bedeckt. Der Sumpf schwitzte überall eine Masse aus, die an einigen Stellen grün, an andern gelb war, und wie Alaun schmeckte. Wenn man sie an ein brennendes Licht hielt, so schwoll sie zu einer großen hohlen Blase auf, deren äußere Seite aus einem rothen zerbrechlichen Thon bestand, und deren innere mit einem schwarzen, glasigten Häutchen überzogen war. Der Geruch war anfangs schwefelartig und nachher harzig. An einigen Stellen trieb der Sumpf große Haufen dunkelrother Ochererde, wie Maulwurfshügel herauf. Wenn man diese Erde mit den Fingern zusammendrückte, ward sie klebrig und purpurfarbig: sowohl die rothe und grüne, als die gelbe Substanz gaben beim Kochen einen weichen, thonigten Niederschlag, der sich fettig anfühlte, aber weder Geschmack noch Farbe hatte. Das Wasser, worin sie gekocht war, hatte eine starke Säure aufgenom-

men und den kupfernen Kessel angegriffen: blaues Papier veränderte darin die Farbe. Der Mangel an chemischen Geräthschaften verhinderte weitere Untersuchungen. Ich glaubte aber, daß die Substanzen aus Schwefelsäure, und Alaunerde, oder Schwefelsäure und Eisen bestanden, und durch den Zusatz einer bituminösen oder andern Materie an der Krystallisation gehindert waren.

Das Wasser der Quelle war mit der Luft von einerlei Wärme, aber einer unserer Bauern versicherte, daß es vor funfzehn Jahren heiß aus der Quelle geflossen sey. Dies schien indessen nicht der Fall gewesen zu seyn; denn heiße Quellen, die es nur zuweilen, aber nicht zu allen Zeiten sind, finden sich entweder selten, oder gar nicht, ob es gleich möglich wäre, daß reine Schwefelsäure das Wasser durch ihre Zumischung gelegentlich erhitzen könnte. Die Aussagen der Bauern muß man in allen Fällen und in allen Ländern nur mit Vorsicht wiederholen. Die afrikanischen Bauern sind, wie ich allgemein bemerkt habe, sehr zum Wunderglauben geneigt. Ehe ich den Hügel erstieg, sagten sie mir, daß der erstickende Schwefeldampf kaum auszuhalten sey, und daß man beständig einen dicken Rauch daselbst anträfe. Von beiden fand sich indessen keine Spur.

Wir fanden an den Ufern des salzigen Sees einen Bauer mit seiner ganzen Familie, die aus Kindern, Großkindern, Rindern, Schaafen und Hunden bestand, gelagert. Er bezog eine neue Wohnung, und führte sein ganzes Eigenthum auf zwei Wagen fort. Er rieth uns, unsere Ochsen fest an die Wagen zu binden; da

die vorige Nacht zwei seiner Pferde von den Löwen gefressen wären. Dieses starke und heimtückische Thier ist in den Gebüschen, um den salzigen See sehr häufig; heimtückisch nenne ich es, weil es selten einen offnen Angriff wagt, sondern, wie die übrigen Arten des Katzengeschlechts sich in den Gebüschen versteckt. Zum Glück für die Bauern, Hottentotten, und die Thiere, welche der Löwe zu fressen pflegt, hat er wirklich den Edelmuth, welchen ihm die Dichter beilegen, und seine königliche Klaue, hält es unter ihrer Würde, ein schlafendes Geschöpf zu erwürgen. Der Löwe ist eins der trägsten Raubthiere und nimmt sich nur im äußersten Hunger die Mühe, auf die Jagd zu gehen. Bei unserer Ankunft an den Ufern des Zwartkopsflusses war eben ein Löwe durch ein Selbstgeschoß getödtet, und kurz nachher erlegte einer der Hottentotten einen großen Büffelochsen.

Dieses Thier (bos Caffer) ist das stärkste und gefährlichste vom Ochsengeschlechte. Die Natur scheint ihn zum Modell außerordentlicher Stärke bestimmt zu haben. Die Hörner sind an der Wurzel zwölf bis dreizehn Zoll breit, und nur durch eine enge Lücke von einander getrennt, welche im Alter zuwächst, und dem Thiere eine Stirne giebt, welche ganz mit felsenhartem Horn bedeckt ist. Von der Wurzel krümmen sich die Hörner rückwärts, und sind an den Spitzen gebogen, wo sie gewöhnlich drei Fuß auseinander stehen. Der afrikanische Büffel übertrifft einen gemeinen Ochsen beinahe doppelt an Größe. Seine Muskeln bestehen aus starken Bündeln von Sehnen, und sind mit einem Fell bedeckt, das dem des Rhinoceros an Stärke und Dicke

wenig nachgiebt. Die Bauern ziehen es allem andern Leder vor, um Riemen zum Wagengeschirr daraus zu machen. Das Fleisch ist zu grobfaserig zum Essen, indessen salzt man es für die Hottentotten ein. Es ist merkwürdig genug, daß die Zähne dieser Art Büffel so lose in den Kinnladen stehen sollen, daß sie ihnen im Kopfe klappern.

Der Löwe wagt oft ein Gefecht mit dem Büffel und gewinnt jedesmal. Dies hat er aber bloß seiner List zu danken, indem er ihn niemals im offenen Felde angreift. Er liegt im Gebüsch, bis sich eine glückliche Gelegenheit findet, auf den Büffel loszuspringen und seine Zähne ihm in die Kehle zu setzen. Dann haut er die Klauen in sein Gesicht, reißt ihn bei den Hörnern nieder, und hält ihn in dieser Lage fest, bis er sich verblutet. Ein solcher Kampf würde ein würdiger Gegenstand für einen Meisterpinsel seyn.

Da die Holländer sich nicht die Mühe gegeben haben, das Zebra und Quacha zu zähmen, so kann man sich noch weniger wundern, daß sie keinen Versuch mit dem fürchterlichen Büffel gemacht haben. Jedes andere Volk, welches 150 Jahre im Besitz des Kaps gewesen wäre, würde es bewirkt haben. Ein Männchen, das man sehr jung einfienge, und mit dem Viehe aufzöge, würde sich gewiß mit den Kühen vermischen, wie man wenigstens bei den übrigen wilden Ochsenarten gefunden hat. Diese Vermischung würde das Vieh gewiß verbessern, da es keine elendere Race, als die langbeinigten Kapochsen geben kann.

Am Abend des 18. kamen wir bei der Zwartkops-

der Algoabai *) an und fanden die königliche Brigantine Hoffnung vor Anker. Die Bai ist nach allen Seiten offen, und auf keine Weise vor den Winden gedeckt; der Boden ist indessen überall sandig, und guter Ankergrund. Die Schiffe können eine Meile von dem gewöhnlichen Ankerplatze, welcher auf der Westseite der Bai liegt, mit fünf Faden Grund finden; aber größere Fahrzeuge müssen sich weiter von der Küste entfernt halten, wegen der starken Brandung, welche von Osten her beständig hereinbricht. Die Breite des Landungsplatzes ist 33° 60′ südlich, und die Länge 26° 53′ östlich von Greenwich; die Entfernung vom Kap beträgt in gerader Linie 500 englische Meilen. Die Fluthzeit ist bei vollem Monde, und dessen Wechsel um 3 Uhr und die Höhe sechs bis sieben Fuß.

Die Größe der Bai vom westlichen Vorgebirge bis zu dem Punkte östlich, wo die Krümmung aufhört, be-

*) Nach des Verf. Angaben hat dieser Meerbusen eine ganz andere Lage, als auf allen bisher vom Kap vorhandenen Special-Charten. Nach diesen liegt die Algoa-Bai in der Nachbarschaft des Keurebromsflusses, sie heißt aber auf Barrows Charte Plettenbergs-Bai. Seine Algoa- oder Swartkops-Bai liegt weiter ostwärts, jenseit Krakakamma, und der Sonntagsfluß fällt nach ihm in diesen Meerbusen. Da wie es scheint, seine Vorgänger die Küste von Südafrika nach alten nicht ganz zuverlässigen Charten dargestellt haben, unser Verfasser hingegen die Lage und Beschaffenheit dieses Meerbusens genau bestimmt, auch seine Abbildung der Küste ganz von allen früheren Charten abweicht, so müssen wir ihm in dieser Weltgegend so lange als Führer folgen, bis ein anderer seine Angaben widerlegt oder bestätigt.

trägt 20 Meilen, und das Ufer ist ein weicher, feiner Sand. Die Flüsse, welche sich in die Bucht ergießen, sind der Zwartkops, Kooka und Sonntagsfluß. Die Mündungen dieser Flüsse sind durch Sandbänke versperrt, welche der Strom, wenn er anschwillt, durchreißt, und der erste Südostwind wieder vorschiebt, der zu gleicher Zeit eine Menge Salzwasser in den Fluß treibt. Dicht am Landungsplatze ist eine Quelle mit vortrefflichem Wasser, auf der einen Seite von Sandhügeln, und auf der andern mit einem hohen Ufer eingeschlossen. Dieses eingeschlossene Bette ist über 4000 Fuß lang, und 500 breit. Es besteht aus vortrefflichem Boden, neigt sich sanft gegen die Küste, und ist die glücklichste Lage für ein kleines Fischerdorf, die man sich vorstellen kann.

Die Zwartkops-Bai ist auch in der That sehr vortheilhaft zum Fischfange. Die Bucht hat Ueberfluß an schwarzen Wallfischen und allen Arten der besten Küstenfische von Südafrika, und der Salzsee würde Ueberfluß an gutem Baisalz liefern. Noch vortheilhafter würde dieser Ort für den Handel, und zumal für die ostindische Compagnie seyn, wenn hier die Einrichtung getroffen würde, Fische und Rindfleisch einzusalzen. Die schlechte Beschaffenheit des Rindfleisches am Kap ist schon oben bemerkt worden; aber das Rindvieh in dieser Gegend ist, von den Schneebergen bis zur Küste, gewöhnlich gut, läßt sich sehr gut einsalzen und hält sich eben so lange, als das europäische. Wenn die Fleischer am Kap das Rindfleisch für die Armee das Pfund für 16 teutsche Pfennige liefern können, nachdem sie das Vieh auf ihre

Kosten fünf bis sieben hundert Meilen weit getrieben, und beinahe die Hälfte des Gewichts daran verloren haben, so kann man leicht einsehen, wie wohlfeil man Schiffe in Zwartkops-Bai mit Fleisch versehen könnte: aber, wollte man das Fleisch hier bereiten, und auf Küstenfahrzeugen nach dem Kap bringen, so würde das Pfund dort unter vier Groschen (six pence) kosten. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar, und man würde das Korn, in beliebiger Menge, für einen Thaler den Bushel (oder englischen Scheffel) kaufen können. Häute und Felle könnte man gleichfalls einsalzen und ausführen. Die Felle der wilden Antilopen geben, schon nach der rohen Behandlung der Bauern, sehr schönes Leder; da die Haut der wilden Thiere an Stärke und Dauer die der zahmen weit übertrifft.

Etwa funfzehn Meilen westlich, und dicht am Seeufer waren viele tausend Morgen Land dick mit Waldbäumen bewachsen. Das gewöhnlichste war Geel-Hout oder gelb Holz (taxus elongatus), welchen Thunberg für ilex crocea hält. Diese Bäume wachsen zu der erstaunenden Größe von 10 Fuß Durchmesser und 30 bis 40 Fuß Höhe bis zu dem ersten Aste. Das Holz ist sehr gut zu gebrauchen, darf aber nicht der Luft ausgesetzt werden. Nach dem gelben Holze ist das Eisenholz (Sideroxylon) das häufigste, und wächst zu der Dicke von 3 Fuß und einer sehr großen Höhe. Das Holz dieses Baums ist dicht, schwer und hart. Hassagai-Holz (curtesia faginea nach dem hortus Kewensis) ist ein schöner Baum von der Größe der Eiche, und wird zu den Radfelgen, Speichen und vielem andern Hausrath

gebraucht. Das Holz ist feiner und dunkler, als Mahagony. Stink-hout oder Stinkholz hat seinen Namen von einem üblen Geruche, den es ausdünstet, und den es behält, bis es gebeizt ist. Es erreicht die Höhe des gelben Holzes und ist bei weitem das beste im ganzen Lande. Farbe und Dichtigkeit ist ohngefähr wie beim Wallnußbaume, und aus den alten Bäumen wird vortreffliche Tischler-Arbeit verfertiget; es scheint auch zum Schiffbau sehr gut zu gebrauchen. Das Stinkholz ist die einheimische Eiche von Afrika, und wahrscheinlich die einzige Art, die sich in diesem Welttheile findet: man könnte es daher nicht unschicklich quercus africana nennen. *) Verschiedene andere Bäume, welche Bauholz liefern, wuchsen hier, und an andern Orten der südlichen Küste in der Anzahl von mehr als vierzig verschiedenen Arten, welche alle in einem der folgenden Kapitel erwähnt werden sollen. Demohngeachtet beklagt man sich in der Kapstadt allgemein über Mangel an Holz und den ungeheuren Preis desselben.

Wir fanden außer den Waldbäumen eine große Menge kleinerer zu Pfählen, und die ganze Küste war

*) Nach L. de Grandpré, der seiner Voyage à la côte occidentale d'Afrique fait dans les années 1786 et 1787. Paris 1801. T. I. II., am Ende des zweiten Theils eine Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung angehängt hat, welches er in den angeführten Jahren besuchte, ist diese Eiche derselbe Baum, der in Indien Teck (Tectona grandis) genannt wird. Sein Holz dient zum Schiffbau, auch wird es am Kap zu Weinfässern benutzt. Grandpré II. p. 112.

über eine Tagereise westlich von Zwart-kops-Bai mit dickem Gebüsch bedeckt. Der größte Theil der afrikanischen Wälder ist mit einer Art Lichen angefüllt, welches die Bäume ganz überzieht, und von den Aesten in drei Fuß langen Büscheln niederhängt. Vorzüglich fand es sich auf dem gelben Holze, und hinderte augenscheinlich den Wachsthum der Aeste.

Mitten in diesen Wäldern sind die elenden Hütten der Viehhändler wahre Bilder des Mangels und der Dürftigkeit. Vier elende Lehmwände mit einigen viereckigen Löchern, um das Licht herein zu lassen, eine geflochtene Thür, und ein paar Stangen, welche das Binsendach halten, bilden die Wohnung eines Bauers, der oft einige tausend Schaafe und einige hundert Kühe besitzt. Das Rindvieh ist an dieser Stelle weder so gut und fett, als höher hinauf, noch sind die Schaafe so gut, als in Camdeboo. Ein Hauptartikel ihres Handels ist die Butter. Eine afrikanische Kuh giebt, wegen der schlechten Race oder wegen des Futters und der Einwirkung des Klima, nur sehr wenige und dünne Milch; vier Kannen täglich hält man fürs höchste, und gewöhnlich geben die Kühe, selbst zur Milchzeit, nur die Hälfte. Die Butter ist zuweilen sehr gut; aber, da man die sämmtliche Milch in das Butterfaß gießt, ohne den Rahm abzusondern, so ist sie öfters schlecht; auch beobachtet man, bei dem ganzen Verfahren, nicht die geringste Reinlichkeit.

Das Land um Zwart-kops-Bai scheint sehr gut zum Ackerbau zu seyn. Die Bauern bemühen sich nicht, das Land zu düngen, und haben doch gewöhnlich 30 bis

40fache Aerndte; besonders wenn Wasser über das Land geleitet werden kann. Bei fettigem, thonigtem Acker benutzen sie zuweilen den Schaafmist, um den Boden lockerer zu machen. Wie wenig der Dünger geachtet wird, sieht man aus den großen Misthaufen, welche an den Orten, wo das Vieh des Nachts zur Sicherheit eingeschlossen wird, aufgethürmt liegen. Diese Ställe sind runde oder viereckigte Plätze, welche mit todten Hecken von den Mimosa-Dornen umgeben sind, und Kraals genannt werden, welchen Namen man auch den Dörfern der Hottentotten oder Kaffern giebt. Der Boden solcher Kraals war zuweilen zwölf Fuß hoch mit Mist bedeckt; und dies ist nicht die einzige Unannehmlichkeit bei den Hütten der holländischen Bauern.

Die große Fruchtbarkeit des Landes ist nicht im Stande die Bauern zu bewegen, den Ackerbau auch nur etwas zu erweitern; da sie nicht im Stande sind, ihren Ueberfluß zu verkaufen, bis ein Küstenhandel Statt findet. Sie würden den Scheffel Waizen gern für 21 Groschen nach Zwart-kops Bai liefern. Der Kapwaizen hat große volle Aehren und ein Bushel wiegt gewöhnlich 61 bis 65 Pfund. Seit der Einnahme des Kaps ist eine geringe Quantität nach Europa geschickt worden, welcher auf dem Londner Markte theurer als der beste englische Waizen verkauft wurde. *)

*) Man machte auch in Holland in den theuren Jahren 1771 und 1772 Versuche, mit Waizen vom Kap das Mutterland zu versorgen. Allein wegen der theuren Fracht ist diese Einfuhr nicht weiter im Großen fortgesetzt worden, obgleich

Das Thal, durch welches der Zwart-kops-Fluß läuft, ist ein fruchtbarer Strich Landes, der größtentheils unter Wasser gesetzt werden kann. Es ist zwanzig Meilen lang und zwei bis drei Meilen breit. Die Hügel welche auf beiden Seiten sich allmählig erheben, zeigen einen ununterbrochenen Wald von immergrünen Pflanzen, die der Größe nach ein Mittelding zwischen Bäumen und Sträuchen waren. Die Crassula, mehrere Arten Aloe, die Euphorbia und andre Saftpflanzen waren mit den Gebüschen vermischt. Das ganze Thal ist unter vier Familien vertheilt, deren jede nicht weniger als 4000 englische Morgen Land besitzt, die waldigten Hügel ungerechnet. Die Bauern haben indeß, mit diesem ungeheuern Stücke noch nicht zufrieden, mehrere Versuche gemacht, den Wald niederzubrennen, damit das Vieh bequemer zu dem süßen Grase kommen könnte; bis jetzt sind aber alle Versuche fruchtlos gewesen. Sobald als die Saftpflanzen, vorzüglich die großen Aloen und Euphorbien heiß wurden, zerplatzten die Stämme von der Ausdehnung der eingeschloßnen Luft, und der Saft strömte hervor und löschte das Feuer aus.

An einer Stelle des Thals war ein ziemlich großer Sumpf, der sich durch einen einzigen Graben in eine schöne Wiese verwandeln ließe. Eine ungeheure Menge ägyptische und Berggänse, Schnepfen und Enten be-

das Kap unter der holländischen Regierung Isle de France, Ceylon und Batavia mit Getraide zu versorgen pflegt. Batavia allein erhielt gewöhnlich 20,000 Mudden Waizen. Mudde ist ein Getraidemaas, das gewöhnlich 180 Pfund wiegt.

wenig nachgiebt. Die Bauern ziehen es allem andern Leder vor, um Riemen zum Wagengeschirr daraus zu machen. Das Fleisch ist zu grobfaserig zum Essen, indessen salzt man es für die Hottentotten ein. Es ist merkwürdig genug, daß die Zähne dieser Art Büffel so lose in den Kinnladen stehen sollen, daß sie ihnen im Kopfe klappern.

Der Löwe wagt oft ein Gefecht mit dem Büffel und gewinnt jedesmal. Dies hat er aber bloß seiner List zu danken, indem er ihn niemals im offenen Felde angreift. Er liegt im Gebüsch, bis sich eine glückliche Gelegenheit findet, auf den Büffel loszuspringen und seine Zähne ihm in die Kehle zu setzen. Dann haut er die Klauen in sein Gesicht, reißt ihn bei den Hörnern nieder, und hält ihn in dieser Lage fest, bis er sich verblutet. Ein solcher Kampf würde ein würdiger Gegenstand für einen Meisterpinsel seyn.

Da die Holländer sich nicht die Mühe gegeben haben, das Zebra und Quacha zu zähmen, so kann man sich noch weniger wundern, daß sie keinen Versuch mit dem fürchterlichen Büffel gemacht haben. Jedes andere Volk, welches 150 Jahre im Besitz des Kaps gewesen wäre, würde es bewirkt haben. Ein Männchen, das man sehr jung einfienge, und mit dem Viehe aufzöge, würde sich gewiß mit den Kühen vermischen, wie man wenigstens bei den übrigen wilden Ochsenarten gefunden hat. Diese Vermischung würde das Vieh gewiß verbessern, da es keine elendere Race, als die langbeinigten Kapochsen geben kann.

Am Abend des 18. kamen wir bei der Zwartkops-

r daß sie dunkelbrauner und etwas größer aussieht, r hier gleichfalls sehr häufig: in dem Gesichte hatte zwei gelbe Striche. Wir trafen auch das schöne kleine ier, welches die Zwerg-Antelope (Pygmaea) genannt ch. Das kleine Guineische Reh (Moschus Pygmaeus) sgenommen, ist die Zwerg-Antelope das kleinste hier mit Hufen. Es ist neun bis zwölf Zoll hoch, n den Seiten hellbraun, und auf dem Rücken bläulich-raun von Farbe. Die Hörner sind anderthalb Zoll ng, gerade und parallel, schwarz und glänzend wie Marmor; es ist sanft und unschädlich. Der Buschbock (Antelope silvatica) mit seinen weißgefleckten Schenkeln war sehr häufig im Gebüsch, und auf den Ebenen schwärmten Griesböcke, Steinböcke und Taucherböcke umher.

Von Wasservögeln gab es hier, außer den schon erwähnten Enten und Gänsen, eine große Menge Flamingos, Pelicane und mehrere Arten Kraniche; Rebhühner, Fasanen und Trappen waren gleichfalls häufig. Der Vogel, den man am Kap Fasan nennt, ist eigentlich ein Feldhuhn (Tetrao) mit sehr starken Spornen an den Füßen und zwei diesen ähnlichen Auswüchsen unter dem Kniegelenke. Außer den beiden Trappenarten, die man in der Colonie Korhaans nennt, war hier noch eine dritte Gattung, welche eine der schönsten südafrikanischen Vögel, und ungeachtet seiner Menge noch nicht beschrieben ist. Man nennt ihn hier den wilden Pfau, einen Namen, den er mit der ardea pavonina gemein hat. Er ist vom Geschlechte der Otis, und beinahe so groß als der Norfolkische Trappe. Die Federn am Halse

Kromme, Camtoos, van Staatens und andere kleinere Flüsse ergießen. An der Mündung der Kromme oder des krummen Flusses können zwei bis drei Schiffe ziemlich vor allen Winden, den Südost ausgenommen, gedeckt liegen. Das Land umher ist mit dickem Gebüsch und hie und da mit Waldbäumen bedeckt. An der Mündung des van Staaten-Flusses fanden wir, in einer tiefen Höhle, eine Art Bleiglanz. Die Masse schien nicht würflich krystallisirt, sondern war bei einigen Stücken gekörnt, und die Oberfläche einiger andern hatte keine Facetten. Diese Art von Bleiglanz wird zuweilen weisses Silbererz genannt, da es in ziemlicher Menge Silber enthält. Es ist bekannt, daß alle Bleierze mehr oder weniger mit Silber versetzt sind, und die am meisten, welche die unregelmäßigste Bildung haben; indem das Silber die eigenthümliche Krystallisation des Bleies gestört hat, welche, bei vollkommner Reinheit, ein regelmäßiger Cubus seyn würde. Der Erzgang war drei Zoll breit und einen Zoll dick, und schien nach beiden Richtungen zuzunehmen, je mehr sie sich unter dem Felsen verlor. Die Matrix war quarziger Sandstein, von gelber Farbe und zellenförmigem Baue; er war rauh anzufühlen und zerbrechlich.

Der holländische Major van Prehn hat ehedem einige Experimente im Groben über dieselbe Bleierzader angestellt, welche bewiesen, daß sie sehr viel Silber enthält. Nach diesen Versuchen geben 200 Pfund Erz 100 Pfund reines Blei und ein halbes Pfund Silber. Sollte sich dies bestätigen, so würde es der Colonie zum grossen Vortheile gereichen. Die Bleiminen liegen freilich

gewöhnlich sehr tief unter der Erde, und ihre Bearbeitung ist mit vieler Mühe und großen Kosten verknüpft. Da aber diese Ader so reichhaltig ist, und sich so nahe an der Oberfläche zeigt, so läßt sich vermuthen, daß sie nicht sehr tief verborgen liegt, und mit großem Vortheile zu bearbeiten wäre. Das Land umher ist einer solchen Unternehmung sehr günstig; Holz ist zum Bauen und Brennen in solchem Ueberflusse vorhanden, daß es eine lange Zeit hinreichen würde. Zwei Ströme Wasser vereinigen sich im Grunde des Thals. Das Land würde Vieh und Korn für die Arbeiter im Ueberflusse liefern können, und die Mine ist nur fünf Meilen von der Mündung des van-Staaten-Flusses entfernt.

Nachdem wir unsere Bemerkungen über die Zwartkops-Bai und das benachbarte Land vollendet hatten, richteten wir unsern Weg östlich, längs der Seeküste, bis zu dem Orte, wo sich die Kaffern am häufigsten aufhalten sollten. Ein alter Hottentotte, der als Dollmetscher zwischen dem Landdroste von Graafreynet und den Anführern der Kaffern gedient hatte, traf der Verabredung gemäß mit seinem Gefolge, welches aus einem halben Dutzend seiner Landsleute bestand, hier ein; der Landdrost überreichte ihm, als er ankam, einen Amtsstab, oder einen langen Stock mit einem kupfernen Knopfe, worauf des Königs Wappen gestochen war. Durch einen solchen Stab ward ein Hottentotte zur Zeit der Holländer zum Capitain gemacht, und durch die Menge Capitaine ward der Untergang ihrer Horden sehr beschleunigt. Jetzt existiren sie nicht mehr, sondern sind mit ihren Hottentotten gänzlich verschwunden, unser al-

ter Capitän Haasbeck kommandirt ganz allein im Graa reynet.

Wenn wir den Reisenden vor 20 Jahren glauben wollen, so wimmelte zu der Zeit das Land hinter dem Camtoos-Flusse von Hottentotten Kraals, deren Einwohner sich bei Hunderten versammelten. Einige dieser Dörfer glaubten wir noch in diesem entlegenen, um so wenig bevölkerten Theile der Colonie zu finden, wir stießen aber auf kein einziges. In dem ganzen großen Districte Graafreynet ist nicht eine einzige Horde freier Hottentotten, und vielleicht nicht zwanzig Einzelne, die außer dem Dienste der Holländer leben. Dieses schwache, hülflose Volk, welches jetzt vielleicht das unglücklichste auf der Welt ist, hat nach dem Verluste seines Landes und seiner Freiheit eine Existenz erhalten, welche der Sklaverei wenig nachsteht. Lange wird dieser Zustand indessen nicht dauern; sondern die Hottentotten werden bald ausgestorben und vergessen seyn. Ihre Anzahl hat in den letzten Jahren sehr abgenommen.

Man hat allgemein bemerkt, daß in den europäischen Colonien die weniger kultivirten Eingebornen allmählig vermindert und zuletzt verschwunden sind. Zu der Abnahme der Hottentotten haben mehrere Ursachen beigetragen. Der unpolitische Gebrauch, in Familien zusammen zu leben und nicht aus ihren Horden heraus zu heurathen, hat ohne Zweifel die Race entnervt, und zu dem trägen kraftlosen Zustande heruntergebracht, wo sie fast nicht im Stande sind, sich fortzupflanzen. Hierzu kommt ihre große Armuth, Mangel an hinreichenden Lebensmitteln und beständige Niedergeschlagenheit, die

n der grausamen Behandlung der unmenschlichen auern herrührt. Da diese merkten, daß sie zu weit n dem Sitze der Regierung entfernt wohnten, als daß nöthig hätten, sich vor Strafe zu fürchten, so übten auf eine barbarische Art unumschränkte Gewalt über ese Unglücklichen aus, welche in die Nothwendigkeit ersetzt waren, um einen Bissen Brod von ihnen abzuringen. Es giebt keinen Grad der Grausamkeit, welche an gegen die westindischen Sklaven ausgeübt hat, von er sich nicht ähnliche Beispiele bei den holländischen auern, in den entferntern Theilen der Colonie, fänden. Es war eine der gelindesten Strafen, die Hottenotten mit Riemen aus Rhinoceros- oder Wallroßhaut zu hauen, obgleich diese Art Peitschen, welche sie Schambos nennen, hart einschneiden und so schwer wie Blei sind. Die Bauern in der Nähe des Camtoosflusses pflegten sogar den Hottentotten seinen Schroot in die Waden und Lenden zu schießen. Todtschläge sind nicht selten und Folge einer augenblicklichen Wuth. Dies macht bei dem Bauer wenig aus: denn ob er sie gleich als Sklaven behandeln darf, so kann er sie doch nicht verkaufen, und dadurch hat bei ihm das Leben des Hottentotten noch weniger Werth.

Bei zu kleinen Vergehungen, wodurch sich der Bauer nicht aus seinem Phlegma bringen läßt, zeigt er bei der Bestrafung der Sklaven und Hottentotten eine Kälte und Gelassenheit, welche höchst lächerlich, und zugleich ein Zeichen seiner Fühllosigkeit ist. Er mißt die Prügel, die er ihnen giebt, nicht nach der Zahl, sondern nach der Zeit, und da sie keine Uhren haben, rechnet er

nach Pfeifen Tabak. Selbst die holländische Regierung in Malacca hat, nach dem ungedruckten Tagebuche eines englischen Offiziers, welcher bei der Expedition gegen diese Niederlassung war, dieselbe Methode, nach Pfeifen zu peitschen, eingeführt, und der Fiskal oder einer der Unterrichter sind die Raucher bei solchen Gelegenheiten.

Nach einem Gesetze der vorigen Regierung hatte ein Bauer das Recht, alle Kinder der Hottentotten, die er in ihren jüngern Jahren ernährt hatte, in seinen Diensten zu behalten, bis sie fünf und zwanzig Jahr alt werden. Sobald diese Zeit verflossen ist, kann man zehn gegen eins wetten, daß der Bauer sie dennoch nicht losläßt. Der Hottentott weiß nichts von seinem Alter, und obgleich dem Bauer befohlen ist, den Geburtstag solcher Kinder, welche er zu Sklaven machen will, aufzeichnen zu lassen, so haben doch die Hottentotten, da sie oft zehn bis zwölf Tagereisen von der Drostei entfernt sind, selten Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob ihre Sklaverei vorbei ist; und, in der That ist es nur ein Zufall, wenn sie von diesem Gesetze etwas wissen. Sollten sie glücklich genug seyn, nach verflossner Zeit loszukommen, so ist der größte Theil ihres Lebens in Sklaverei verflossen, und sie müssen, am Abend ihrer Jahre (denn ein Hottentott wird im dreißigsten Jahre alt) ohne ein Stück Eigenthum, außer ihr Schaaffell, zu besitzen, sich umher treiben.

Der Zustand derer, welche sich jahrweise verdingen, ist wenig besser. Wenn sie Familien haben, errichten sie kleine Strohhütten für sie bei dem Bauerhause, die

Kinder muntert man auf, sich bei den Bauern ihre wenige Nahrung geben zu lassen. Dies ist hinreichend, um, in der Folge, Ansprüche auf sie zu machen; und, wenn die Aeltern am Ende der Dienstzeit ihren Abschied verlangen, so läßt sie der Bauer gehen, jagt sie auch wohl weg, und behält die Kinder.

Die unverheuratheten stehen sich etwas, aber wenig besser, als die übrigen. Der elende Sold, um den sie dienen, wird bei der geringsten Gelegenheit zurückbehalten; wenn ein Ochs oder ein Schaaf fehlt, muß es der Hottentott ersetzen, und man läßt ihn nicht eher gehen, bis er es abverdient hat. Ein Ochs, ein paar Kühe, oder ein Dutzend Schaafe, welche zwölf bis sechzehn Thaler werth sind, machen gewöhnlich den Lohn für ein ganzes Jahr aus, und oft macht der Bauer eine Gegenrechnung, für Tabak oder Branntewein, welche eben so viel beträgt.

Bei solchen Umständen sieht man bald, daß die Hottentotten wenig Lust zum Heurathen haben können. Die, welche sich verheurathen, haben selten mehr, als zwei bis drei Kinder, und viele Weiber sind ganz unfruchtbar. Dies ist indeß nicht der Fall bei der Verbindung einer Hottentottin mit einem Weißen, die Früchte solcher Verbindungen sind nicht allein sehr zahlreich, sondern auch sehr von den Hottentotten verschieden: die Männer werden sechs Fuß hoch, und verhältnißmäßig stark, und die Weiber sehen wohl aus, und sind klug und lebhaft. Diese Race, welche Bastarde genannt wird, verheurathen sich gewöhnlich unter einander oder mit Schwarzen, aber selten mit Hottentot-

wohnten das Schilf des Morastes, und thaten dem Korne beträchtlichen Schaden. Ich sahe ein Feld, welches, buchstäblich, ganz von ihnen bedeckt war, und sie waren zu dreist, um durch Flintenschüsse verjagt zu werden. Die Büffel steigen gleichfalls des Nachts von den Bergen herab, und richten große Verwüstungen an; diese lassen sich aber durch einen Flintenschuß verscheuchen.

In dem Sumpfe versteckte sich auch eine Menge Rietböcke (die rothe Ziege), welche Antelopen- oder Ziegengattung noch nicht beschrieben zu seyn scheint. Der Farbe und Gestalt nach kommt das Männchen der Leucophäa oder blauen Antelope sehr nahe. Seine Hörner sind neun bis zwölf Zoll lang; an den Spitzen etwas vorwärts gebogen und ein Viertel ihrer Länge von unten geringelt. Von der Kehle bis zur Brust läuft eine kurze Mähne, welcher Umstand es wahrscheinlich macht, daß das Thier zum Ziegengeschlechte gehört. Es scheint willkührlich, wozu man es rechnen will, da die Natur es nicht bestimmt hat. Es ist ein sehr seltnes Thier, welches in den wenigsten Theilen der Colonie bekannt ist. *)

Eine andere Art Antelopen, welche die Hottentotten Drabie nennen, und dem Steinbocke sehr ähnlich ist, nur

*) Der Name Rietbock heißt vielmehr Rohr- oder Sumpfbock. So nennt ihn auch Sparrmann S. 518. Er bezeugt ebenfalls die Seltenheit dieses Thieres, und hat es nicht naturhistorisch bestimmen können, weil er es nur ein einzigesmal sahe.

ieht, und qushaucht. Es klingt wie
entfernten Musik, ohne daß man
hört, und heißt Gaura.

von den wenigen Hottentotten,
netscher in Graaffreynet un-
d theils von der Jagd,
er in der Sklaverei leb-
ayntjes Hoogte. Diese Män-
. Waffen ihrer Nation, Bogen und
giftete Pfeilen. Der Bogen war ein ge-
uck Holz vom Guerriboſch (wahrscheinlich eine
Rhus oder Gärberbaum), und zuweilen benutzt man
auch das Haassagai-Holz dazu. Die Sehne war drei
Fuß lang, und aus den Rückenmuskeln des Springbocks
geflochten. Der Köcher war der Stamm einer Aloe,
und die Pfeile waren aus Schilf, und das eine Ende
aus den sehr harten und glatten Knochen von den Füßen
der Strauße, von runder Gestalt, und über fünf Zoll
lang. Dies sollte dem Pfeile Gewicht, Stärke und
leichtes Eindringen verschaffen. Am Ende des Knochens
war ein kleines, spitziges Stück Eisen von dreieckiger
Gestalt befestigt, und durch die Sehnen, welche die
Spitze an den Knochen hefteten, ward auch das Gift,
in der Gestalt von einem Firniß, festgehalten. Die
Sehne vereinigte zugleich einen scharfen Widerhaken von
zugespitzten Federn mit der Pfeilspitze, wodurch nicht
allein das Herausziehen erschwert, sondern auch das
Fleisch zerrissen, und der Eingang des Giftes in das
Blut erleichtert wird. Die ganze Länge des Pfeils
betrug nur zwei Fuß.

Es giebt mehrere Pflanzen in Südafrika, aus denen die Hottentotten ihr Gift nehmen, indem sie die Blätter oder Aeste zerdrücken, und den Saft durch Einkochen oder die Sonnenhitze verdicken; aber das Gift aus den Köpfen der Schlangen mit dem Safte eines gewissen Zwiebelgewächses vermischt, wird am häufigsten gebraucht. Diese alten Männer hatten ein Harte beest mit einem vergifteten Pfeile im Schenkel verwundet und getödtet. Das Thier war eine halbe Stunde gelaufen, ehe es fiel; sobald das Wild von einem vergifteten Pfeile verwundet ist, schneiden sie das Fleisch rund herum aus, und drücken alles Blut aus dem Körper, wo sie es dann ohne Schaden genießen können.

Die alten Sitten und der ursprüngliche Charakter dieses merkwürdigen Volkes haben sich ohne Zweifel, seit ihrer Verbindung mit den Colonisten, sehr verändert, und je näher sie sich bei der Hauptstadt und den bewohntesten Gegenden aufhalten, desto weniger ist ihnen davon übrig geblieben. Wenn sie jemals eine gesetzliche Verbindung, Gebräuche und religiöse Ceremonien gehabt haben, von denen viele durch die alten und neuen Reisenden so verstellt sind, daß ihre Lächerlichkeit strenge Zweifel dagegen erregt, so haben sie solche doch jetzt verloren, sogar der Name, den man ihnen gegeben hat, ist gänzlich erdichtet. Das Wort Hottentott hat in ihrer Sprache gar keine Bedeutung, und sie haben den Namen bloß angenommen, weil sie ihn für ein holländisches Wort halten. Als sie noch über die ganze Südspitze von Afrika verbreitet waren, hatte jede Horde ihren eigenen Namen, aber der, womit

man die ganze Nation bezeichnete, und den sie noch überall führen, ist Qualquae. Durch das Zusammenleben in besondern Stämmen, und durch die Vermischung mit andern Völkern, unterscheiden sich die Hottentotten der verschiedenen Districte beträchtlich von einander. Da dieser Theil des Landes, in dem wir jetzt waren, am spätesten von den Kolonisten besetzt war, so haben die Hottentotten darin ihren Originalcharakter wahrscheinlich noch am meisten erhalten, und auf diese beziehen sich die folgenden Bemerkungen.

So tief sie auch auf der Stufenfolge der Menschheit gesunken sind, so ist ihr Charakter doch sehr verstellt worden; obgleich der Anblick eines Hottentotten kein günstiges Vorurtheil erregt, so ist dies doch bei den lächerlichen und falschen Nachrichten, mit welchen man das Publikum betrogen hat, nicht ganz gegründet. Sie sind ein sanftes, ruhiges und furchtsames Volk, ganz unschädlich, ehrlich und treu, und ob sie gleich äußerst viel Phlegma besitzen, lieben sie doch einander und sind starker Anhänglichkeit fähig. Ein Hottentotte würde seinen letzten Bissen mit seinen Kameraden theilen. Sie besitzen wenig von der List und Verschlagenheit, die man gewöhnlich bei den Wilden antrifft. Wenn man sie eines Verbrechens beschuldiget, das sie wirklich begangen haben, so gestehen sie es gewöhnlich sogleich. Selten zanken sie sich, oder schimpfen einander; ob sie gleich von Natur furchtsam sind, so gehen sie muthig in Gefahren, wenn ihre Häupter sie anführen und ertragen alle Beschwerden sehr geduldig. Es fehlt ihnen keineswegs an Anlagen, aber wohl an Gelegenheit, sie aus-

zubilden, welches der Hauptgrund ihres Verfalls ist. Die Trägheit der Hottentotten ist ein wahres Uebel, dessen einziges Gegenmittel Furcht zu seyn scheint. Hunger ist nicht im Stande sie zu überwinden; ehe sie sich durch die Jagd oder Ausgraben der Wurzeln Nahrungsmittel verschaffen, fasten sie lieber den ganzen Tag, so lange sie nur schlafen können. Dies ereignete sich oft während unserer Reise, wo unsere Hottentotten lieber den ganzen Tag, ohne einen Bissen Nahrung zubrachten, ehe sie eine halbe Meile nach einem Schaafe gegangen wären. Ob sie gleich so gut den Hunger ertragen können, sind sie doch zu gleicher Zeit die gefräßigsten Menschen von der Welt; zehen unser Hottentotten aßen einen Ochsen mittlerer Größe, bis auf die Hinterkeulen, in drei Tagen. Sie hatten aber in dieser Zeit wenig geschlafen, und zwei Tage vorher gefastet. Ihr Leben besteht aus Essen und Schlafen: wenn sie das Eine nicht haben können, helfen sie sich augenblicklich mit dem Andern.

Ihre Art zu essen, zeigt ihre Gierigkeit an; wenn sie von dem Thiere ein schmales Stück geschnitten haben, drehen sie es mit dem Messer so lange herum, bis sie einen zwei bis drei Ellen langen Faden oder Riemen von Fleisch erhalten. Das ganze Thier wird augenblicklich in solche Stücke geschnitten, und während sich einige damit beschäftigen und die Stücken auf das Gebüsch hängen, braten sie die andern auf Kohlen. Sobald das Fleisch nur eben warm ist, fassen sie es in beide Hände, stecken das eine Ende des Streifens in den Mund, und haben in kurzer Zeit eine Elle hinter-

geschlungen. Die Asche des grünen Holzes, welche am Fleische hängen bleibt, dient zum Salz. Sobald das Fleisch verzehrt ist, reinigen sie die Hände, indem sie sie an ihrem Leibe abwischen. Wenn das Fett sich auf diese Art ein Jahr lang gesammelt hat, und mit Staub und Schmutz vermischt ist, so überzieht es zuletzt den Körper mit einer dicken, schwarzen Rinde, welche die wahre Farbe ihrer Haut gänzlich verbirgt. Diese entdeckt man bloß in dem Gesichte, und an den Händen, welche sie durch Reiben mit Kuhmist etwas reinlicher halten. Durch diesen wird das Fett weggeschafft, welches mit Wasser nicht abzuspülen wäre.

Der Anzug eines Hottentotten ist sehr einfach; er besteht aus einer Art Gürtel von Thierfellen. Von diesem Gürtel hängt eine Schürze von Schakalhaut herab. Die Gestalt der Schürze ist wie ein durchgeschnittner Kegel und die erhabene und behaarte Seite auswendig. Die Absicht dieser Schürze ist, die Theile, welche bei den meisten Völkern bedeckt sind, zu verhüllen; aber wenige Nationen haben dazu ein schlechteres Mittel gewählt, als die Hottentotten. Wenn Schaamhaftigkeit die wahre Absicht war, so müssen sie diesen Zweck ganz vergessen haben; indem die Schürze, wie diese von ihnen getragen wird, einer der unanständigsten Gegenstände ist. Von dem hintern Theile des Gürtels hängt ein Stück getrockneter Haut bis zur Mitte des Schenkels herunter, welcher die Gestalt eines gleichschenklichten Dreiecks hat. Einige tragen zwei solcher Felle; sie sind aber keine bessere Bedeckung als die vorigen, denn, wenn der Hottentott geschwinde geht, fliegen sie von einer Seite zur

ondern, so daß sie keinen Theil verbergen. Dies scheint aber auch nicht die Absicht gewesen zu seyn. Da die Natur den meisten Thieren einen Schwanz gegeben um sich bei heißem Wetter damit zu fächeln und die Insekten zu verjagen, aber die Hottentotten ohne denselben gelassen hat, so hat er sich einen künstlichen zu verschaffen gewußt. Dies macht ihren ganzen Sommeranzug aus. Ein rechter Stutzer trägt allenfalls noch eine Schnur Korallen oder einen kupfernen Ring um das Handgelenk; aber eigentlich gehören doch solche Zierarten dem andern Geschlechte.

Die hottentottischen Weiber haben durch ihre Putzliebe, die sie mit den Weiben der ganzen Welt gemein haben, den Untergang ihrer Männer beschleunigt, den diese durch ihre Wuth für Branntewein und Tabak sich bereitet hatten. Diese beiden Artikel und Glaskorallen wurden gegen Vieh eingetauscht: unnütze und sogar schädliche Dinge gegen ihren einzigen Unterhalt. Die Riemen von trocknen Häuten, welche sonst ihre Füße, als Schutz gegen den Biß giftiger Insekten umgaben, wurden verächtlich weggeworfen und Glaskorallen an ihre Stelle gesetzt. Was bis jetzt die Nothwendigkeit und die Vorsicht angenommen hatte, mußte der Mode Platz machen. Ihre Hälse, Arme und Beine wurden mit Glaskorallen überhäuft; aber die größten und buntesten wurden zu der kleinen, acht Zoll breiten, Schürze gebraucht, die von den Hüften bis an die Hälfte der Lenden reicht. Auf diesen Theil ihres Putzes verwenden die Weiber sehr viel Mühe. Große metallne Knöpfe, Porzellainmuscheln, mit den Oeffnungen auswärts

wärts gekehrt, und alles, was in die Augen fällt, wird um diese Schürze befestigt. Die Weiber, welche keine Glaskorallen haben, oder nicht eitel genug sind, tragen eine andere Art derselben, welche sehr sonderbar aussieht. Es ist ein Bündel Riemen, welcher zwischen den Schenkeln hängt, und bis zu der Hälfte heruntereicht, so daß die äußeren Theile der Lenden ganz bloß bleiben; oft sind die Riemen zu dünn, und ihrer zu wenig, als daß sie den Zweck der Verhüllung erfüllen könnten. Anstatt des Schwanzes, den die Männer tragen, haben die Weiber ein Schaaffell, das den Hintertheil des Körpers von den Hüften, bis beinahe ans Knie bedeckt. Das Klappern des harten und trockenen Leders, kündigt die Erscheinung eines hottentottischen Frauenzimmers lange vorher an. Der übrige Körper ist nackt; einige tragen indessen Mützen von Fellen, von verschiedenen Formen, und beliebig ausgeschmückt. Im Winter hüllen sich beide Geschlechter in Mäntel von Thierhäuten.

Die Gewohnheit den Körper mit Fett einzureiben und in Felle zu hüllen, ist ein gewöhnlicher Vorwurf für die armen Hottentotten gewesen. Jede Sache hat zwei Seiten; und zum Unglück für den Hottentotten hat man seinen Charakter in das häßlichste Licht gestellt. Den Körper in einem heißen Klima, wo das Wasser mangelt, mit etwas zu salben, war ein sehr natürliches Mittel, um die Haut vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, und ist von den meisten Nationen in der heißen Zone angenommen. Das Oel, welches so reichlich von Aarons Barte bis zum Saume seines

nach Pfeifen Tabak. Selbst die holländische Regierung in Malacca hat, nach dem ungedruckten Tagebuche eines englischen Offiziers, welcher bei der Expedition gegen diese Niederlassung war, dieselbe Methode, nach Pfeifen zu peitschen, eingeführt, und der Fiskal oder einer der Unterrichter sind die Raucher bei solchen Gelegenheiten.

Nach einem Gesetze der vorigen Regierung hatte ein Bauer das Recht, alle Kinder der Hottentotten, die er in ihren jüngern Jahren ernährt hatte, in seinen Diensten zu behalten, bis sie fünf und zwanzig Jahr alt werden. Sobald diese Zeit verflossen ist, kann man zehn gegen eins wetten, daß der Bauer sie dennoch nicht losläßt. Der Hottentott weiß nichts von seinem Alter, und obgleich dem Bauer befohlen ist, den Geburtstag solcher Kinder, welche er zu Sklaven machen will, aufzeichnen zu lassen, so haben doch die Hottentotten, da sie oft zehn bis zwölf Tagereisen von der Drostei entfernt sind, selten Gelegenheit, sich zu erkundigen, ob ihre Sklaverei vorbei ist; und, in der That ist es nur ein Zufall, wenn sie von diesem Gesetze etwas wissen. Sollten sie glücklich genug seyn, nach verflossner Zeit loszukommen, so ist der größte Theil ihres Lebens in Sklaverei verflossen, und sie müssen, am Abend ihrer Jahre (denn ein Hottentott wird im dreißigsten Jahre alt) ohne ein Stück Eigenthum, außer ihr Schaaffell, zu besitzen, sich umher treiben.

Der Zustand derer, welche sich jahrweise verdingen, ist wenig besser. Wenn sie Familien haben, errichten sie kleine Strohhütten für sie bei dem Bauerhause, die

Kinder muntert man auf, sich bei den Bauern ihre wenige Nahrung geben zu lassen. Dies ist hinreichend, um, in der Folge, Ansprüche auf sie zu machen; und, wenn die Aeltern am Ende der Dienstzeit ihren Abschied verlangen, so läßt sie der Bauer gehen, jagt sie auch wohl weg, und behält die Kinder.

Die unverheuratheten stehen sich etwas, aber wenig besser, als die übrigen. Der elende Sold, um den sie dienen, wird bei der geringsten Gelegenheit zurückbehalten; wenn ein Ochs oder ein Schaaf fehlt, muß es der Hottentott ersetzen, und man läßt ihn nicht eher gehen, bis er es abverdient hat. Ein Ochs, ein paar Kühe, oder ein Dutzend Schaafe, welche zwölf bis sechzehn Thaler werth sind, machen gewöhnlich den Lohn für ein ganzes Jahr aus, und oft macht der Bauer eine Gegenrechnung, für Tabak oder Branntewein, welche eben so viel beträgt.

Bei solchen Umständen sieht man bald, daß die Hottentotten wenig Lust zum Heurathen haben können. Die, welche sich verheurathen, haben selten mehr, als zwei bis drei Kinder, und viele Weiber sind ganz unfruchtbar. Dies ist indeß nicht der Fall bei der Verbindung einer Hottentottin mit einem Weißen, die Früchte solcher Verbindungen sind nicht allein sehr zahlreich, sondern auch sehr von den Hottentotten verschieden: die Männer werden sechs Fuß hoch, und verhältnißmäßig stark, und die Weiber sehen wohl aus, und sind klug und lebhaft. Diese Race, welche Bastarde genannt wird, verheurathen sich gewöhnlich unter einander oder mit Schwarzen, aber selten mit Hottentot-

ten; so daß sie, wahrscheinlich in kurzer Zeit, diese ersetzen werden. Die Hottentotten Mädchen im Dienste der Colonisten sind zu abhängig, als daß sie die Anträge der jungen Bauern abschlagen dürften.

Es ist oft gesagt worden, daß ein Wilder, welcher singt, und tanzt, glücklich seyn müsse. Bei ihm sind diese Verrichtungen die Folgen angenehmer Empfindungen, im civilisirten Zustande sind es Künste, welche man erlernt, und ohne Rücksicht auf Neigung, zu gewissen Zeiten ausübt. Wenn Tanzen und Singen die Mittel wären, wornach man das Glück der Hottentotten messen könnte, so würden sie die elendesten aller menschlichen Wesen seyn, betrachtet man nämlich die Hottentotten in Graaffreynet. Selten nehmen ihre Gesichtsmuskeln den Zug des Lächelns an, sondern ihre Miene zeigt immer einen tiefen Kummer, und beständigen Tiefsinn. Ein Gonaqua Hottentotte und ein Mädchen von den Schneebergen, die beide im Dienste eines Bauers, der uns begleitete, standen, waren die einzigen, bei denen ich Geschmack zur Musik bemerkte. Sie hatten verschiedene Instrumente; das eine war eine Art Cythar von drei Saiten, die sie über ein ausgehöhltes Holz gespannt hatten, und das in ihrer Sprache Gabowie hieß; das andere Instrument war erstaunend einfach; es bestand aus einer gedrehten Sehne, welche über einen hohlen, drei Fuß langen Stock, gespannt und an dem einen Ende an einem kleinen Wirbel, womit sie angezogen wurde, und am andern Ende, an einer Federspuhle befestigt war. Man spielt dieses Instrument, indem man die Federspuhle in den Mund nimmt, und die Luft

wechselsweise einzieht, und ausshaucht. Es klingt wie das Murmeln einer entfernten Musik, ohne daß man einen bestimmten Ton hört, und heißt Gaura.

Fünf alte Männer, von den wenigen Hottentotten, die sich außer unserm Dollmetscher in Graaffreynet unabhängig erhalten hatten, und theils von der Jagd, theils von der Arbeit ihrer Kinder in der Sklaverei lebten, besuchten uns bei Breuyntjes Hoogte. Diese Männer trugen die alten Waffen ihrer Nation, Bogen und Köcher mit vergifteten Pfeilen. Der Bogen war ein gerades Stück Holz vom Guerriboſch (wahrscheinlich eine Art Rhus oder Gärberbaum), und zuweilen benutzt man auch das Haaſſagai-Holz dazu. Die Sehne war drei Fuß lang, und aus den Rückenmuskeln des Springbocks geflochten. Der Köcher war der Stamm einer Aloe, und die Pfeile waren aus Schilf, und das eine Ende aus den sehr harten und glatten Knochen von den Füßen der Strauße, von runder Gestalt, und über fünf Zoll lang. Dies sollte dem Pfeile Gewicht, Stärke und leichtes Eindringen verschaffen. Am Ende des Knochens war ein kleines, spitziges Stück Eisen von dreieckiger Gestalt befestigt, und durch die Sehnen, welche die Spitze an den Knochen hefteten, ward auch das Gift, in der Gestalt von einem Firniß, festgehalten. Die Sehne vereinigte zugleich einen scharfen Widerhaken von zugespitzten Federn mit der Pfeilspitze, wodurch nicht allein das Herausziehen erschwert, sondern auch das Fleisch zerrissen, und der Eingang des Giftes in das Blut erleichtert wird. Die ganze Länge des Pfeils betrug nur zwei Fuß.

Es giebt mehrere Pflanzen in Südafrika, aus denen die Hottentotten ihr Gift nehmen, indem sie die Blätter oder Aeste zerdrücken, und den Saft durch Einkochen oder die Sonnenhitze verdicken; aber das Gift aus den Köpfen der Schlangen mit dem Safte eines gewissen Zwiebelgewächses vermischt, wird am häufigsten gebraucht. Diese alten Männer hatten ein Harte beest mit einem vergifteten Pfeile im Schenkel verwundet und getödtet. Das Thier war eine halbe Stunde gelaufen, ehe es fiel; sobald das Wild von einem vergifteten Pfeile verwundet ist, schneiden sie das Fleisch rund herum aus, und drücken alles Blut aus dem Körper, wo sie es dann ohne Schaden genießen können.

Die alten Sitten und der ursprüngliche Charakter dieses merkwürdigen Volkes haben sich ohne Zweifel, seit ihrer Verbindung mit den Colonisten, sehr verändert, und je näher sie sich bei der Hauptstadt und den bewohntesten Gegenden aufhalten, desto weniger ist ihnen davon übrig geblieben. Wenn sie jemals eine gesetzliche Verbindung, Gebräuche und religiöse Ceremonien gehabt haben, von denen viele durch die alten und neuen Reisenden so verstellt sind, daß ihre Lächerlichkeit strenge Zweifel dagegen erregt, so haben sie solche doch jetzt verloren, sogar der Name, den man ihnen gegeben hat, ist gänzlich erdichtet. Das Wort Hottentott hat in ihrer Sprache gar keine Bedeutung, und sie haben den Namen bloß angenommen, weil sie ihn für ein holländisches Wort halten. Als sie noch über die ganze Südspitze von Afrika verbreitet waren, hatte jede Horde ihren eigenen Namen, aber der, womit

man die ganze Nation bezeichnete, und den sie noch überall führen, ist Qualquae. Durch das Zusammenleben in besondern Stämmen, und durch die Vermischung mit andern Völkern, unterscheiden sich die Hottentotten der verschiedenen Districte beträchtlich von einander. Da dieser Theil des Landes, in dem wir jetzt waren, am spätesten von den Kolonisten besetzt war, so haben die Hottentotten darin ihren Originalcharakter wahrscheinlich noch am meisten erhalten, und auf diese beziehen sich die folgenden Bemerkungen.

So tief sie auch auf der Stufenfolge der Menschheit gesunken sind, so ist ihr Charakter doch sehr verstellt worden; obgleich der Anblick eines Hottentotten kein günstiges Vorurtheil erregt, so ist dies doch bei den lächerlichen und falschen Nachrichten, mit welchen man das Publikum betrogen hat, nicht ganz gegründet. Sie sind ein sanftes, ruhiges und furchtsames Volk, ganz unschädlich, ehrlich und treu, und ob sie gleich äußerst viel Phlegma besitzen, lieben sie doch einander und sind starker Anhänglichkeit fähig. Ein Hottentotte würde seinen letzten Bissen mit seinen Kameraden theilen. Sie besitzen wenig von der List und Verschlagenheit, die man gewöhnlich bei den Wilden antrifft. Wenn man sie eines Verbrechens beschuldiget, das sie wirklich begangen haben, so gestehen sie es gewöhnlich sogleich. Selten zanken sie sich, oder schimpfen einander; ob sie gleich von Natur furchtsam sind, so gehen sie muthig in Gefahren, wenn ihre Häupter sie anführen und ertragen alle Beschwerden sehr geduldig. Es fehlt ihnen keineswegs an Anlagen, aber wohl an Gelegenheit, sie aus-

zubilden, welches der Hauptgrund ihres Verfalls ist. Die Trägheit der Hottentotten ist ein wahres Uebel, dessen einziges Gegenmittel Furcht zu seyn scheint, Hunger ist nicht im Stande sie zu überwinden; ehe sie sich durch die Jagd oder Ausgraben der Wurzeln Nahrungsmittel verschaffen, fasten sie lieber den ganzen Tag, so lange sie nur schlafen können. Dies ereignete sich oft während unserer Reise, wo unsere Hottentotten lieber den ganzen Tag, ohne einen Bissen Nahrung zubrachten, ehe sie eine halbe Meile nach einem Schaafe gegangen wären. Ob sie gleich so gut den Hunger ertragen können, sind sie doch zu gleicher Zeit die gefräßigsten Menschen von der Welt; zehen unser Hottentotten aßen einen Ochsen mittlerer Größe, bis auf die Hinterkeulen, in drei Tagen. Sie hatten aber in dieser Zeit wenig geschlafen, und zwei Tage vorher gefastet. Ihr Leben besteht aus Essen und Schlafen: wenn sie das Eine nicht haben können, helfen sie sich augenblicklich mit dem Andern.

Ihre Art zu essen, zeigt ihre Gierigkeit an; wenn sie von dem Thiere ein schmales Stück geschnitten haben, drehen sie es mit dem Messer so lange herum, bis sie einen zwei bis drei Ellen langen Faden oder Riemen von Fleisch erhalten. Das ganze Thier wird augenblicklich in solche Stücke geschnitten, und während sich einige damit beschäftigen und die Stücken auf das Gebüsch hängen, braten sie die andern auf Kohlen. Sobald das Fleisch nur eben warm ist, fassen sie es in beide Hände, stecken das eine Ende des Streifens in den Mund, und haben in kurzer Zeit eine Elle hinter-

geschlungen. Die Asche des grünen Holzes, welche am Fleische hängen bleibt, dient zum Salz. Sobald das Fleisch verzehrt ist, reinigen sie die Hände, indem sie sie an ihrem Leibe abwischen. Wenn das Fett sich auf diese Art ein Jahr lang gesammelt hat, und mit Staub und Schmutz vermischt ist, so überzieht es zuletzt den Körper mit einer dicken, schwarzen Rinde, welche die wahre Farbe ihrer Haut gänzlich verbirgt. Diese entdeckt man bloß in dem Gesichte, und an den Händen, welche sie durch Reiben mit Kuhmist etwas reinlicher halten. Durch diesen wird das Fett weggeschafft, welches mit Wasser nicht abzuspülen wäre.

Der Anzug eines Hottentotten ist sehr einfach; er besteht aus einer Art Gürtel von Thierfellen. Von diesem Gürtel hängt eine Schürze von Schakalhaut herab. Die Gestalt der Schürze ist wie ein durchgeschnittner Kegel und die erhabene und behaarte Seite auswendig. Die Absicht dieser Schürze ist, die Theile, welche bei den meisten Völkern bedeckt sind, zu verhüllen; aber wenige Nationen haben dazu ein schlechteres Mittel gewählt, als die Hottentotten. Wenn Schaamhaftigkeit die wahre Absicht war, so müssen sie diesen Zweck ganz vergessen haben; indem die Schürze, wie diese von ihnen getragen wird, einer der unanständigsten Gegenstände ist. Von dem hintern Theile des Gürtels hängt ein Stück getrockneter Haut bis zur Mitte des Schenkels herunter, welcher die Gestalt eines gleichschenklichten Dreiecks hat. Einige tragen zwei solcher Felle; sie sind aber keine bessere Bedeckung als die vorigen, denn, wenn der Hottentott geschwinde geht, fliegen sie von einer Seite zur

ändern, so daß sie keinen Theil verbergen. Dies scheint aber auch nicht die Absicht gewesen zu seyn. Da die Natur den meisten Thieren einen Schwanz gegeben, um sich bei heißem Wetter damit zu fächeln und die Insekten zu verjagen, aber die Hottentotten ohne denselben gelassen hat, so hat er sich einen künstlichen zu verschaffen gewußt. Dies macht ihren ganzen Sommeranzug aus. Ein rechter Stutzer trägt allenfalls noch eine Schnur Korallen oder einen kupfernen Ring um das Handgelenk; aber eigentlich gehören doch solche Zierarten dem andern Geschlechte.

Die hottentottischen Weiber haben durch ihre Putzliebe, die sie mit den Weiben der ganzen Welt gemein haben, den Untergang ihrer Männer beschleunigt, den diese durch ihre Wuth für Branntewein und Tabak sich bereitet hatten. Diese beiden Artikel und Glaskorallen wurden gegen Vieh eingetauscht: unnütze und sogar schädliche Dinge gegen ihren einzigen Unterhalt. Die Riemen von trocknen Häuten, welche sonst ihre Füße, als Schutz gegen den Biß giftiger Insekten umgaben, wurden verächtlich weggeworfen und Glaskorallen an ihre Stelle gesetzt. Was bis jetzt die Nothwendigkeit und die Vorsicht angenommen hatte, mußte der Mode Platz machen. Ihre Hälse, Arme und Beine wurden mit Glaskorallen überhäuft; aber die größten und buntesten wurden zu der kleinen, acht Zoll breiten, Schürze gebraucht, die von den Hüften bis an die Hälfte der Lenden reicht. Auf diesen Theil ihres Putzes verwenden die Weiber sehr viel Mühe. Große metallne Knöpfe, Porzellainmuscheln, mit den Oeffnungen auswärts

wärts gekehrt, und alles, was in die Augen fällt, wird an diese Schürze befestigt. Die Weiber, welche keine Glaskorallen haben, oder nicht eitel genug sind, tragen eine andere Art derselben, welche sehr sonderbar aussieht. Es ist ein Bündel Riemen, welcher zwischen den Schenkeln hängt, und bis zu der Hälfte heruntekreicht, so daß die äußeren Theile der Lenden ganz bloß bleiben; oft sind die Riemen zu dünn, und ihrer zu wenig, als daß sie den Zweck der Verhüllung erfüllen könnten. Anstatt des Schwanzes, den die Männer tragen, haben die Weiber ein Schaaffell, das den Hintertheil des Körpers von den Hüften, bis beinahe ans Knie bedeckt. Das Klappern des harten und trockenen Leders, kündigt die Erscheinung eines hottentottischen Frauenzimmers lange vorher an. Der übrige Körper ist nackt; einige tragen indessen Mützen von Fellen, von verschiedenen Formen, und beliebig ausgeschmückt. Im Winter hüllen sich beide Geschlechter in Mäntel von Thierhäuten.

Die Gewohnheit den Körper mit Fett einzureiben und in Felle zu hüllen, ist ein gewöhnlicher Vorwurf für die armen Hottentotten gewesen. Jede Sache hat zwei Seiten; und zum Unglück für den Hottentotten hat man seinen Charakter in das häßlichste Licht gestellt. Den Körper in einem heißen Klima, wo das Wasser mangelt, mit etwas zu salben, war ein sehr natürliches Mittel, um die Haut vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, und ist von den meisten Nationen in der heißen Zone angenommen. Das Oel, welches so reichlich von Aarons Barte bis zum Saume seines

Gewandes herabfloß, war höchst wahrscheinlich Fett, denn während der vierzig Jahre, die er und Moses die Kinder Israel in der Wüste, mit der Hoffnung des gelobten Landes hinhielten, hatten sie schwerlich Vorrath an vegetabilischem Oel, und obgleich einige berühmte historische Maler diese Anführer der Israeliten in bunte Gewänder mit Spitzen und Frangen gekleidet haben, so zweifle ich, ob sie andere Kleider als die Felle ihrer Schaafe und Ziegen gehabt haben. Wenn die Gewohnheit, den Körper mit Fett einzureiben, in Südamerika herrschte, so würde man nicht so viele Menschen in den Straßen von Rio de Janeiro an dem schrecklichen Uebel der Elephantiasis leiden sehen. Die Hottentotten wissen nichts von solchen Krankheiten, und ich habe überhaupt keine Art von Hautkrankheit unter ihnen bemerkt.

In der Jugend sind die Hottentotten nichts weniger als häßlich. Sie sind gut und proportionirlich gebaut und gerade. Ihre Gelenke, Hände und Füße sind außerordentlich klein. Kein hervorstehender Muskel zeigt Kraft an; aber der Körper der Weiber beweist ihre Unthätigkeit. Von Gesicht sind sie gewöhnlich sehr häßlich, aber nach den Familien sehr verschieden; vorzüglich ist die Nase bei einigen sehr platt, bei andern sehr erhaben. Ihre Augen sind lang, und schmal, von Farbe dunkelbraun, und stehen weit aus einander. Die Augenlieder bilden bei der Nase nicht einen Winkel, sondern einen Halbcirkel, wie bei den Chinesen, mit denen sie in der That noch in mehrern Stücken eine Aehnlichkeit haben. Die Backenknochen sind groß, hervorragend, und bilden mit dem

spitzigen Kinn beinahe ein Dreieck. Ihre Zähne sind schön weiß, und die Farbe ihrer Haut gelblich braun, wie ein vertrocknetes Blatt; aber sehr von dem krankhaften Ansehen eines Geldsüchtigen verschieden, womit man sie verglichen hat. Das Haar ist von sehr sonderbarer Beschaffenheit; indem es nicht den ganzen Kopf bedeckt, sondern in kleinen Büscheln hier und da wächst, und sich wie eine Bürste anfühlt, mit dem Unterschiede, daß es sich in kleine Kügelchen von der Größe einer Erbse zusammenrollt; wenn sie es wachsen lassen, hängt es in borstenähnlichen Zöpfen um den Hals.

Von den Weibern könnten manche in ihrer Jugend, und so lange sie noch unverheurathet sind, als Modelle der Schönheit dienen. Jedes Glied ist gerundet, und schön geformt, und der ganze Körper ohne unregelmäßig hervorragende Knochen. Ihre Brüste sind rund, fest und von einander entfernt; aber die Warze ist ungewöhnlich groß, und die ganze Stelle umher sehr hervorstehend. Ihre Hände und Füße sind außerordentlich klein und zierlich, aber ihre Grazie ist vorübergehend und nicht von Dauer.

Sehr früh und gewöhnlich nach der ersten Kindheit werden ihre Brüste schlapp und hängend, und schwellen im Alter zu einer ungeheuern Größe. Der Unterleib tritt hervor, und die Hinterbacken wachsen zu einer ungeheuern Größe; so, daß man glauben sollte, das Steißbein wäre auswärts gekrümmt, allein das Fett ragt bloß hervor. Einige andere Sonderbarkeiten der andern hottentottischen Weiber sollen bei den Buschmännern erwähnt

werden, welche die wahren unvermischten Ureinwohner zu seyn scheinen.

Die Hottentotten haben keine ihrer Nation eigene Krankheiten; wenn ihr Leben nicht durch Zufall oder gewaltsam geendet wird, so schwindet es durch eine gänzliche Abnahme der Kräfte hin, welches gewöhnlich früher, als in andern Ländern von gleichem Klima erfolgt. Man sieht selten einen Hottentotten von 60 Jahren, aber noch seltener einen Krüppel. Keiner legt sich besonders auf die Heilkunde, sondern jeder ist sein eigner Arzt. Die Colonisten haben es indessen in dieser Rücksicht nicht besser. Im ganz Graaff-reinet ist nur ein Apotheker, der sich in der Drostei aufhält.

Medicin und Astronomie scheinen die beiden Wissenschaften, deren Ursprung sich in die frühesten Zeiten der Cultur verliert. Durch die erstere halfen die Menschen ihren Krankheiten und Wunden ab, und nach der andern bestimmten sie Saatzeit und Aerndte. Die Hottentotten kennen indeß eine so wenig, wie die andere. Ihre ganze Astronomie läuft dahin aus, daß sie einen Namen für die Sonne, den Mond, und die Sterne haben. Die Zeit nach der Bewegung der Himmelskörper einzutheilen, erforderte zu viel Beobachtung und Nachdenken, als die Unachtsamkeit der Hottentotten gewähren konnte. Ein Tag ist der Inbegriff seines Zeitmaaßes; wenn er die Tageszeit bestimmen will, zeigt er wie alle Nationen, welche keine Zeitmesser haben, den Ort am Himmel, wo die Sonne damals stand. Die verflossene Zeit kann er bloß mit Erwähnung eines merkwürdigen Umstandes bezeichnen. Die Jahreszeiten rechnen sie nach Monaten,

oder nach der Uyntjes-Tyd, oder die Zeit wo die Ixia edulis blüht, da ihm diese besonders merkwürdig ist, weil jene Zwiebeln ehedem zu ihrer vorzüglichern Nahrung gehörten.

† Ich weiß nicht, wie weit die Zahlwörter ihrer Sprache gehen, aber von unsern Begleitern konnte keiner mehr als fünfe angeben, und keiner zwei Zahlen ohne Hülfe der Finger zusammenrechnen. *) Indessen sind sie nichts weniger als dumm. Sie lernen mit großer Leichtigkeit holländisch, schießen sehr gut mit der Flinte,

*) Daß die Hottentotten nicht über fünf zählen könnten, ist nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern wird auch von unsers Verfassers Vorgängern widerlegt. Sparrmann, der ihre Zahlwörter unter den hottentottischen Sprachproben anführt, hat diese von eins bis sechs gesammelt, ohne doch dabei zu bemerken, als wenn sie nicht über sechs zählen könnten, und es scheint wirklich, wie die Vergleichung mit den Zahlwörtern der Kaffern beweist, daß ihm nicht mehrere bekannt wurden, oder ihm gerade die Bemerkung, wie hoch jene Wilden zählen konnten, nicht einfiel. Hingegen führt Kolbe S. 364 ausdrücklich die hottentottischen Zahlwörter von 1—10 nebst ihrer teutschen und lateinischen Bedeutung an, und zeigt, wie sie weiter bis hundert fortzählen. So manche Uebertreibungen, Verirrungen und falsche Angaben man diesem ersten ausführlichen Beschreiber des Kaps auch vorwirft, so wird er gewiß bei dieser Behauptung so wie bei vielen anderen, bei unpartheiischen Lesern seines Werks Recht behalten. Denn seine Zahlwörter von 1 bis 4 stimmen buchstäblich mit Sparrmann überein, und bei den beiden anderen 5 und 6 kann sich Sparrmann eben sowohl als Kolbe verhört haben.

und sind sehr geschickt den Weg durch ein unbewohntes Land zu finden. Durch die Schärfe ihrer Augen entdekken sie Wildpret in sehr großer Entfernung, und sind sehr erfahren in der Kunst, Bienennester aufzuspüren. Sobald sie das Sumsen des Insektes hören, kauern sie sich nieder, und verfolgen das Thier mit dem Auge in einer ungeheuern Weite. Das Organ des Sehens läßt sich ohne Zweifel durch Uebung sehr verbessern. Seeleute entdecken die Gegenstände, sobald sie über den Horizonte erscheinen, und lange vorher, ehe ein Reisender sie entdekken kann.

Die Bereitung der Gifte, ihrer Waffen, musikalischen Instrumente, schlechter Töpferwaaren und ihrer Winterkleidung ausgenommen, sind die Hottentotten in Künsten und Gewerben gänzlich unerfahren. Der Hauptpunkt, wo sich ihre Erfindungskraft zeigt, ist ihre Sprache. Von allen Methoden, worauf die Völker gefallen sind, um Gegenstände deutlich zu bezeichnen, ist die der Hottentotten gewiß die außerordentlichste. Fast alle ihre einsilbigen Wörter, und die erste Silben der zusammengesetzten, stoßen sie mit einem plötzlichen Zurückziehen von den Zähnen oder dem Gaumen, gegen welche sie gedruckt war, aus dem Munde; je nachdem es die Bedeutung der Wörter erfordert; denn dasselbe Wort bekommt durch die Dentalretraktion eine ganz andere Bedeutung, als durch die Gaumenretraktion. Die erstere klingt genau so, als womit man zuweilen Ungedult ausdrückt, und die letztere klingt voller und dumpfer, wie das Glucksen einer Henne. Dieser Laut geht nie vor einer Silbe voraus, oder folgt

darauf, sondern wird völlig mit ihr zugleich herausgebracht. *)

1. Alle Sprachen bestehen in ihrer Kindheit wahrscheinlich in einsilbigen Tönen, aber da diese nur zu einer geringen Anzahl Gegenstände hinreichten, nahm man seine Zuflucht zur Biegung der Stimme und zur Zusammensetzung der Silben, um die Anzahl der Wörter zu vermehren. Die Zerlegung der Silben in Buchstaben und durch deren Zusammensetzung, eine fast unendliche Menge neuer Wörter zu bilden, ist eine der wunderbarsten Erfindungen des Menschengeschlechts, und weit über dem Genie der Hottentotten. Er hat indessen Alles, was er auszudrücken nöthig fand, durch einige wenige zusammengesetzte Wörter und durch das Zungenschnalzen erreicht. Bei der ersten Bildung seiner Sprache scheint die Natur seine Führerin gewesen zu seyn. Das Koaxen der Frösche erkennt man sehr leicht in dem Worte Kraak oder Kraaie: das Brüllen der Ochsen in Mnu: das Mauzen der Katzen in Miau: das Wiehern der Pferde in Hahae: das Brechen der Wellen an der Seeküste in Hurru und alle diese Wörter bezeichnen diese Gegenstände in ihrer Sprache. Doch auch andere Beispiele zeigen klar, daß sie die Gegen-

*) Es ist so leicht nicht, die sonderbaren Töne der hottentottischen Aussprache durch Beschreibungen darzustellen, daher frühere Reisende diese Sprache mit dem Klautern der Welschen oder Truthähne vergleichen. Kolbe bemerkt darüber: Die Hottentotten klatschen bei einem jedem Worte mit dem Munde, eben als wenn jemand mit dem Daumen ein Schnippchen schlägt, so daß jedes Wort beinahe ein Klatsch ist.

stände nach den von diesen erregten Tönen bezeichnen. Vielleicht liegen noch feinere Nachahmungen in dem Ursprunge der Sprache. Die Aussprache der Töne verändert sich in Generationen so sehr, daß man oft nicht im Stande ist, den Ursprung zu erkennen, und sogar bei Völkern, welche im Stande sind die Töne durch sichtbare Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Der Genius einer Sprache zeigt sich gewöhnlich durch Erfindung neuer Worte für neue Gegenstände. Die Hottentotten, welche vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern, nie einen Flintenschuß gehört hatten, mußten ein neues Wort dafür erfinden. Sie nannten sie Kabu, und sprechen das Wort so emphatisch aus, daß man es unmöglich mißverstehen kann. Das Ka wird mit einer starken Gaumenretraction ausgesprochen, um den Schall, welchen das Abdrücken des Hahns an der Pfanne macht, nachzuahmen, und das bu sprechen sie mit vorgestreckten Lippen, und einem tiefen lang gedehnten Tone aus, um den Schuß bemerklich zu machen. Die Sprache scheint anfangs für einen Europäer sehr schwer zu erlernen. Man überwindet aber die Schwierigkeit, welche hauptsächlich in der Bewegung der Zunge liegt, bald. Die meisten Holländer in den entferntesten Distrikten sprechen sie, und viele haben sich so daran gewöhnt, daß sie in ihre eigene Sprache die Aussprache der Hottentotten übertragen.

Ohngeachtet die holländischen Bauern die Hottentotten so unmenschlich behandeln, so können sie ihrer

doch schwerlich entbehren, und würden dieses Volk, wenn sie Gefühl für das Interesse ihrer Nachkommen hätten, auf alle Weise unterstützen, anstatt zu unterdrücken. Die zahlreichen Heerden zu hüten, sie von einem Orte zum andern zu treiben, um Futter und Wasser zu suchen, und zuweilen auf Ebnen, die nicht einen Busch zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen des Sommers, und die schneidenden Winde und den Schnee des Winters darbieten, würde dem Temperamente der Colonisten wenig angemessen seyn, und demohngeachtet ist die Zeit nicht fern, wo die Bauern, bei der jetzigen Abnahme der Hottentotten, diese Mühe werden selbst übernehmen müssen. In ganz Graaff-reynet sind nicht mehr als 6 bis 700 Sklaven, da sie zu theuer sind, welches auf jede Familie ohngefähr einen beträgt, und derselbe Distrikt enthält, die Kinder mit gerechnet, über 10,000 Hottentotten. In der ganzen Colonie mag es über 15,000 geben. Bei ihrer jetzigen Zerstreuung und Vermischung haben sich wenige ihrer alten Gebräuche unter ihnen erhalten. Wenn sie jemals eine Religion gehabt haben, so sind jetzt alle Spuren derselben verloren; ihre Hochzeiten und Begräbnisse werden ohne alle Ceremonie vollzogen. Ein Gebrauch ist indeß noch übrig, welcher ziemlich allgemein beobachtet zu werden scheint. Er besteht darinn, daß man die Köpfe der Mädchen bei den ersten Spuren der Mannbarkeit abscheert; zugleich entfernt man alle Zierathen, die sie um den Hals, die Arme und die Füße tragen, und sie werden zum ersten- und letztenmale in ihrem Leben rein

gewaschen oder gescheuert; und während der Zeit ihrer monatlichen Reinigung dürfen sie bloß Milch genießen, und nicht in die Gesellschaft der Männer kommen.

Am Morgen des 29sten August, verließen wir den Zwarte-kops Fluß, und rückten östlich über zwanzig Meilen fort, bis zu einer Furth im Sonntagsflusse, an dessen Ufern wir uns lagerten. Er war hier breit und tief, aber ohne merklichen Strom. Der ganze Lauf des Flusses war auf beiden Seiten mit einem, fünfzig Schritt dicken, Gebüsche bewachsen. Die Bäume bestanden hauptsächlich in der Karroe-mimosa, einer Art Rhus und einer schmalblättrigen Weide. Das Wasser war stark mit Salz versetzt. Am Fuße der Hügel, neben welchen es floß, lagen eine Menge Haufen einer weißen, weichen, salzigen Substanz, und von den hervorragenden Klippen hiengen eine Menge Salzstalactiten herab, welche oben, vielleicht von einer Kupferauflösung, grün gefärbt waren.

Ein Haufen Elephanten, welcher an diesem Theile des Flusses seinen Durst löschen wollte, störte uns in der Nacht, aber da sie den Ort schon besetzt fanden, kehrten sie ruhig um, ohne uns weiter beschwerlich zu fallen. Den folgenden Morgen folgten wir ihren Spuren bis in ein dickes Gebüsch, wo wir mehrere sahen; aber es glückte uns nicht, einen einzigen zu tödten.

Den folgenden Tag reisten wir etwa dreißig Meilen über einen wilden, unbewohnten Theil des Landes, welches vorzüglich mit Gebüschen, von derselben Art, wel-

che wir zwischen Graaff-reynet und dem Zwartekopsflusse fanden, bedeckt war. Es ist auch wirklich ein Arm desselben Waldes durchgehauen, so daß gerade ein Wagen fahren kann. Hinter dem Walde wechselte das Land lieblich mit Hügeln und Thälern ab, welche mit immergrünen Bäumen und Sträuchen bewachsen waren. Zwischen den Hügeln lagen niedrige Wiesen, welche mit schlechtem Sumpfgrase, und mit vielen Quellen versehen waren. Den Abend lagerten wir uns am Buschmannsflusse, und den folgenden Tag kamen wir bis zu dem Hassagai-Buschflusse, der aus einem kleinen Walde vom Nietberge herabkommt. Diese lange Reihe Hügel zertheilte sich hier in viele kleine Arme, welche bis zu den hohen Ufern des großen Fischflusses fortlaufen.

Am Ufer des Hassagai-Buschflusses stand die zweite Wohnung, die uns innerhalb drei Tagen aufgestoßen war, und man sagte uns, daß es die letzte nach Osten hin sey. Das Land zwischen dem Sonntagsflusse und den östlichen Gränzen der Colonie, und von Norden nach Süden von dem Nordberge und der Küste heißt das Zaureveldt, oder saure Feld, wegen des scharfen Grases. Dem Ansehen nach ist es das schönste im ganzen Distrikte; es hat Ueberfluß an Holz und Wasser, guten Boden und schönes Gras. Bis zum Bruche zwischen den Bauern und Kaffern, welcher von der Ungerechtigkeit der ersteren herrührte, war Zaureveldt im ganzen Districte am besten bevölkert, aber seit der Zeit ist es fast gänzlich verlassen.

Es ward nun nöthig einige Anstalten zur Reise in das Kafferland zu machen. Einige Gespanne Ochsen waren schon, der Verabredung gemäß, bei uns eingetroffen

sen, nebst dreißig bis vierzig Bauern, welche uns begl
ten wollten, als die beiden Heemraaden erfuhren, w
es wahrscheinlich nöthig seyn würde, bis zur Reſide
des Kafferkönigs zu reisen; so beschlossen sie sogleich z
Sicherheit zwanzig bewaffnete Männer mitzunehme
Wir suchten ihnen umsonst zu zeigen, daß zwanzi
Mann mitten in einem Lande, welches viele Tausend
ins Feld stellen kann, nicht mehr wie vier Mann helfe
würden, daß wir durch Vermehrung unsrer Anzahl au
die Gefahr, angegriffen zu werden, vermehren würden
und daß man die Kaffern nicht mit den Buschmännern hin
ter den Schneebergen in eine Klasse setzen dürfte; son
dern, daß sie im Gegentheil ein sanftes, vernünfti
ges, und einigermaßen, cultivirtes Volk wären, wel
ches beständig Reisende durch ihr Land sicher geleitet
hätte. Die Geschichte eines holländischen Bauern, wel
cher im Kafferlande, wo er Vieh gegen Kleinigkeiten
eintauschen wollte, ermordet war, war ihrem Gedächt
nisse zu fest eingeprägt, und es war unmöglich, ihnen
den Unterschied zwischen einer officiellen Reise zum Kö
nige, und einem Schleichhandel mit den Unterthanen
darzuthun. Seit der Zeit, wo sie unsre Absicht erfuh
ren, quälten sie den Landdrost täglich mit ihrem Vor
schlage von 20 Mann; bis man sie am Ende damit beru
higte, daß ihnen gesagt wurde, wenn sie für ihre Si
cherheit besorgt wären, stände es ihnen frei, augenblick
lich nach Graaffreynet zurückzukehren. Ob nun gleich
nichts weiter davon erwähnt ward, konnten wir doch
leicht vermuthen, daß sich die Bauern hier versammelt
hatten, um uns zu begleiten. Für einen holländischen

Bauer ist ein Ausflug auf eine Jagdparthie oder in ei[n] neuen Theil des Landes die größte Herrlichkeit, aber [die] Gelegenheit in das, an Vieh so reiche, Kafferland [zu] reisen, zog sie unwiderstehlich an. Einige von den Bauern mußten wir nothwendig mitnehmen, da keine von unsern bisherigen Begleitern das Land je betreten hatten. Die schicklichsten hierzu schienen ein alter Mann aus dem Zuurveldt und Rensburg, welcher Hrn. Jacob van Reenen auf der Reise langs der Ostküste begleitet hatte *), um die unglücklichen Menschenschiffe von Gros-Venor, an der Küste der Hambunas aufzusuchen: wenigstens gab man dies als den Grund der Reise an.

Rensburg war in vieler Rücksicht, ein vortrefflicher Begleiter bei dieser Gelegenheit, er kannte das Land genau, war ein vortrefflicher Schütze, und hatte einen Hottentotten bei sich, der ein noch besserer Jäger war, und niemals einen Schuß verfehlte. Zwei oder drei andere vereinigten sich gegen Abend mit uns, unter dem Vorwande, nach ihren Ochsen, welche sie uns gebracht hatten, zu sehen, und die erste Nacht, welche wir im Kafferlande zubrachten, wuchs die Anzahl der Bauern, welche sich mit hineinstehlen wollten, bis zehn Personen.

Wenige Meilen hinter dem Hassagai-Buschflusse zeigten uns die Menge Feuer im ganzen Lande, daß wir

*) Nach Patterson S. 36. 49 war van Reenen ein Holländischer Kolonist, der in Zwellendam verschiedene Bauerhöfe besaß. Auch er begleitete Hrn. Patterson 1778 ins Innere des Landes.

uns den Kaffern näherten, und gegen Abend schlugen wir unser Zelt am Karrika, mitten unter einigen Hunderten von diesem Volke auf, welche bei unserer Ankunft aus dem Gebüsch herausstürzten. Ein Haufen Weiber grüßten uns zuerst, lachten und tanzten um die Wagen, und schmeichelten uns auf alle erdenkliche Art, um Tabak und messingene Knöpfe von uns zu erhalten. Man sah ihnen ihr heiteres Temperament und ihren guten Charakter sogleich an. Sie waren bescheiden, ohne zurückhaltend, neugierig ohne hinderlich, lebhaft ohne unverschämt, und zuthätig ohne frech zu seyn.

Ihre Reize waren eben nicht einnehmend; obgleich einige, wenn man die schwarzbraune Farbe abrechnet, hübsch genannt werden konnten. Die schnellen Bewegungen ihrer schwarzen funkelnden Augen belebten ihre Mienen. Ihre Zähne waren glänzend weiß und regelmäßig: sie hatten weder die dicken Lippen, noch die platten Nasen der Afrikaner, und der ganze Umriß ihres Gesichts und Kopfs, war so schön, wie bei den Europäern; aber vorzüglich zeichnete sie ihre Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit vor den meisten Weibern uncivilisirter Nationen aus, welche gewöhnlich gegen Fremde zurückhaltend sind. Ob sie gleich an das Hottentottenland gränzen, waren sie doch an Manieren, Körper und Charakter von diesem trägen Volke so sehr verschieden, als ob der halbe Erdkreis zwischen beiden gelegen hätte; in Absicht der Gestalt hatten indeß die Mädchen der Hottentotten vor denen der Kaffern den Vorzug. Diese waren größtentheils klein, starkgliedrig und vorzüglich an

ihren Beinen sehr muskulös, aber ihre gute Laune besiegte alle Fehler ihrer Figur vollkommen.

Die Männer hingegen waren die schönsten Gestalten, die ich je gesehen habe. Sie waren groß, stark und fleischig, und ihre Lebensart gab ihnen eine Festigkeit und ein offenes, männliches Betragen, welche nebst dem Ausdrucke der Gutmüthigkeit auf ihren Gesichtern deutlich zeigte, daß sie sowohl der Furcht, als des Mißtrauens und der Treulosigkeit unfähig wären. Ein junger Mann von zwanzig Jahren und sechs Fuß zehn Zoll hoch war vielleicht eine der schönsten Gestalten, die jemals geschaffen sind. Er war ein vollkommner Herkules, und eine Bildsäule von ihm würde das Fußgestell des farnesischen nicht verunstaltet haben. Viele hatten wirklich das Aussehen bronzener Statüen; ihre Haut war beinahe schwarz, und ihre kurzen krausen Haare, welche sie mit rothem Ocher gefärbt hatten, machten damit keinen unangenehmen Contrast. Einige waren mit Fellen bedeckt, aber die meisten ganz nackt. Die Weiber trugen lange Kleider bis auf die Mitte der Schenkel, und auf dem Kopfe eine lederne Mütze, welche mit Muscheln, Korallen, und Stückchen blanken Messing oder Eisen auf verschiedene Art besetzt waren; aber die Form der Mütze war bei allen dieselbe.

Wir vertheilten etwas Tabak unter die Weiber, welchen sie ihren Vätern und Männern brachten. Am Abend schickten sie uns dafür einige Körbe Milch. Diese Körbe waren aus einer Art Cyprus gemacht, welche an den Quellen des Zuurveldts wächst. Die Arbeit ist sehr geschickt und niedlich, und das Flechtwerk so dicht, daß

sie die dünnste Flüssigkeit halten können. Die Weib
sagten uns, daß das Flechten dieser Körbe einen Th
ihrer Beschäftigung ausmache, und schienen sehr fr
über unsere Bewunderung. Die Körbe hatten fast al
die Gestalt der Bienenkörbe; da sie niemals gewasch
werden, gerinnt die Milch augenblicklich darin, i
welchem Zustande sie immer, und niemals süß genosse
wird. Da sie kein Brod, kein Gemüse und keine Wur
zeln, als einige wildwachsende haben, und selten Vie
zum Essen schlachten, so zwingt sie vielleicht die Noth-
wendigkeit, etwas Festes im Magen zu haben, die Milch
immer geronnen zu trinken, und den besten Beweis,
wie nährend sie auf diese Art ist, gab das gesunde Aus-
sehen, und die Stärke der Kaffern.

Gegen Sonnenuntergang ward die ganze Ebene
mit Vieh bedeckt, welches von allen Seiten auf ein lau-
tes Pfeifen herzuströmte, auf ein zweites trennten sich
die Kühe von der Heerde, und kamen näher, um sich
melken zu lassen; dieses und die Behandlung der Milch
ist eine Beschäftigung der Männer. Am Morgen gieng
das Vieh auf ein drittes Signal zur Weide. Die Kaf-
fern und ihr Vieh schienen sich vollkommen einander zu
verstehen.

Ob sich gleich hier über 300 Männer und Weiber,
die zahlreichen Kinder, welche in der Entfernung bleiben
mußten, ungerechnet, aufhielten, sah man doch nir-
gends eine Hütte. Sie waren nämlich im Gebüsche ver-
steckt und bestanden nur aus lebendigen Zweigen, die an
den Spitzen zusammengebunden und mit andern durch-
flochten waren, und so eine Art Halbkugel, von 5 Fuß
Höhe

Höhe und 8 Fuß Länge, bildeten. Diese Wohnungen waren mit Laub und Gras bedeckt, und augenscheinlich nur für eine kurze Zeit errichtet.

Ein Anführer, Namens Tuli, besuchte uns, trank einige Gläser Wein, welcher ihm sehr schmeckte, und erhielt ein Geschenk von Korallen und Tabak; was er aber am meisten wünschte, waren ein paar Hosen. Unter unserer Gesellschaft waren ein paar große Leute, aber Tuli konnte in keine ihrer Beinkleider hineinkommen: denn er war ein sechs Fuß hoher, und ziemlich starker Mann. Er war gut gelaunt, und gefällig; schien aber nicht sehr scharfsinnig zu seyn. Es war unmöglich, ihm den Zweck unserer Reise verständlich zu machen, und er sagte nur, sein Bruder Mallu, welcher einer der obersten Anführer sey, würde darüber mit uns reden. Man schickte daher sogleich einen Boten an ihn, da er sich nicht weit davon aufhielt. Kurz darauf erschien er mit einem dritten Anführer, welcher Etoni hieß.

In einer Unterredung mit diesen Häuptern wurden sie gefragt: ob ihnen nicht der Vertrag bekannt wäre, welchen man vor langer Zeit zwischen den Christen und Kaffern geschlossen, und beim letzten Frieden erneuert habe, wodurch der große Fischfluß zur Gränze zwischen beiden Nationen bestimmt ward. Malu, welcher für die Uebrigen sprach, antwortete: sie erinnerten sich dessen sehr wohl. Man fragte sie hierauf, warum sie denn diesen Vertrag gebrochen hätten, da sie über den Fluß gekommen wären, und das Land, welches den Colonisten gehörte, in Besitz genommen, und letztere vertrieben

hätten? Malu antwortete auf eine Art, daß man sah, er sey vorbereitet; in dem Theile, wo sie sich aufhielten, gäbe es keine Wohnungen, und er für sein Theil, wäre aus demselben Grunde über die Gränze gegangen, aus welchem die Colonisten zuerst den Bund gebrochen und im Kafferlande gejagt hätten.

Es war vollkommen richtig, was dieser Anführer antwortete. Die holländischen Bauern haben nicht allein seit 1793 im Kafferlande größeres Wildpret, vorzüglich Flußpferde gejagt; sondern auch die kaffrische Seite des großen Fischflusses als ihr Eigenthum betrachtet, daselbst gesäet, gepflanzt, und ihr Vieh zur Weide getrieben. Einige der Bewohner von Bruyntjes-hoogte waren sogar unter die Ghonaquas gegangen, (einen Volksstamm, der zwischen Kaffern und Hottentotten erzeugt ist, aber unter den erstern lebte) und hatten den besten Theil ihres Landes in Besitz genommen, welcher durch zwei große Ströme, den Kaapna und Katzenstrom bewässert wurde. Eben diese hatten auch das Land, welches sie einnehmen wollten, schon getheilt, und da sie überzeugt waren, daß ihre Regierung dieses billigen würde, waren sie so dreist, dem Sir Jacob Craig eine Bittschrift, wozu sie zwanzig bis dreißig Leute, zur Unterschrift, beredet hatten, zu überreichen; worin sie baten, daß ihnen, zum Schadenersatz ihres Verlusts durch die Buschmänner und Kaffern, ein kleines Stückchen Land nahe am Kaapna gegeben würde. Sie fügten hinzu, er würde sie noch mehr verbinden, wenn er dies Land bis zum Katzenflusse ausdehnen wollte. Dieses

kleine Stück liegt nur 45 englische Meilen hinter der jezzigen Gränze.

Die unverschämten Lügen dieses Briefes wurden sehr bald vom brittischen Befehlshaber entdeckt, und ihr Verlangen abgeschlagen. Die Augen der Colonisten waren schon lange auf das Stück zwischen dem Katzen- und Kaapna-Flusse gerichtet. Ein eingeborner Reisender nach diesem Lande, dessen Aufmerksamkeit bloß auf Elephanten, Seekühe, und Goldstaub gerichtet scheint, konnte diesen Theil des Kafferlandes nicht unbemerkt übergehen. In einem Tagebuche, welches Capitän Riou herausgegeben hat, *) wird erwähnt: Wir kamen zu einer großen Ebene, die sich längs dem Kaapna- oder schönen Wiesenflusse erstreckt, welchen Namen er wegen seiner reizenden Lage vollkommen verdient. Das ganze

*) Lieutenant Riou ward 1789 mit dem Schiffe Gardian aus England abgeschickt, um die Diebs-Colonie in Neu-Süd-Wales mit Lebensmitteln zu versehen, er hatte aber das Unglück in der Gegend von Südafrika Schiffbruch zu leiden, rettete sich jedoch mit seiner Mannschaft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Während seines dortigen Aufenthaltes untersuchte er die inneren Gegenden des Landes. Er erhielt hier auch ein Tagebuch, welches der vorher genannte van Rhenen gehalten hatte, wie dieser 1790 einen Zug nach dem Lande der Kaffern unternahm, um die auf der Ostküste von Südafrika zwischen 27 und 28° südlicher Breite gestrandete Mannschaft des Ostindienfahres Grosvenor aufzusuchen. Er hat dasselbe nebst anderen dahin gehörenden Nachrichten zu London 1791 in seinem Journal of a Journey from the Cape of good Hope undertaken in 1790 and 1791. by Jacob van Reenen etc. 4. eingerückt.

Land ist mit Bächen durchschnitten, welche die daran liegenden Wiesen unter Wasser setzen können, und besitzt jedes Erforderniß zu einer schönen und bequemen Niederlassung. So eine Beschreibung ist hinreichend, einen holländischen Bauer bis zu den Tarnbukies hinzutreiben, wenn er sich nur überzeugen kann, daß seine Person da in Sicherheit ist. So handeln diese Leute, welche weder Sinn für Ehre und Wahrheit, noch Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit haben.

Man sagte den Anführern, daß, wenn einige Colonisten so unvorsichtig gewesen wären, den Vertrag zu überschreiten, so hätten sie es ohne Befehl und Wissen der Regierung gethan. Die Colonie wäre jetzt im Besitze eines großen und mächtigen Fürsten, des Königs von England, daß einer seiner Befehlshaber uns abgeschickt hätte, ihnen zu sagen, daß die festgesetzten Gränzen, von Seiten der Colonisten, genau beobachtet werden sollten, daß er aber gleichfalls erwartete, daß alle Anführer, welche mit ihren Familien, Unterthanen und Heerden sich auf dem Boden der Colonisten befänden, sich ohne Aufschub ruhig in ihr Land zurückbegeben würden, und zum Beweise der guten Gesinnung der englischen Regierung gegen die Kaffern wollten wir zu ihrem obersten Anführer, oder König Gaika reisen, um ihm ein Geschenk von dem englischen Gouverneur am Kap, zu überbringen.

Da die Kafferfürsten dies hörten, wurden sie auffallend unruhig, und wir merkten bald, daß sie nicht allein mit dem Könige im schlechten Verhältnisse ständen, sondern auch vor ihm aus dem Lande geflohen wären.

Sie änderten nun ihren Ton, und baten, daß wir beim Könige ein Fürwort für sie einlegen möchten, wogegen sie versprachen, sogleich in ihr Land zurückzukehren, sobald ihnen ein Friedensbote geschickt würde. Diese Völker erkennen einen solchen Boten daran, daß er seinen Wurfspieß oder Speer zweihundert Schritte von denen, zu welchen er gesandt wird, niederlegt, und mit ausgestreckten Armen auf sie zueilt. Da wir sie versicherten, daß wir alles versuchen wollten, das freundschaftliche Verhältniß, zwischen ihnen und dem Könige, wiederherzustellen, und sie ihrer Seits zur Aussöhnung so willig schienen, so konnte man an dem glücklichen Erfolge nicht zweifeln, und sie erhielten jeder ein kleines Geschenk, das in Tabak, Messern, Stahl, Feuerstein, Zunder und Korallen bestand. Dies sind die Artikel, welche die holländischen Bauern ihnen für ihr schönes Vieh zu geben pflegen.

Die drei Anführer waren große, wohlgebaute Leute, und besonders Etoni konnte schön genannt werden; er hatte eine angenehme Miene, welche immer freundlich war, seine Augen waren lebhaft und feurig, seine Zähne so weiß wie Elfenbein, und seine Nase nicht im geringsten abgestumpft, sondern vollkommen europäisch. In ihrem Anzuge zeichneten sie sich durch nichts von ihren Unterthanen aus, außer durch eine messingene Kette, welche, auf der linken Seite, von einer Kopfbinde von kupfernen Kugeln herunter hieng. Sie trugen lange Mäntel von Kalbfellen, welche gut zubereitet, leicht und geschmeidig waren; auf dem linken Arme trugen sie breite, elfenbeinerne Ringe über

dem Ellbogen, kupferne und eiserne Armbänder umgaben ihre Handgelenke, und über dem Knie trugen sie ähnliche Ringe. Um ihren Hals hiengen Glaskorallen, und viele Männer hatten Stacheln von Stachelschweinen durchs Ohr gebohrt.

Die Weiber der Anführer zeichneten sich eben so wenig vor den übrigen ihres Geschlechts aus. Alle trugen Mützen von Fellen, welche dicht an den Kopf anschlossen, und, hinten oder an den Seiten, lang herabhiengen; jede schien ihren Putz ohne bestimmte Ordnung nach Willkühr oder Umständen, eingerichtet zu haben. Kleine, kupferne Korallen, eiserne Ringe, messingene Knöpfe, alte Knieschnallen, oder, was ihnen sonst in die Hände gefallen war, machte einen Theil ihres Puzzes aus. Manche trugen in einem Ohre einen Knopf, und in dem andern eine Schnur Glasperlen oder eine Muschel. Wechseln konnten sie mit ihrem Anzuge nicht, sondern jede trug ihren ganzen Reichthum an sich. Einige hatten nicht weniger, als funfzig verschiedene Halsbänder um; eine Menge kupferner und eiserner Ringe um Arme und Beine, und ihre Mäntel von Kalbsfellen waren mit mehreren Reihen alter Knöpfe besetzt, welche an Größe und Gestalt so verschieden waren, wie auf der Musterkarte eines Knopfmachers. Einige hatten mehrere Reihen kleiner Porcellainmuscheln um ihre Mützen gereihet, andere hatten sie zu Arm- und Halsbändern gebraucht: den meisten hieng die Schale einer kleinen Schildkröte (testudo pusilla) vom Halse, worin rother Ocher und ein Stückchen dünnes Leder enthalten war, um das Gesicht damit zu reiben.

Die kleinen Knaben giengen nackt, und ihr einziger Schmuck war ein kleiner Büschel langer, weißer Haare von dem Bauche des Springbocks, welchen sie auf dem Wirbel des Kopfs trugen.

Den zweiten September reisten wir längs den Ufern des Karika nach der Seeküste hin, beständig durch zahlreiche Haufen und Heerden der Kaffer. Von den letztern hatten wir, wie einige sagten, an diesem Tage nicht weniger als 5000 Stück gesehen; unter diesen waren Ochsen von ansehnlicher Größe und Dicke, zahllose Kühe, welche größtentheils weit größer und schöner als die in der Colonie waren, und von denen einige der Alderney-Kuh *) ähnelten; andere waren ohne Hörner, klein und dick, und glichen dem schwarzen Rindvieh in den schottischen Hochlanden. Die Hörner der großen Ochsen waren mühsam in verschiedne Gestalten gedreht, bei einigen waren die Spitzen unter dem Halse zusammengebogen, bei andern liefen sie ganz horizontal in die Höhe; bei einigen gieng ein Horn senkrecht in die Höhe und das andre nach der Erde zu; bei noch andern waren die Spitzen zurückgebogen, wodurch sie das Ansehen ungeheurer Antelopen erhielten, einigen waren große Stücken aus der Wamme geschnitten, bei andern hieng dieser Theil, in Striemen geschnitten, herab. **) Schaafe

*) Alderney ist eine aber die kleinste von den Jerseyinseln an der Küste der ehemaligen Normandie. Sie erzeugt sehr große und viele Milch gebende Kühe, die deswegen sehr in England geschätzt werden.

**) Diese wahrscheinlich mehreren Lesern wie mir unverständliche Stelle ist hier buchstäblich aus dem Original übertra-

und Ziegen sahen wir nicht, auch halten die Kaffer diese Thiere wirklich nicht. Hunde zeigten sich in ungeheurer Menge, aber von so elendem Ansehen, daß es ein kläglicher Anblick war. Es schien eine Art kleiner Schäferhunde, und sie waren, nebst dem Rindvieh, die einzigen Thiere, welche die Kaffer hielten.

Von einem Hügel, zwischen dem Buschmanns- und Karrika-Flusse, übersahen wir die ganze Gegend umher, und ein großes Stück von der Seeküste. Von dieser Ebene fällt das Erdreich mit einem Male beträchtlich gegen die Seeküste, und vorzüglich zwischen den Mündungen der erwähnten Flüsse. Das Erdreich ist hier in große Klüfte gespalten, welche durch hohe Felsenrücken getrennt werden. Die Höhlen waren mit Gebüsch und den kleinern Arten der einheimischen Bäume bewachsen. Rensburg versicherte, daß die wilden Schluchten jungen Elephanten zum Aufenthalte dienten, von denen er einmal über 4 bis 500 hier ins Gebüsch hätte laufen sehen.

Mehrere Personen, welche vorgaben, als Augen-

gen. Dort heißt es: Some (of theiroxen) had large circular pieces cut out of the Dewlap, others had this part cut into strings and hanging in tassels. Wenn die Kaffern ihr Hornvieh so bei lebendigem Leibe quälen, daß sie ihm Stücken aus dem Felle schneiden, so daß ein Theil des Felles dem Thiere, in dünne Riemen getheilt, vom Leibe herabhängt, so haben vielleicht die Kap-Bauern es von ihnen gelernt, ihren ermüdeten Zugochsen ganze Stücken Fleisch aus dem Leibe zu schneiden, wie weiter unten mit verdientem Abscheu beschrieben wird.

gen bei der Begattung der Elephanten gewesen zu sein, versicherten alle einstimmig, daß sich das Weibchen dabei auf die Kniee legte, welches indessen nicht der Fall ist. Die Art, auf welche dieses ungeheure Thier sein Geschlecht fortpflanzt, hat die europäischen Stubengelehrten lange beschäftigt, und viele sonderbare Meinungen hervorgebracht. Einige glaubten, daß das Gefühl dieses Thiers so zart, und andere, daß ihm die Sklaverei so drückend wäre, daß Schamhaftigkeit oder Unwille sie verhinderten im Stande der Hausthiere der Liebe zu pflegen; solche Hypotheſen, die sich auf falsche Erzählungen der Reisenden gründen, sind kürzlich durch Thatsachen, welche sich vor den Augen von vielen hundert Zuschauern ereigneten, vollkommen widerlegt worden. Mehrere Engländer, welche in dem Innern von Indien wohnen, haben Elephanten aufgezogen; in einem Briefe eines dieser Herren, von Tipperah *), den 11. Julius 1793 datirt, ist Begattung, Empfängniß und Zeit der Schwangerschaft aufs genaueste bestimmt. Nach diesem Briefe scheinen folgende Punkte ganz unwiderſprechlich ausgemacht:

*) Diesen Namen führt eine wenig bekannte waldigte Bergprovinz an den östlichen Gränzen von Bengalen, oder die vielmehr jetzt zu Bengalen gerechnet wird. Ihr gegen Westen liegt der Distrikt Dacca, gegen Norden Silhet, gegen Osten das Land Cassay, welches zum Reiche Burma oder Ava gehört, und gegen Süden der bengalische Distrikt Chittagong. Ein Theil der Einwohner, Cucis genannt, sind die rohesten Wilden, welche sich dadurch von ihren Nachbarn auszeichnen, daß sie immer in ihren Kriegen, den Weibern ihrer Feinde, vorzüglich den schwangerern die Köpfe abschneiden.

Erstlich: daß sich zahme Elephanten in ihrer Gefangenschaft fortpflanzen, und die Begattung vollziehen ohne nur im geringsten mehr Delicatesse als andere Thiere zu zeigen;

Zweitens: daß die Zeit der Schwangerschaft etwa 21 Monate währt.;

Drittens: daß sie sich vollkommen auf dieselbe Art, als Hengst und Stute vermischen, aber mit weit weniger Lebhaftigkeit, und

Viertens: daß das Weibchen fünf oder sechs Monate nach der Entbindung das Männchen wieder zuläßt.

Der ungeheure Elephant ist, in Vergleichung mit den Löwen, Leoparden, Wölfen, Hyänen und andern Raubthieren dieser Provinz, ein unschädliches Thier, und fruchtbarer noch als jene ist eine Bande der verwegensten Spitzbuben, welche jemals die menschliche Gesellschaft beunruhigte, und sich in diesen Gebüschen aufhält. Die Bande besteht aus sieben bis acht holländischen Bauern, und einigen bewafneten Hottentotten, welche in ihren Diensten stehen. Sie haben keinen bestimmten Aufenthalt, sondern schwärmen von einem Orte zum andern in den Wäldern umher. Sie leben von der Beute, welche sie den benachbarten Bauern und den unglücklichen, welche Schiffbruch leiden, was auf dieser ungestümen Küste sehr oft geschieht, abnehmen. Sie sind alle geächtet, und die Regierung hat Prämien darauf gesetzt, wer sie todt oder lebendig liefert. Man weiß, daß diese Bande genau mit den ausgewanderten

Kaffern verbunden ist, welche von ihnen angetrieben wurden, noch länger im Lande zu bleiben.

Früh am 3ten December besuchten uns, kurz vor unsrer Abreise, die vier Anführer Tatschu, Comma, Valusa und Hambuna, jeder mit einem Trupp Vasallen. Sie stellten uns ihre Furcht vor, in ihr Land zurückzukehren, wenn der König etwa Krieg wider sie anfangen sollte, und baten uns ihrer bei ihm im besten zu gedenken.

Der Weg, vom Hassagai-Buschflusse an, lag ausser dem eigentlichen Wege, und wir hatten ihn nur genommen, um mit den Kafferfürsten zu sprechen, und um den Theil der Küste zwischen den Mündungen des Buschmanns- und des Karrikaflusses zu untersuchen. Ueber die grasigten Ebnen von Zuureveldt findet man leicht einen Weg, wenn man die tiefen Höhlen, durch welche die Flüsse laufen, vermeiden kann, und wir fanden kein Hinderniß, bis am Kowie-Flusse, welcher sich östlich vom Karrika ins Meer ergießt. Um diesen Fluß zu passiren, mußten wir von der Ebene in einen tiefen, zwei Meilen langen Schlund herunterfahren, und der Weg war nicht allein mit Felsenstücken bedeckt, sondern wir mußten ihn sogar an einigen Orten durch das Gebüsch hauen. Ein schrecklicherer Ort war nie von Wagen befahren worden. Durch einen einzigen Fehltritt gieng Wagen und Vieh verloren. In zwei Stunden kamen wir indeß herunter, und fuhren durch ein enges Defilee, entweder zwischen hohen Bäumen oder Felsenwänden.

Die Schwierigkeit des Herabfahrens hatte die Ochsen sehr erschöpft, aber den entgegenstehenden Hügel wieder herauf zu fahren, hic labor, hoc opus fuit. Vergebens bemühten sich die Ochsen; die Fuhrleute schrien, und schlugen mit ihren ungeheuern Peitschen auf sie los, und die Holländer fluchten. Der erste Wagen kam etwa hundert Schritte herauf, und der Hügel war beinahe eine Meile hoch, aber nun war er nicht von der Stelle zu bringen. Nachdem man eine Stunde lang die Ochsen umsonst ermüdet und abgequält hatte, mußte man zu dem Mittel greifen, welches gleich anfangs das beste gewesen wäre. Die Reserveochsen wurden vorgespannt, und so wurden die Wagen am Ende aus der Kluft gezogen. Indessen bewies einer der Bauern eine Grausamkeit, die man kaum für möglich halten sollte; während sich die armen Thiere auf den Knieen abmatteten, und sich die äußerste Mühe gaben, die Wagen heraufzuziehen, zog er, wütend über die vergebene Mühe, ein scharfes Messer heraus, und gab einem der Ochsen damit mehrere Schnitte über die Rippen und Schenkeln; einige der Wunden waren sechs bis sieben Zoll lang und so tief, daß sie sich zwei Zoll breit beim Gehen öffneten. Die Größe der Wunden ist nicht übertrieben, sondern wirklich ausgemessen. Die Rippen waren ganz entblößt und das Blut lief stromweise nieder; indessen mußte das arme Thier in diesem Zustande noch drei Stunden lang ziehen. Durch zwei Schnitte war ein großes Stück Fleisch beinahe ganz von der Lende abgetrennt, und hätte ich nicht gefürchtet die Brutalität des Kerls zu bestärken, so würde ich ihn gebeten haben, es ganz abzu-

weiden, da dies dem Thiere nicht größere Schmerzen verursachen konnte: nicht aus abessinischem Appetit, noch rohes Rindfleisch zu kosten, sondern um das Zuheilen der Wunde zu beobachten. In drei oder vier Tagen war die Wunde mit Haut überzogen, und schien dem Thiere wenig Schmerzen zu erregen; aber die Narben bleiben beständig, und von der Menge Narben, die man an den Ochsen sieht, muß man befürchten, daß das Schneiden eine sehr allgemeine Gewohnheit unter ihnen ist, obgleich die meisten Bauern über diese That aufgebracht schienen. Dies war der zweite Fall der Art, der mir während der Reise aufstieß, der andere war vielleicht noch grausamer, da er, an empfindlichern Theilen, an der Nase und der Zunge ausgeübt ward. Hier brüllte das Thier fürchterlich, zerriß die Riemen und floh in das Dickicht.

Sogar in der Nachbarschaft des Kaps, wo man doch mehr Menschlichkeit erwarten sollte, sind ähnliche barbarische Handlungen allgemein bekannt. Einer der Gutsbesitzer, der mehr durch seinen Reichthum und seine Grobheit, als durch andere gute Eigenschaften bekannt ist, rühmt sich, daß er seinen Spann Zugochsen, wenn er will, in Galopp setzen kann, sobald er nur sein Messer von außen am Wagen wetzt; als er dieses Kunststück, welches von seiner Brutalität zeugt, einigen Freunden vormachen wollte, warf der Wagen um, und einer von der Gesellschaft, unglücklicher Weise nicht der Herr des Wagens, brach ein Bein. Hottentotts-Hollands-kloof, ein steiler Paß über die erste Gebirgskette beim Kap, ist oft der Schauplatz solcher Grausamkeiten gewesen. Ich

hörte einen Kerl sich rühmen, daß er einen Ochsen in diesem Kloof, nachdem ihm vom Schneiden und Hauen ein Stück Fell von der Größe eines Quadratfußes vom Leibe gefallen war, todtgestochen habe, und derselbe Mensch soll bei diesem Passe unter dem Bauche eines Ochsen Feuer angelegt haben, weil er den Wagen nicht heraufziehen konnte.

Da es unsere Absicht war, die Mündung des grossen Fischflusses, welcher die östliche Gränze der Colonie macht, zu untersuchen, so hielten wir für gut, zwei Dollmetscher an den Kafferkönig voraus zu senden, welche ihm im Namen des Gouverneurs am Kap ein kleines Geschenk überreichen, und um Erlaubniß für die Gesandten, in sein Land zu kommen, anhalten sollten. Durch diesen Schritt wollten wir uns nicht allein seinen Schutz sichern, sondern ihm auch zeigen, daß die Engländer den Vertrag, welcher zur Zeit des Gouverneurs van Plettenberg mit den Kaffern geschlossen, und im Jahr 1793 erneuert war, strenge befolgten. Unser jetziger Aufenthalt war von der Residenz des Königs fünf Tagereisen entfernt, wir bestimmten daher den Dollmetschern den achten Tag, wo sie uns an einem Orte im Kafferlande, den sowohl sie, als unser Führer Rensburg wohl kannten, und der nur zwei Tagereisen von der Residenz entfernt lag, entgegen kommen sollten.

Den 4ten reisten daher die beiden Dollmetscher ab, und wir zogen nach der Mündung des großen Fischflusses. Das Land war vollkommen flach, und an den Stellen, wo die Kaffer noch nicht gewesen waren, mit langem Grase bewachsen. Als wir uns der Seeküste nä-

herten, bemerkten wir eine lange Reihe Feuer, und da wir glaubten, daß Kaffer daselst ständen, wichen wir etwas vom Wege ab. Da wir aber unter dem Winde fuhren, kamen die Wagen mitten in das Feuer, ehe wir es bemerkten, und der Rauch war so dick, daß wir nicht zehn Schritte weit sehen konnten. Die Ochsen, welche sich die Füße verbrannten, wurden wild, und galoppirten in großer Verwirrung davon. Die Hunde heulten, es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Der Rauch war erstickend, und das Feuer brannte dicht an den Wagen, worauf das Pulver lag. Die Ochsen waren indessen klug genug gegen den Wind zu laufen, und kamen bald durch das Feuer durch. Die Flammen liefen in allen Richtungen durch das trockne Gras und die Haidekräuter mit unglaublicher Schnelligkeit. Das Land war einige Meilen weit eine feurige Fläche, und eine große Rauchwolke verdunkelte die Luft. Wir mußten nun eine beträchtliche Strecke durch schwarze Asche fahren, hinter welcher wir endlich die Mündung des großen Fischflusses erreichten, wo wir unsere Zelte aufschlugen.

Die Mündung des Flusses ist, wie alle Ströme, die sich auf der Ostseite von Afrika in die See ergießen, beinahe ganz versandet. Die Menge Wasser hält indeß beständig einen Kanal offen, welcher auch während der Ebbe tief genug ist, um Boote durchzulassen. Hinter der Sandbank war der Fluß 3 bis 400 Schritte breit, und schien sehr tief zu seyn. Die Portugiesen entdeckten ihn auf ihren frühern Reisen und nannten ihn Rio Infante. Der Sicherheit wegen errichteten sie ein Fort auf dem linken Ufer, und erhielten einige Zeit eine kleine

Colonie an diesem Orte, bis sie, bei der Entdeckung von Rio de la Goa weiter nordöstlich, welcher Fluß mehr Bequemlichkeit versprach, verlassen wurde. Die Ufer erheben sich allmählig zu hohen Ebnen, und waren bis an das Wasser, mit Gras bedeckt. Die Kafferseite war mit dickem Gebüsch bekleidet. Gegen Abend zeigte sich eine ungeheure Menge Flußpferde (hippopotamus) mit den Köpfen über dem Wasser; da sie sich aber dicht an dem jenseitigen Ufer hielten, waren sie zu entfernt, um von einer Kugel erreicht zu werden. Mehrere Fußtapfen dieser Thiere leiteten zu einer frischen Quelle, die eine Meile vom Flusse entfernt war, zu dieser Quelle gehen sie des Nachts zum Trinken, weil das Wasser, eine beträchtliche Strecke von der Mündung an, salzig schmeckt. Sie fressen auch daselbst des Nachts Gras und Gesträuch. Der kurzsichtige Mensch könnte sagen, die Natur habe sich vergriffen, da sie dieses unförmige Thier in ein Element versetzt hat, wo es nicht existiren kann; indem es nichts frißt, was sich in Flüssen und Gewässern findet.

Die Mündung des großen Fischflusses liegt unter 33° 25′ südlicher Breite und 27° 37′ östlicher Länge; vom Kap ist sie, wie schon erwähnt, etwa 600 Meilen entfernt. Die Küste war, so weit wir die Sandhügel sehen konnten, wild, felsigt, und ohne Bucht oder Einschnitt.

So lange die Holländer die fruchtbaren Ebnen des Zuureveldts bewohnten, gab es hier eine große Menge Wildpret, vorzüglich vom Antelopen-Geschlechte; aber seit der Ankunft der Kaffer ist es größtentheils ausgerot-

tet,

ist, oder in andere Gegenden vertrieben. Die Art, auf welche dieses Volk jagt, ist nicht allein sehr verheerend, sondern schreckt auch die Thiere, welche entrinnen, so sehr, daß sie den Ort verlassen. Ein großer Haufen, zuweilen viele Hundert, Männer, Weiber und Kinder, umgiebt eine Ebne, auf welcher sie Antelopen bemerkt haben. Sobald man sie umringt hat, rückt der Kreis immer näher zusammen, bis sie vollkommen eingeschlossen sind; die Antelopen, und vorzüglich der Springbock, folgten wie Schaafe immer den leitenden nach; sobald daher die Jäger ihnen bis auf eine gewisse Entfernung nahe gekommen sind, macht man eine Oeffnung in diesem Kreise und läßt die nächsten Thiere durch. Alle übrigen folgen ihnen nach, und indem sie sich durch ihre Eile selbst aufhalten, stürzen die Männer, mit Speeren bewaffnet, in die Reihen, und richten unter ihnen eine schreckliche Niederlage an. Jetzt giebt es fast keinen einzigen Springbock mehr in Zuureveldt. Wir fanden hier den Steinbock, den Buschbock, den Rietbock, die Drabie, und schossen mehrere Hartebeests. Dies ist eine der schönsten Antelopen. Das Männchen ist etwa 7½ Fuß lang und 5 Fuß hoch, und das Weibchen 6½ Fuß lang, und 4 Fuß hoch. Die Hörner aus einem einzigen Stamme, der etwa zwei Zoll über die Stirn hervorragt; der Mund und fast der ganze Kopf ist dem des Ochsengeschlechts ähnlich, woher es auch im Systeme den Namen Bubalis erhalten hat. *)

*) Sparrmann hat dieses Thier in seiner Reise S. 499 ausführlich beschrieben. Forster hält das Hirschthier in seinen

Alle Klüfte der Ebene, die Flußbetten, und die Reihe Hügel, welche diesen District nördlich begränzen, sind mit Holz bewachsen. Dieses bestand größtentheils aus hohem Gebüsch, aus welchem hie und da einzelne Waldbäume hervorragten. Das gelbe Holz war das höchste unter diesen, und zeigte sich, da es hier nicht von Schlingepflanzen in seinem Wachsthume gehindert wurde, als ein sehr schöner Baum. Unter dem Gebüsche zeichnete sich eine Euphorbia aus, welche eine Menge kahle Aeste ausstreckte. Einer der schönsten und prächtigsten Bäume, der gerade in voller Blüte stand, war der Kafferbohnenbaum (Erythrina corallodendrum) welcher seinen lateinischen Namen von der Aehnlichkeit seiner Schmetterlingsblumen mit rothen Korallenzinken hat. Eine Menge schöner Vögel, kleine Papageien, Turacos, Spechte und andere flatterten um diese Bäume, um den Saft aus den Blüten zu saugen. Der Korallenbaum hat, wie die meisten blendenden Schönheiten, seine Unvollkommenheiten. Die Blätter fallen zeitig ab, und die Blüten haben, wie bei den Mandelbäumen ausgeblüht, ehe die neuen Blätter hervorkommen.

Anders verhält es sich mit der Hottentottenbohne. Die Büschel scharlachfarbiger Blüten mit dem zierlichen, dunkelgrünen Laube vermischt, zeichneten diesen Baum vor allen Bäumen der Kloofs und dem dicken Gebüsche

Anmerkungen zum Patterson für eine neue Art der Antelopen, oder die Antelope hubalis des Plinius. Die Eingebornen nennen sie Kamaa auch Likama.

auf den Hügeln aus. Diese Pflanze ist das afrikanische Ebenholz (Guajacum afrum Linnaei) und die Schotia speciosa des Hortus Kewensis. Das Holz ist indessen nicht hart genug, um so wie das lignum vitae benutzt zu werden; auch erreicht der Baum keine beträchtliche Höhe. Der Saamen dieses Baums wird von den Hottentotten, und zuweilen auch von den Colonisten gegessen. Zwei Pflanzen vom Palmengeschlechte waren gleichfalls häufig; eine der Kafferbrodbaum (Zamia Cycadis) wuchs auf der Ebene, und die andere von derselben Art an den Bächen. Die Frucht der letztern hieß wilder Kaffee und ward von den Bauern statt des wirklichen Kaffee gebraucht. Die Strelitzia Reginae stand auch überall in der Nähe des großen Fischflusses in der schönsten Blüte; aber von der neuen Art, die wir zwanzig Meilen hinter Zwart-kops-Fluß entdeckten, konnten wir kein einziges Exemplar finden. Das himmelblaue Nectarium der Reginae schien seine Farbe zu verlieren, und durch die Luft gebleicht zu werden, welches mit dem Violett der Teretifolia nicht der Fall war. Die Saamen der Reginae werden von Kaffern und Hottentotten gegessen. Eine große Menge Zwiebelgewächse keimten eben hervor, und mehrere Arten Gladiolus, Ixia, Moraea, und Iris standen in der Blüte. Hier fanden wir auch zum erstenmal den Tamus Elephantiopus, welcher von einem Knollen an der Wurzel, der einem Elephantenfuße gleicht, den Namen hat. Mehrere Arten Xeranthemum und Gnaphalium verschönerten die Wiesen mit ihren glänzendrothen, gelben und weißen Farben. Die Colonisten nennen diese

Blumen sieben Jahre dauernde Pflanzen; aber in Europa dehnen wir ihre Dauer auf immer aus.

Nachdem wir zwei Tage längs dem Ufer des Flusses fortgerückt waren, kamen wir zu der ersten Furth im Flusse; von dem Augenblicke an, als wir von der Höhe nach dem Flußbette herunterstiegen, fühlten wir eine außerordentliche Zunahme der Hitze, und in einer Stunde stieg das Thermometer von 72° auf 102° im Schatten, und blieb vier Stunden darauf stehen. Im Sonnenschein stieg es nun 4° höher. Der Wind wehete ziemlich stark aus Norden, und der Luftstrom war so heiß, daß es kaum eine Minute auszuhalten war. Des Nachts entstand ein Sturm, und nöthigte uns, die Zelte abzureißen. Man muß wissen, daß die Höhe der Sonne im Meridian nur 51°, und daß das ganze Land, wo der Wind herkam, mit dickem Gebüsche bedeckt war, daß die Nacht vorher das Thermometer unter 52° stand und den folgenden Tag an demselben Orte und bei demselben Winde auf 71°. Diese Umstände, machen es fast unmöglich, einen so hohen Grad von Hitze zu erklären.

Den folgenden Tag setzten wir mit einiger Mühe über den großen Fischfluß; weil die Ufer hoch und steil, der Strom stark und das Wasser tief war. Einige schöne babylonische Weiden beschatteten hier den Fluß. Die Seite gegenüber zeigte sich als ein sehr schönes Land, versehen mit Holz und Wasser und dick mit Grase bedeckt, unter welchem in großem Ueberflusse eine Art Indigo wuchs, und wahrscheinlich dieselbe, welche Masson candicans nennt.

Die erste Nacht, welche wir auf dem Kaffergebiete zubrachten, lagerten wir uns am Kauscha-Flusse, welcher sich in den großen Fischfluß ergießt. Den folgenden Tag kamen wir durch die Dörfer des Mallu und Tüki (der beiden Brüder, welche wir in Zuuveldt sprachen) die eine vortreffliche Lage auf zwei Hügeln an dem erwähnten Flüßchen hatten. Wir kamen ferner durch mehrere Dörfer, längs den verschiedenen Armen des Guengka-Flusses, und erreichten, am folgenden Tage, einen ansehnlichen Strom, Namens Keiskamma. Obgleich kein Theil der Colonie, den wir bis jetzt gesehen hatten, mit dem Kafferlande, welches zwischen dem großen Fischflusse und dem Keiskamma liegt, verglichen werden kann, und die Hütten der Dörfer in sehr gutem Zustande waren, sah man doch nirgends eine Spur von Menschenhänden, und wir würden, ohne die Hütten, nicht gewußt haben, daß das Land bewohnt wäre. Wir sahen auch, während der zwei Tage, die wir im Kafferlande gereist waren, nicht einen einzigen Menschen; ausgenommen am Ende des zweiten einen unserer Dollmetscher mit einem Kaffrischen Oberhaupte, den der König abgeschickt hatte, um uns nach seiner Residenz zu führen.

Der Theil des Keiskamma, an dem wir uns gelagert hatten, war nicht für Wagen zu passiren, und das jenseitige Ufer so steil, daß Pferde darauf nicht fort konnten. Wir beschlossen daher am 4ten Tage drei bis vier Hottentotten mit Geschenken voranzuschicken, und ihnen von hier zu Pferde nachzufolgen. Obgleich die Residenz des Königs nur 15 Meilen von unserm Lager

entfernt war, brachten wir doch über vier Stunden damit zu. Die Hügel waren so mit Gebüsch bewachsen und auf der Ebene standen so viel dornigte Mimosen, daß wir den geraden Weg, einen bloßen Fußsteig, alle Augenblicke verlassen mußten. Während unserer Reise kamen wir durch eine Menge Dörfer, jedes von zehen bis dreißig Hütten, von denen einige verlassen, andere aber sehr bevölkert waren. Ein großer Haufe Volks umgab uns überall, und lief uns nach; da es sehr warm war, hatten die Männer ihre Mäntel abgelegt und giengen ganz nackt; die Weiber aber behielten ihre Mäntel und ledernen Mützen, welche sie indessen, bei der Hitze und dem Laufen, nicht wenig zu beschwerlich schienen.

Als wir in der Residenz ankamen, erfuhren wir, der König habe uns erst den folgenden Tag erwartet, und sich daher zehn bis zwölf Meilen weiter nördlich nach seinen Viehweiden begeben, weil die Wölfe eine große Niederlage unter seinem jungen Rindvieh angerichtet hätten. Es ward ihm daher sogleich ein Bote nachgeschickt und die Mutter des Königs, eine ansehnliche Frau von etwa 35 Jahren, und die Königin, ein schönes Kaffermädchen von etwa 15 Jahren schlossen mit ihren weiblichen Dienerinnen, etwa 50 an der Zahl einen Kreis um uns, und bemühten sich, uns indessen zu unterhalten. Kurz darauf erschien der König Gaika, im vollen Galopp auf einem Ochsen reitend, mit fünf oder sechs seiner Leute. Unser Geschäft fieng ohne weitere Umstände, im Schatten einer großen Mimose an. Er bat, daß wir uns alle in einen Kreis setzen möchten,

nicht aus Höflichkeit, sondern damit man hören könnte, was ein jeder zu sagen habe. Die Art indessen, mit der er uns aufnahm, zeigte das Vergnügen, das er an unserm Besuche hatte. Von dem Gegenstande war er schon unterrichtet, und fieng sogleich davon an, indem er vergnügt war uns sagen zu können, daß keiner der Kaffer, welche die Gränze überschritten hätten, seine Unterthanen wären: es wären Fürsten so gut wie er, und ganz unabhängig von ihm. Seine Vorfahren hätten aber immer den Vorrang gehabt, und ihre Oberherrschaft sey auch immer von den Colonisten anerkannt worden. Alle Kaffer, und ihre Anführer, welche sich unter den Schutz seiner Familie begeben hätten, wären immer freundschaftlich aufgenommen; und die, welche unabhängig bleiben wollten, wären niemals als Feinde betrachtet worden. Er erzählte uns ferner, er wäre nach seines Vaters Tode unter die Vormundschaft des Gambi, eines Oberhauptes und seines eigenen Onkels, gekommen, welcher, während seiner Unmündigkeit regiert habe. Da sich dieser aber geweigert, ihn, als er volljährig war, zur Regierung zu lassen, so hätte er mit Hülfe der Freunde seines Vaters ihn zur Flucht gezwungen. Sein Onkel hätte sich mit Kanta, *) einem mächtigen Fürsten in Norden verbunden, und beide ihm den Krieg erklärt. Er hätte aber gesiegt, und den Gambi gefangen genommen. Die Fürsten auf der an-

*) Patterson (S. 91) besuchte 1778 diesen Kanta, seine Wohnung lag damals am Milchflusse und sein ganzer Reichthum bestand aus hundert Kühen.

dern Seite des Keiskamma hätte er nie beleidigt, noch bekriegt; sondern sich immer bemüht, in gutem Vernehmen mit ihnen zu stehen; aber seitdem er regiere, habe er bemerkt, daß diese Häupter nicht Lust gehabt, mit ihm Freundschaft zu halten, und daß vorzüglich die Unterthanen von Mallu und Tuli seine Leute geplündert hätten. Er habe friedliche Botschafter zu ihnen geschickt, um sich zu erkundigen: ob sie vielleicht zufälligerweise in sein Land gekommen wären, aber zu seinem äußersten Erstaunen erfahren, daß sie aus dem Lande gegangen wären. Er habe seitdem mehrmals Gesandte an sie geschickt, um sie seiner Freundschaft zu versichern, sie hätten aber diese Gesandten angehalten oder vielleicht getödtet. Demohngeachtet habe er, um alle Gelegenheit zu Feindseligkeiten zu vermeiden, seinen Unterthanen verboten, ihre Wohnungen zu beunruhigen, oder nur über den Keiskamma zu gehen.

Wir erstaunten, so viel Mäßigung und Klugheit bei einem so jungen Manne und Kaffer zu finden, setzten ihm die Absicht unsrer Reise aus einander und legten ihm folgende sechs Artikel zur Prüfung vor.

1. Daß er einen Gesandten des Friedens und der Freundschaft mit einem unsrer Dollmetscher zu den Kafferfürsten, welche sich jetzt in der Colonie aufhielten, schicken sollte;
2. Keiner seiner Unterthanen solle unter keinem Vorwande, außer wenn er von ihm ausdrücklich geschickt würde, die zwischen den Colonisten und Kaffern festgesetzte Gränze überschreiten.
3. Keiner von diesen das geringste Verkehr mit den

Colonisten haben, und wenn von letztern einige in seinem Lande angetroffen würden, möchte er sie unter einer scharfen Bedeckung nach Graafreynet schicken;

4. Daß, wenn Schiffe auf der Kafferküste strandeten, er dem unglücklichen Volke Schutz und Gastfreiheit gewähren, und sie sicher nach Graafreynet führen sollte;

5. Daß, wenn Schwarze, Hottentotten, oder Bastarde in seinem Lande angetroffen würden, sie gegriffen und nach Graaffreynet geschickt werden sollten;

6. Daß er endlich ein freundschaftliches Verkehr mit dem Landdroste unterhalten, auch jährlich, oder so oft es nöthig wäre, einen seiner Hauptleute dorthin senden wolle, welcher das Wappen des Königs von England auf einem messingenen Ringkragen trüge.

Er willigte in Alles, ausgenommen in den letzten Theil des dritten Artikels, indem er bemerkte, daß es ihm nicht Recht schiene, wenn Kaffern, so viel erhabnere Menschen als Christen gefangen nehmen wollten. Er versprach aber, dem Landdroste Nachricht zu ertheilen, wenn sich in seinem Lande dergleichen sehen ließen. Es ist eine allgemeine Idee, welche die Colonisten sorgfältig unterhalten, daß die Kaffern ein wildes, verrätherisches und grausames Volk sind, dem jedoch die Erfahrung widerspricht. Ihre Mäßigung gegen die Colonisten und alle Weiße hat sich bei vielen Gelegenheiten gezeigt, und wenn die Bewohner der Gränze nur etwas

Ehrgefühl oder Dankbarkeit hätten, so würden sie eine solche Meinung zu unterdrücken suchen, anstatt sie zu verbreiten. Sie wissen sehr wohl, daß das Leben ihrer Weiber und Kinder mitten in dem Kriege, wozu man die Kaffern ungerechter Weise gezwungen hatte, von diesen immer geschont wurde, während sie selbst die Angehörigen derselben häufig todt schlugen. Ein andres Beispiel, wie verschieden sich Holländer und Kaffer betragen, wird zeigen, welche von beiden Nationen den oben erwähnten Charakter am meisten verdient.

Im Februar des Jahres 1796 litt ein genuesischer Indienfahrer an der Küste der Colonie zwischen dem Buschmanns- und Sonntagsflusse Schiffbruch. Die Bauern längs der Küste von Lange-Kloof bis Kafferland liefen zum Wrack, nicht um die Unglücklichen zu unterstützen, sondern ihnen alles, was sie gerettet hatten, zu rauben, und es ist notorisch erwiesen, daß der einzige Mann, welcher für den Capitän und die Offiziere einiges in Sicherheit bringen wollte, von seinen Nachbarn mit einer eisernen Stange todtgeschlagen wurde.

Im Jahr 1797 strandete der Herkules ein amerikanisches Schiff zwischen den Mündungen des Keiskamma und Bika; während das Schiffsvolk, das in 60 Personen bestand, ans Ufer gekommen war, fanden sie sich von Kaffern umgeben, und erwarteten unmittelbar von diesen Wilden getödtet zu werden. Statt dessen gab ein Anführer zu ihrer nicht geringen Freude den Befehl, einen Ochsen zu schlachten und das Fleisch unter die Unglücklichen zu vertheilen. Der Anblick von metalle-

den Knöpfen indessen ist eine Versuchung, der ein Kaffer nicht widerstehen kann, und denjenigen der Schiffbrüchigen, welche Sachen der Art an sich hatten, wurden sie ohne Umstände abgeschnitten; weiter wurde ihnen nicht das geringste genommen und sie wurden zu dem Aufenthalte einiger Colonisten gebracht. Diese forderten ihnen fünf Piaster für den Capitän und eben so viel für die übrigen wegen gehabter Bemühungen ab; eine sehr billige und gerechte Forderung, und es wäre zu wünschen, daß das Beispiel der Kaffern auf civilisirten Küsten nachgeahmt würde.

Nachdem wir unser Geschäft mit dem Könige vollendet hatten, machten wir ihm ein Geschenk von Kupferplatten und Messingdraht, Glaskorallen und Messern, den Thieren das Fell abzulösen, Spiegeln Feuersteinen, Stahl und Zunderdosen, und einer Quantität Tabak. Seine Mutter empfieng gleichfalls ein Geschenk. Außer dieser Dame hielten sich die andern Frauenzimmer während der Unterredung im Hintergrunde, auch Sambi der Oheim- und Thronräuber, der damals im Dorfe gefangen saß. Die Art, wie der junge König diesen Mann behandelte, macht ihm viel Ehre. Alle seine ehemaligen Diener, sein Vieh und seine sechs Weiber wurden ihm wiedergegeben, und er erhielt so viel Freiheit, wie seine übrigen Unterthanen, außer, daß er genöthigt war, immer in demselben Dorfe bei dem Könige zu bleiben.

Gaika war ein junger Mann, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, von schönem Wuchse, und einem angenehmen und männlichen Anstande. Seine Länge

betrug gegen 5 Fuß, 10 Zoll und er war von kupfer-brauner Gesichtsfarbe, die nahe ans Schwarze gränzte. Seine Haut war sanft anzufühlen und glatt, seine Augen dunkelbraun und voll Leben, seine Zähne regelmäßig und so weiß, wie Elfenbein. Seine Miene war offen, zeigte aber von mehr Nachdenken, als man auf den Gesichtern der Kaffer bemerkt. Es schien in der That, daß er einen reifen Verstand und einen hellen Kopf im vorzüglichen Grade besaß. Auf jede Frage, die sich auf ihre Sitten, Gewohnheiten, Gesetze und andere Gegenstände bezogen, antwortete er ohne Verlegenheit und Zurückhaltung plan und gerade, und ihm verdanke ich vorzüglich den kurzen Bericht, den ich im Stande bin von der Kaffernation zu geben. Sein Verstand war eben so scharf, als sein Character liebenswürdig. Er schien bei seinen Unterthanen der Gegenstand der Anbetung zu seyn. Der Name Gaika war in Jedermanns Munde, und selten ward er ohne Zeichen der Freude ausgesprochen. Er hatte eine einzige, sehr junge, und wenn man das Vorurtheil gegen die Farbe bei Seite setzt, sehr hübsche Frau, mit der er ein kleines Mädchen erzeugt hatte, welches Jasa hieß. Von seiner linken Seite hieng eine messingene Kette an einem Stirnbande von Kupferkorallen herab, wie bei den Häuptern in Zuureveldt; an seinem Arme trug er fünf große Ringe von Elfenbein, und um seinen Hals hatte er eine Kette von Korallen. Sein Mantel war mit Leopardenhaut besetzt; aber er warf sein Kleid ab, und gieng, wie das übrige Volk, ohne alle Bekleidung.

Die Königin hatte nichts Auszeichnendes vor an-

ren Frauen, außer daß auf ihren Mantel mehr Kunst gewandt schien, und er mit drei Reihen Metallknöpfen von oben bis unten so dicht besetzt war, daß sie einander berührten. Die übrigen Weiber begnügten sich mit einigen wenigen dieser Zierarten, die hier und da auf dem Mantel vertheilt waren. Dieses schwere Stück ihres Anzugs legen sie auch bei der größten Hitze nicht ab. Sie tragen aber auch die kleine Schürze, auf welche die Hottentotten so viel Mühe verwenden. Die Kafferinnen bemühen sich nicht weniger, ihren Kopf auszuschmücken, ihre ledernen Mützen waren mit Knöpfen, Schnallen, Korallen und Muscheln geziert, wie ihre Einbildungskraft es ihnen eingab.

Das Land zwischen dem Keiskamma und der Residenz war bergigt und hatte ein dürftiges Ansehen; aber von hier aus veränderte es sich sehr. Die Hügel waren dick mit Gras bedeckt, und die hohen Berge gegen Norden mit Waldbäumen bewachsen. Das Dorf, wo sich der König jetzt aufhielt, war nicht seine eigentliche Residenz; es lag am Kuquani, einem kleinen Flusse, der sich in den Keiskamma ergoß, und bestand aus etwa 40 oder 50 Hütten, von der Gestalt der Bienenkörbe. Die Hütte, welche die Königin bewohnte, stand an der Spitze des Dorfes, war etwas größer als die übrigen und zierlicher gebaut; sie war 10 Fuß breit und 8 Fuß hoch. Zuerst verfertigen sie ein hölzernes Gerüst, und füllen es mit einer Art Mörtel von Thon und Kuhmist aus, und wenn dieser vollkommen trocken ist, überzieht man das Ganze mit feinen Matten. Solche Hütten sind vollkommen wasserdicht und sehr warm.

Da man die Kaffer immer als Ackerleute vorgestellt hat, wunderten wir uns nicht eine Spur von Gärten und bearbeiteten Feldern bei ihnen zu finden. Als wir Gaika darum befragten, anwortete er: daß sie durch den letzten Krieg über drei Jahr verhindert wären, sich länger als einen Monat an einem Orte aufzuhalten und das Land zu bestellen; in Friedenszeiten pflanzen sie immer Hirse und mehrere Arten Gemüse, und nichts würde ihm mehr Vergnügen machen, als wenn das Kiri, welches sie jetzt als Gewehr gebrauchten, in ein Ackergeräthe verwandelt würde; aber jetzt stände ihm wieder ein neuer Feldzug bevor. Als ihm der Landdrost sagte, daß er ihn, von Graaffreynet aus, mit Korn und Gartensämereien versehen wollte, schien er darüber sehr erfreut zu seyn und fühlte schon das Glück seines Volkes, wenn es nach den Mühseligkeiten des Krieges zum gewohnten Fleiße zurückkehren würde.

Das Land, welches die Colonisten Kafferland nennen, wird auf der Südseite von der See begränzt, östlich von einem, mit den Kaffern nahe verwandten Stamme Namens Tambukis, nördlich von den wilden Buschmännern und westlich stößt es an die Colonie. Mit den Tambukis leben die Kaffern friedlich, aber mit den Buschmännern haben sie, wie die Holländer, einen beständigen Krieg. Sie führen ihn indeß nicht so glücklich, wie die Colonisten; denn die Buschmänner fürchten zwar die Flinten, aber nicht die Wurfspieße. Das Hauptgewehr der Kaffer ist ein eiserner, etwa fußlanger, Speer, welcher an einem vier Fuß langen Schaft

steigt ist. Dieses Instrument nennen die Hottentotten Hassagai, aber die Kaffer Omkontu. Wenn sie diesen Speer werfen, so haben sie den Arm über den Kopf balanciren so lange, bis sie das Gleichgewicht haben, und stoßen ihn mit dem Daumen und Zeigefinger fort. In der Entfernung von 50 bis 60 Schritt werfen sie ziemlich genau, aber bei einer größern Weite ist der Wurf unsicher. Dieses Gewehr scheint nicht sehr gefährlich, und man kann ihm leicht ausweichen; in der Schlacht fangen sie die Hassagaien mit einem ovalen, vier Fuß hohen Schilde von Büffelsleder.

Ihr zweites Gewehr, das Kiri, ist ein dritthalb Fuß langer Stock, mit einem runden sehr schweren Knopf an einem Ende, welcher aus der Wurzel eines Gesträuchs gemacht wird. Sie werfen ihn eben so, wie die Hassagai und sind sehr geschickt Vögel und kleinere Antelopen, vorzüglich die Pygmaea damit zu tödten. Das andere Ende des Kiri dient in Friedenszeiten als Hacke beim Feldbau, wozu es weit zweckmäßiger als zum Kriege scheint. Die Regierungsform auf der Ostseite des Keiskamma ist nicht dieselbe, wie auf der Westseite. Gaika herrscht auf der Ostseite über die wenigen Anführer, die es bei seinem Volke giebt, und diese betrachten sich als seine Unterbeamten. Von den ausgewanderten Kaffern ist jeder Anführer unabhängig, indessen haben die mächtigern eine Art von Ansehen über die schwächern, die einzelnen Horden scheinen in ihrer Verfassung mit den alten hochländischen Clans etwas ähnliches zu haben.

Jeder Kaffer ist Soldat und Kaufmann. Das er-

stere ist er nicht immer, sondern nur, wenn der Staat seine Dienste verlangt. Sie führen keine Kriege zur Erweiterung ihres Landes, sondern wegen Beleidigungen oder Ungerechtigkeiten, die das Ganze oder einzelne Glieder erfahren haben. Lebensart und Sitten der Kaffer schicken sich besser für Hirten als Krieger. Ihre Nahrung, die hauptsächlich in Milch besteht, macht sie sanft, und die Jagd, welche sie sowohl zum Vergnügen als des Nutzens wegen treiben, giebt ihnen einen Ausdruck von Offenheit und Kühnheit, die nicht eine Spur von Furcht zeigt; Furcht ist auch in der That eine Leidenschaft, die bei dem Kaffer kaum zu finden ist. Im Frieden führt er ein wahres Schäferleben. Sein Vieh ist seine einzige Sorge, und er tödtet nur bei außerordentlichen Gelegenheiten eins zu seiner Nahrung. Wenn ein Kafferfürst von einem Fremden von Ansehen besucht wird, so sucht er den fettesten Ochsen aus der Heerde, und theilt ihn mit den Gästen. Den Abend, als wir des Königs Dorf verließen, hatte die Neugierde beinahe tausend Zuschauer versammelt, um uns zu sehen; vor ihrer Rückkehr ließ der König vier Ochsen schlachten, und unter sie theilen. Für uns bestimmte der König drei Ochsen, bemerkte aber, daß er sie mit eignen Händen aus der Heerde aussuchen müßte. Die ganze Viehzucht ist den Männern überlassen, und sie wissen sich den Thieren sehr bald verständlich zu machen. Die Hörner der Lieblingsochsen werden in ihrer Jugend in sonderbare Gestalten gedreht. Man brennt nämlich die Hörner mit glühenden Eisen, bis sie weich werden, und giebt ihnen dann die Richtung, welche man

will

will. Die Ochsen, welche der König ritt, hatten die Spitzen der Hörner bis auf die Schultern heruntergebogen.

Unter ihrem Vieh war eine eigne Art, die sich nirgends weiter in der Colonie findet. Sie hatten kurze Beine und Hälse, waren größtentheils schwarz und weiß, und ihre Hörner nur vier bis acht Zoll lang. Sie waren einwärts gebogen, und die Enden, die beinahe so dick, als die Wurzel waren, nach den Ohren zu gekrümmt. Diese Hörner hiengen nicht mit der Hirnschale zusammen, sondern hiengen nur lose an der Haut, so, daß man sie nach allen Seiten hin bewegen konnte. Während das Thier geht, stoßen ihm die Hörner ins Gesicht. Man versicherte, daß sie vortrefflich zum Reiten und Tragen wären; sie hatten nicht die Rückenmähne, welche die Abyssinischen Ochsen mit beweglichen Hörnern haben sollen.

Während die Männer das Vieh besorgen, sind die Weiber mit der Wirthschaft zu Hause oder dem Ackerbau beschäftigt. Diese Arbeit, die Verfertigung der Körbchen aus Cyperus-Gras, der irdenen Töpfe zum Kochen des Fleisches und des Korns, welche beinahe ihre einzigen Hausgeräthe sind, ihrer Kleider, und das Warten der Kinder, giebt den Weibern hinreichende Beschäftigung. Man sagt, daß die Weiber außerordentlich fruchtbar seyn sollen, Zwillinge sind eben so häufig, als einzelne Geburten, und Drillinge nicht selten. Die Kinder kriechen gleich nach der Geburt ganz nackend auf der Erde herum und in sechs bis sieben Monaten können sie gehen. Krüppel und Mißgeburten sie-

het man niemals. Die Holländer glauben, daß die Kafferkinder, wenn sie nicht vollkommen gesund sind, sogleich von den Aeltern erstickt würden; aber Gaika's Mutter schien, als wir sie darum fragten, sich darüber zu entsetzen, und versicherte, daß ein Weib, welches ein solch unnatürliches Verbrechen begienge, aus dem Lande gejagt würde. Ein hoher Grad der Cultur mag wohl die Gefühle der Natur betäuben, und gegen sie begangene Verbrechen kann vielleicht Civilisation gut heißen; aber ein Wilder fühlt die volle Stärke der Aeltern-liebe!

Vielleicht bringt keine Nation auf der Welt, im Ganzen genommen, so schöne Menschen, als die Kaffrische hervor; sie sind groß, stark fleischigt und schön gewachsen. In der That wirken auch bei ihnen keine von den Ursachen, die bei civilisirten Nationen den Wuchs verhindern; ihre Diät ist einfach und ihre Bewegung heilsam, ihr Körper wird nicht mit Kleidern beschwert und sie athmen eine reine Luft. Ihre Ruhe wird nicht durch heftige Liebe oder Eifersucht gestört. Sie haben keine verderblichen Begierden, die nur eine verdorbene Einbildung hervorbringen kann. Ihr Körper wird nicht durch hitzige Getränke entnervt, weil sie diese nicht kennen; sie essen, wenn sie hungrig sind, und schlafen, wenn die Natur es verlangt. Bei so einer Lebensart sind sie vor Melancholie und Schwermuth gesichert. Das Temperament eines Kaffers ist immer aufgeräumt, und sein ganzes Betragen zeigt innern Frieden.

Ob die Kaffer gleich beinahe ganz schwarz sind, so haben sie doch nicht einen Zug von den afrikani-

den Negern an ihrem Körper. Der Verfasser der Anatomia comparata möchte ein wenig verlegen werden, wenn er den Schädel eines Kaffers in die Kette, die er so künstlich vom Europäer bis zum letzten Affengeschlechte gezogen hat, stellen sollte. Der Kopf eines Kaffers ist nicht länglich; Stirn und der Knochen des Hinterkopfs bilden beinahe eine Halbkugel, und eine Linie von der Stirn über die Nase bis zum Kinn ist, wie bei den meisten Europäern convex. Kurz, wenn die Natur ihm nicht das färbende Fluidum zwischen der Epidermis und der Haut gegeben hätte, so könnte man ihn unter die schönsten Europäer stellen.

Unter andern Ursachen hat auch wohl ihre häufige Vermischung mit Fremden dazu beigetragen, ihre große Gestalt zu erhalten. Der Haupthandelsartikel mit den Tambukis ist Vieh gegen Mädchen. Fast jeder Anführer hat Tambukische Weiber; ob sie gleich viel theurer als ihre Landsmänninnen sind. Vielweiberei ist erlaubt, aber ohne Nachtheil, da sie sich fast nur auf die Anführer erstreckt. Die Umstände der gemeinen Leute erlauben es ihnen nicht, mehr als ein Weib zu haben; da man diese jedesmal kaufen muß. Die Mädchen werden als das Eigenthum betrachtet und von diesen verhandelt. Der gewöhnliche Preis eines Mädchens ist ein Ochse oder zwei Kühe. Wenn man auf ein Mädchen bietet, so hat diese selten Lust, es auszuschlagen; sie betrachtet sich selbst als eine Waare, und ist weder erstaunt, noch niedergeschlagen, wenn man ihr ankündigt, daß sie verkauft werden soll.

Kein Courmachen, kein wechselseitiger Tausch schöner Empfindungen, oder Versuche das Herz zu erobern gehen voraus. Die Weiber der Kaffer sind keusch und erstaunend sittsam, ob man gleich, da sie sich in ihren Gebräuchen von cultivirten Nationen so sehr unterscheiden, das letztere bezweifeln möchte. Wenn z. B. ein junges Weib gefragt wird, ob sie heirathen will, so ist sie mit dem bloßen Nein nicht zufrieden, sondern öffnet ihren Mantel und zeigt ihren Busen, und da sie gewöhnlich keine andere Kleidung haben, so entdecken sich dabei, obgleich ohne ihre Absicht noch mehrere Reize.

Beispiele von Untreue sind sehr selten, und wenn sie sich ereignen, mehr zufällig als überlegt. Die Strafe besteht in Gelde, und, wenn der Mann will, Trennung von dem Weibe; wenn aber ein Mann seine Frau beim Ehebruche ertappt, so hat er das Recht, sowohl sie, als den Ehebrecher zu tödten. Ihre Gesetze sind überhaupt sehr einfach, und mehr auf Naturrecht gegründet, als positiv. Wenn ein Mord vorher überlegt ist, so wird der Mörder auf der Stelle getödtet. Tödtet man einen aus Nothwehr, zufällig, oder bei einer Zänkerei, so bezahlt man eine Geldbuße an die Anverwandten, welche entweder von diesen oder von dem Anführer bestimmt wird. Man taxirt hierbei den Erschlagenen nach dem Ansehen, das er in der Gesellschaft hatte. Die Anführer haben kein Recht über das Leben ihrer Unterthanen; sollte er absichtlich, oder in der Hitze einen tödten, so würde man ihn aus dem Lande jagen. Der Diebstahl wird nur durch Wiedererstattung be-

haft. Kein Verbrechen wird bei ihnen mit Einkerkerung bestraft.

Die Alten waren der Meinung, daß das Gesicht der Spiegel der Seele sey, die neuern Physiognomen sind noch weiter gegangen, und sagen, daß einen vollkommenen Körper keine unvollkommene Seele bewohnen könne. Nach dieser Regel konnte man den Kaffern keine Talente absprechen; ihnen eine ordentliche Erziehung zu geben, hat man noch nie versucht; aber kein ungelehrtes Volk der Erde hat mehr das Ansehen der Cultur, als die Kaffer. Sie verstehen mehrere Künste; ob sie gleich kein Eisen schmelzen können, so verstehen sie doch das gediegene sehr geschickt zu schmieden. Jeder ist sein eigener Schmidt: ein Stein dient zum Hammer, ein anderer zum Amboß, und mit diesem allein verfertigen sie Speere, Ketten und metallne Korallen, welche man in Birmingham nicht vollkommener liefert. Die Schäfte ihrer Speere sind gleichfalls sehr nett gearbeitet. Viele ihrer metallenen Zierarten zum Kopfputz zeigen viel Geschmack. Ihre Kleidung verräth gleichfalls Erfindungskraft; man befestigt die Kalbfelle, die man dazu benutzt, mit hölzernen Pflöcken an die Erde, spannt sie so weit, als möglich, aus, und reinigt sie von allem Fleisch; so bald sie hinlänglich getrocknet sind, werden sie mit Steinen geklopft, bis sie geschmeidig werden. In diesem Zustande wird die innere Seite mit scharfen Steinen gekratzt, sodann mit rothem Ocher beschmiert, bis sie so haarig wie Tuch werden. Man schneidet darauf die Felle zu, und nähet sie, gerade wie europäische Schuster zusammen. Ihre Pfrieme

ist ein Stück scharfes Eisen, und der Zwirn besteht aus den Sehnen der langen Rückenmuskeln mehrerer Thiere; man zieht hierbei die Sehnen wilder Thiere vor, welche länger halten. Die Hottentotten nähen ihre Schaafselle mit demselben Stoffe zusammen, und die Colonisten bedienen sich gleichfalls dieses Artikels anstatt des Zwirns, dessen Preis bei Eroberung des Kaps 1000 pro Cent über den Einkaufspreis gestiegen war.

Ihre Fortschritte im Ackerbau sind, wie der König erwähnte, durch den Krieg gehemmt worden, und sie scheinen auch mehr Neigung zum Schäferleben, als zum Ackerbau zu haben; ein Umstand, welcher ihre Cultur verzögern wird. Der Ackermann findet Zeit zu sitzen und nachzudenken, der Hirte ist immer Nomade, um Futter für sein Vieh zu suchen. Die Jagd füllt den größten Theil ihrer überflüssigen Zeit aus. Im Kafferlande ist das größere Wild, vorzüglich Elephanten und Büffel sehr selten geworden. Man findet keinen einzigen Strauß oder Springbock. Da diese Thiere die Wälder vermeiden, und sich auf den Ebnen aufhalten, werden sie leicht von den zahlreichen Jagdpartien umringt und ausgerottet. Der Elephant und der Büffel wurden in den Wäldern mit Hassagaien getödtet oder in tiefen Gruben gefangen. Auf diese Art fängt man auch zuweilen das Flußpferd; aber der gewöhnliche Gang dieses Thieres ist so bedächtig und vorsichtig, daß es gewöhnlich die Falle vermeidet; sicherer wird es getödtet, wenn man ihm des Nachts aufpaßt, und beim Vorbeigehen am Knie verwundet, so daß es gelähmt

fähig ist, den zahlreichen Wurfspießen zu entfliehen. Eine Menge dieser ungeheuren Thiere halten sich noch in allen größern Flüssen des Landes auf. Indessen bemühen die Kaffer sich nicht sehr, es auszurotten. Die Zähne sind zwar so fein wie Elfenbein; aber nicht groß genug, um von ihnen benutzt zu werden, und vom Fett scheinen sie nicht solche Freunde zu seyn, als die Hottentotten und Colonisten. Die Jagdbeute wird beständig zu ihrem Schmucke gebraucht, und die Zähne des Elephanten versehen sie mit Armringen, die Haut des Leoparden benutzen sie zur Besetzung der Mäntel, und das Fell der Tigerkatzen brauchen die Weiber zum Schnupftuche.

Außer dem verbotenen Handel, den die Bauern mit den Kaffern treiben, indem sie ihnen Kupfer, Eisen, Glaskorallen u. d. gl. gegen Vieh vertauschen, haben diese kein Verkehr mit einem andern Volke, ausgenommen mit ihren östlichen Nachbarn, den Tambukis. Sie erhalten von ihnen für ihr Vieh, außer den jungen Mädchen, auch etwas Eisen. Man hat geglaubt, daß die Tambukis das Eisen zu schmelzen verstehen; aber wahrscheinlich versehen sie die Portugiesen in Rio de la Goa damit. Die einzigen Metalle, welche die Kaffer kennen, sind Eisen und Kupfer, und ihr einziger Handelsartikel ist Rindvieh.

Außer den Kaffern giebt es vielleicht wenig Nationen, die nicht den geringsten Genuß aus dem Besitze der Meeresküste ziehen. Sie haben keine Art von Fischerei, weder mit Netzen noch mit Angeln. Ob ein alter Aberglaube, der seinen Ursprung in der mahamedanischen

Religion, welche so sehr viele Veränderungen erlitten hat, der Grund ist, daß sie keine Fische essen, oder ihre Lebensart sie bis jetzt verhindert hat, an dieses Nahrungsmittel zu denken, läßt sich nicht bestimmen; aber sie wissen kaum, was ein Fisch ist. Auf der ganzen Küste und in den Flüssen findet man nicht ein einziges Boot oder etwas, was einem Fahrzeuge ähnlich wäre; vielleicht bewohnten sie diesen Theil von Afrika zu kurze Zeit, und mit diesem Elemente vertraut genug zu seyn, daß sie sich auf dasselbe wagten.

Wahrscheinlich sind die Kaffer nicht die Ureinwohner der Südspitze von Afrika. Von allen Seiten mit Völkern umgeben, die sich von ihnen durch Farbe, Gestalt und Sprache unterscheiden, würde es thöricht seyn, sie hier für einheimisch zu halten. Wenn man über ihren Ursprung eine Hypothese aufstellen will, so könnte man sie von den nomadischen Arabern oder Beduinen ableiten; es ist bekannt, daß sich dieses Volk über ganz Afrika verbreitet hat. Es finden sich viele arabische Züge in dem Gesichte des Kaffers, und seine Lebensart, seine Viehzucht, und seine Behandlung der Fremden unterstützen diese Vermuthung. Da Colonien dieses Volks bis in die südafrikanischen Inseln gelangt sind, so wäre es doch eben so leicht möglich, daß sie zu Lande bis zum Kap vorgedrungen wären. Wenn sie sich vom rothen Meere an, immer an der Küste hielten, so vermieden sie gänzlich die große Wüste, und ihr Weg gienge immer durch bewohnbares Land.

Die Beschneidung der Knaben, das Hauptzeichen des Mohamedanismus ist allgemein unter den Kaffern

lich, und der einzige äußerliche, religiöse Gebrauch, den man unter ihnen antrifft. Sie betrachten es indeß nur, als eine Pflicht, die sie dem Andenken ihrer Vorfahren schuldig sind, und verrichten es weder der Reinlichkeit wegen, noch aus einem andern Grunde. Die Beschneidung ist eine Profession, und wahrscheinlich die einzige unter den Kaffern; die Zeit der Operation ist gewöhnlich das achte oder neunte Jahr. Die Leute, welche sich damit abgeben, reisen von Dorf zu Dorf, und beschneiden alle Knaben, welche das gewöhnliche Alter haben. Während der acht bis zehn Tage, daß sie sich in einem Dorfe aufhalten, um nach den Patienten zu sehen, werden sie von Haus zu Haus tractirt.

Zu der Operation wird nichts, als ein scharfes Stück Eisen, von der Gestalt einer Messerklinge erfordert; die Spitze dieses Instruments wird auf der obern Seite zwischen die Eichel und Vorhaut gesteckt, und die Haut bis an den Ort, wo sie angewachsen ist, umgelegt, und dann, dicht bei dem Frenulum getrennt. Nach der Operation erhält der Knabe einen kleinen ledernen Sack, welcher ohne angebunden zu werden, fest sitzt. Indessen tragen einige einen Gürtel, woran er mit einem Faden gebunden wird. Das Ende des Beutels hat einen kleinen Griff von einem Zoll Länge, woran er abgezogen wird; der Beutel, die Armringe und die Korallen machen den ganzen Sommeranzug eines Kaffers aus. Auf dem Kopfe tragen sie nichts, und ihre Haare sind von derselben Art, wie die der Hottentotten. Der Umstand der kurzen Haare würde ein Beweis gegen die arabische

Abstammung seyn; aber diese konnten sehr leicht, durch ihre Vermischung mit den Hottentotten, und andern benachbarten Völkern entstehen, und die Krausheit der Haare scheint in einem warmen Clima mit jeder Generation zuzunehmen. Die Bastarde zwischen den Europäern und Hottentotten haben auch harte, borstige Haare, und sind, die Farbe ausgenommen, den Kaffern sehr ähnlich.

Die Meinungen verschiedener Nationen über religiöse Gegenstände sind so mannichfaltig, und die Begriffe von Gott so schwer, deutlich zu machen, daß man, ohne eine sehr genaue Kenntniß der Landessprache, wenig erfahren kann. Als der König gefragt wurde, ob sie an übernatürliche Wesen glaubten, und was sie davon dächten, antwortete er: sie glaubten an eine unsichtbare Gewalt, die ihnen bald Gutes bald Böses zufügte, die Menschen in ihrer Jugend tödtete, Wind, Donner, und Blitz erregte, um sie zuweilen zu schrekken, und zuweilen zu vernichten, die Sonne bei Tage, und den Mond des Nachts über die Welt hinführte, und alles hervorbrächte, was sie nicht nachzuahmen vermöchten.

Ich zeigte ihm darauf meine Uhr, und er bewies durch sein Erstaunen, daß er noch nie eine gesehen hatte. Er untersuchte die Bewegungen genau, und da er fand, daß sie in seiner Hand fortdauerten, wandte er sich zu den Zuschauern und rief Figas, welches diese mit einem Zunicken wiederholten. Ueber dieses Wort konnte uns der hottentottische Dollmetscher keine andere Erklärung

gehen, als daß es einen Einfluß der Todten über die Lebendigen bedeute. Er nannte es einen Geist, und sagte, daß die Kaffer hierbei schwören. Es scheint, daß der Eid, den die Kaffer bei einem Verstorbenen leisten, für unverbrüchlich gehalten wird. Ein Versprechen wird immer heilig unter ihnen gehalten, wenn ein Stück Metall zwischen den Partheien gebrochen wird: die Gewohnheit, daß zwei sich trennende Liebende ein Viergroschenstück zerbrechen, ist noch hier und da auf dem Lande in England üblich. Aus ihren Antworten auf unsere Fragen über die Unsterblichkeit der Seele sahen wir deutlich, daß sie sich wenig um den Zustand nach dem Tode bekümmert hatten; da man über solche abstrakte Materien durch einen hottentottischen Dollmetscher wenig erfahren konnte, so wandten wir die Unterredung auf sinnlichere Gegenstände.

Ihre Kenntniß der Musik ist von eben der Art, wie bei den Hottentotten. Sie haben keine anderen Instrumente als diese, eine kleine knöcherne Pfeife ausgenommen, womit sie das Vieh zusammen rufen; sie singen und tanzen, und beides gleich schlecht. Eine Kafferin ist nur ernsthaft, wenn sie tanzt, dann heftet sie ihre Augen starr auf die Erde und ihr ganzer Körper scheint convulsivisch bewegt zu werden.

Ein größeres Vergnügen scheint das Tattowiren den Weibern zu machen, ein Gebrauch, der sich fast unter allen wilden Nationen in warmen Himmelsstrichen findet, und wahrscheinlich seinen Ursprung der langen Weile zu verdanken hat. Im Kafferlande ist es allgemein üblich; alle Weiber haben eine tattowirte Haut,

und gewöhnlich üben sie die Geschicklichkeit zwischen den Brüsten und auf den Armen.

Die mäßige Lebensart dieses Volks, ihre einfache Diät und ihre sorgfältige Bewegung schützen sie vor vielen Krankheiten. Alle Nationen, unter denen die Arzneikunde keine Profession ausmacht, besitzen nur wenige Arzneimittel. Die Kaffer benutzen einige wenige Pflanzen und hauptsächlich nur bei Quetschungen und Verrenkungen. Die Mutter des Königs war so begierig, etwas gemeines Salz von uns zum purgiren zu erhalten, daß sie nach unsern funfzehn Meilen entfernten Wagen schickte. Hautkrankheiten sind sie nicht unterworfen. Die Pocken wurden einst durch ein gestrandetes Schiff an ihre Küste gebracht, und rafften eine große Menge von ihnen hin: die Spuren dieser Krankheit zeigten sich noch auf den Gesichtern vieler alten Leute. Sie haben keine hitzigen Getränke, welche ihre Gesundheit zerrütten können, die einzigen berauschenden Dinge sind Tabak und Hanf. Die Wirkung des Hanfs beim Rauchen soll so berauschend als Opium seyn. Der orientalische Gebrauch, den Tabaksrauch durch Wasser zu ziehen, ist auch bei ihnen anzutreffen. Der irdene Pfeifenkopf wird auf ein dickes Rohr gesteckt, welches queer durch ein Elendshorn gezogen ist; dieses Horn wird mit Wasser angefüllt, und das Ende des Rohrs in den Mund genommen. Die Hottentotten verfertigen ihre Pfeife auf eine andere Art. Sie kürzen das Rohr bis auf zwei Zoll ab; damit zwei zugleich den Tabak genießen können.

Eßbare Pflanzen bauen die Kaffer wenige. Die

Art Hirse, welche Holcus sorghum heißt, und eine sehr große Art Wassermelonen, sind die hauptsächlichsten. Die Zamia cycadis, eine Art Palme, wächst überall wild, und wird zuweilen, anstatt des Hirsens, zu einem Milchbrei genommen. Hierzu wird das Mark des dicken Stammes vier bis fünf Wochen unter die Erde vergraben, bis es weich und gallertartig wird. Man ißt auch die Iris edulis, und mehrere Arten wilder Beeren und Hülsenfrüchte.

Wären die Kaffer mehr mit Ackerbau beschäftigt, so hätten sie wahrscheinlich die Haupturſachen des Wechsels der Jahreszeiten entdeckt, jetzt verstehen sie nicht mehr Astronomie, als daß der Mond in dreißig Tagen seine alte Gestalt wieder bekommt, und daß in zwölf Monaten dieselben Jahreszeiten wiederkehren. Ihre einzige Chronologie geht nach Monaten, und wird nach Holzkerben gezählt. Selten dauert eine Aera über eine Generation, und irgend eine wichtige Begebenheit, als der Tod eines Lieblingsfürsten, oder ein gewonnener Sieg macht den Anfang einer neuen.

Man findet nicht die kleinste Spur von der Schreibekunst unter ihnen; aber ihre Sprache scheint von einer ziemlich cultivirten abzustammen. Die Aussprache ist sanft und melodisch, und hat weder das eintönige Rauhe der Wilden, noch die Nasal- oder Gutturaltöne der Europäer. Sie unterscheidet sich von der hottentottischen Sprache eben so sehr, wie diese von einer europäischen. In einigen wenigen Wörtern haben sie das Gaumenschnalzen der Hottentotten angenommen, aber größtentheils nur in eigenthümlichen Namen (nominibus

propriis). Die Berge und Flüsse haben z. B. noch ihre hottentottischen Namen: ein Beweis, daß die Kaffer diese Nation vertrieben haben. Es ist sonderbar genug, daß die Kaffer, so wie die Hottentotten, einen Namen führen, den sie nie gekannt haben. Das Wort Kaffer können sie gar nicht aussprechen, da sie kein R in ihrer Sprache haben. Ein Koffrai heißt bei den Indianern ein Ungläubiger, ein Heide, und die ersten Reisenden nannten alle Völker so, bei denen sie keine Spuren von Religion fanden; der Ursprung des Namens Hottentotten scheint noch nicht ausgemacht. Die Kaffer nennen sich selbst Koussie, welchen Namen die Hottentotten, mit einem starken Gaumenschnalzen nach der ersten Sylbe, aussprechen. Ich weiß nicht, ob die Kaffersprache Aehnlichkeit mit der arabischen hat; aber das Wort Eliang die Sonne, hat einen orientalischen Klang. Folgende kurze Probe der Kaffersprache mag zeigen, wie wenig Aehnlichkeit sie mit der hottentottischen hat. Das Zeichen der Länge bei den Worten der letztern bedeutet das Dental und das Zeichen der Kürze das Palatalschnalzen, bei den Silben, über welche sie stehen.

	Kaffrisch	Hottentotisch
Die Sonne	Eliang	Surrie.
Der Mond	Inyaugo	Kā.
Die Sterne	Imquemqueis	Kōro.
Die Erde	Umclabo	Kŏo.
Luft oder Licht	Amaphoo	Kŏm.
Feuer	Leaw	Ei.
Das Wasser	Amaanzee	Kām.
Donner	Ezoolo	hŏōnoo.

	Kaffrisch	Hottentottisch
Blitz	Leaw Ezoolo	hōōnoo-ei.
Wind	Oomoi	qūa.
Regen	Imphoola	Tōōkai.
Die See	Oolanje	hurroo.
Ein Mann	Abaantoo	Quaina.
Eine Frau	Omfaas	Quaischa.
Ein Ochs	Incabai	Mnoo.
Ein Hund	Eenja	Toona.
Heute	Emenie	Hasai.
Morgen	Gamtzo	Quātrie.
Eins	Eenyé	Qūae.
Zwei	Zimbeenie	Kăm.
Drei	Zintaté	Gŏna.
Vier	Zeené	haka.
Fünf	Zineano	Gosé.
Sechs	Zintantaat	
Sieben	Zinnoné	
Acht	Zintoamnayené	
Neun	Tuamnumyé	
Zehen	Leeshung	
Eilf	Leefang-gay-yé	
Zwölf	Leefangbeenie	
Zwanzig	Amashoomomabeenie	
Dreißig	Amashoomomataté	
Vierzig	Amashoomomazeené	
Hundert	Ecoloo	

Die Kaffer unterscheiden sich auch sehr wesentlich von ihren Nachbarn durch die Art, wie sie ihre Todten begraben. Bloß die Körper der Anführer und Kinder

werden mit Ceremonien zur Erde bestattet. Erstere werden gewöhnlich sehr tief in den Kraals oder den Plätzen, wo die Ochsen des Nachts stehen, verscharrets und die Kinder werden in die Höhlen der Ameisenfresser gesteckt. Alle übrigen werden den Wölfen vorgeworfen; da diese Thiere sie augenblicklich in ihre Höhlen schleppen, sind die Verwandten sicher, den zerfleischten Körper nicht zu Gesicht zu bekommen. Die Kaffer halten die Wölfe dieser Dienste wegen für heilig, oder wagen es wenigstens nicht, sie zu tödten; weswegen auch das ganze Land von ihnen wimmelt. Ein gewisser Schriftsteller hat versichert, daß man die Todten allgemein verbrannt hätte, bis die Wälder durch die Scheiterhaufen, welche ein Gegenstand des Prunks geworden waren, beinahe erschöpft, und die Menschen genöthigt wurden, ihre Todten entweder zu vergraben oder den Raben und Geiern vorzuwerfen. Hätten die Kaffer ihre Todten in dem Lande, das sie jetzt bewohnen, verbrannt, so wären sie gewiß nicht genöthigt, aus Mangel an Holz diese Gewohnheit zu verlassen; da sie mitten in unerschöpflichen Wäldern wohnen.

Da wir unser Geschäft mit dem Könige vollendet hatten, wandten wir uns nach der Mündung des Keiskamma, wo wir einen Haven oder eine Bai zu finden hofften, da die Stärke und Größe des Stroms die des großen Fischflusses weit übertrifft. Kein Theil der Kafferküste ist bis jetzt untersucht, oder bereist worden; ob sie gleich auf Charten verzeichnet wird. Da wir jetzt ein unbewohntes und noch nie besuchtes Land zu durchreisen hatten, so verließ uns der größte Theil unserer

Beglei-

Begleiter, um Seekühe im Keiskamma zu schießen, während wir uns südlich nach der Küste wandten. In der Abenddämmerung kamen wir zu einem kleinen Flusse, an dessen Ufern wir unsere Zelte aufschlugen. Es durchströmte einen der schönsten Theile von Afrika, die wir bis jetzt gesehen hatten. Das steile Ufer auf der einen Seite war dicht mit Gebüsch bedeckt, und das andere erhob sich allmählig vom schönen Wiesengrün zu Hügeln, auf denen Gebüsche und hohe Bäume wuchsen, und dem Lande das Ansehen eines Parks oder eines Lustgartens gaben. Am Fuße lagen reiche Menge kleiner Dörfer, und einzelne Hütten, rahen sie waren gänzlich verlassen. Das Land war augenscheinlich vor kurzem noch bebaut worden; die Hirsenfelder, welche die Vögel abgefressen hatten, lagen in regelmäßigen Reihen, einige große geschmacklose Wassermelonen waren von selbst aus dem Saamen der alten entstanden; in den Gärten lagen allerlei Geräthe, Kürbis und kleine hölzerne Gefäßen, und es schien, als ob die Einwohner eilig davon gezogen wären.

Da wir in der Nähe unsers Lagers Feuer sahen, und die Hunde sobald es dunkel war, beständig bellten, so glaubten wir, daß entweder der König oder die ausgewanderten Häupter unsere Bewegung beobachteten. Das Lärm der Hunde rührte indessen von einer ungeheuren Menge Wölfe her, welche durch den Geruch eines getödteten Ochsen angezogen wurden. Sie kamen in solcher Anzahl, daß sie die Hunde verjagten, und alle unsere Leute, welche doch mit Flinten bewaffnet waren, in Schrecken setzten.

Außer dem gemeinen Wolfe und dem gemeinen Hunde, giebt es fünf verschiedene Arten vom Hundegeschlechte, in Südafrika. Drei von diesen werden Schakals genannt: die eine ist der Mesomelas, welche überall gefunden wird, die andere ist der Aureus, kleiner als die erstere, und wird gewöhnlich auf dem Schneeberge gefunden. Die dritte Gattung scheint eine unbeschriebene Species vom Fuchs. Die Farbe ist grau, ein bläulicher Grund mit Silberhaaren vermischt: das Gesicht, Füße, und Unterleib hellbraun, der Schwanz gerade, und buschigt; das Haar weich, und pelzartig. Seine Größe ist beträchtlich geringer als die des gemeinen Fuchses.

Die beiden andern Gattungen werden Wölfe genannt, eine ist die Crocuta, oder der gefleckte Wolf, die andere ist ein ungeheueres Thier, welches nur in den entferntern Gegenden der Colonie angetroffen wird. An Größe gleicht es dem größten neufundländischen Hunde: die Farbe ist blaßgelb, die Haare am Halse und Rücken lang, dick und zottigt. Der Schwanz ist kurz und gerade: an den Schultern, Lenden und Beinen hat er große schwarze Flecken. Da diese Wolfsgattung an den Vorderfüßen nur vier Zehen hat, so scheint sie mir eine Spielart der gemeinen Hyäne.

Der Geruch des Aases zog auch eine ungeheure Menge Raubvögel an, von denen eine Gattung brauner Habichte so dreist war, daß man sie mit Stöcken todschlagen konnte. Desto scheuer war eine Art kleiner Falken, etwa neun Zoll lang, von dunkelbrauner Farbe, mit einem dreieckigen schwarzen Flecken auf allen Rücken-

Farben. Die äußere Seite der Flügel war mit halbrunden, röthlichen Flecken besprengt. Der Schwanz war wechselsweise schwarz und bläulichgrau gestreift. Schnabel und Klauen dunkelblau. Die Raubvögel werden gewöhnlich von einer Art Krähen in ungeheuerer Anzahl begleitet; sie sind erstaunend dreist und ihr ganzer Habitus wie bei Raubvögeln. Der Schnabel ist stärker und mehr gekrümmt, als bei den Raben, und der obere Theil gezähnt; das eine Geschlecht hat ein weißes Schild auf dem Rücken, und das andere auf Rücken und Brust. Es scheint eine Abart des Raben oder eine unbeschriebene Species. Die übrigen Vögel waren dieselben, die man in der ganzen Colonie antrifft. Drosseln und Turteltauben waren die häufigsten. Die erstern werden unter dem allgemeinen Namen Sprew (vielleicht Sprehn) begriffen. Eine Beschreibung der verschiedenen Drosseln von Afrika würde allein einen Band anfüllen; obgleich nicht mehr als dreißig Arten davon Benennungen haben, von denen die Nitens, welche azurblau, grün, und purpurfarbig spielt, die schönste ist, und am besten singt. Der einzige seltene Vogel, den ich im Kafferlande erhielt, war der afrikanische Nashornvogel (Buceros africanus).

Nach einer Tagereise vom Bika an, kamen wir zur Mündung des Keiskamma, wo der Fluß etwa so breit, wie die Themse bei Woolwich, und dem Anscheine nach sehr tief war; die Oeffnung aber wurde durch eine Sandbank verschlossen, an der sich das Meer mit Ungestüm brach. Felsenriffe liefen von der Mündung weit ins Meer hinein, und die wilde steinigte Küste war, so

weit das Auge reichen konnte, ohne Buchten. Die Mündung lag unter 33°, 12′ südlicher Breite, und 28°, 6′ östlicher Länge.

Die einzigen Arten Wildpret, die wir an der Seeküste fanden, waren das Hartebeest, der Rietbock und der Rehbock. Längs den Ufern der Flüsse waren unzählige Fußtapfen der Flußpferde; aber von den Thieren selbst zeigte sich kein einziges.

Da das Wetter sehr schön war, flogen eine große Menge Schmetterlinge umher; von den letztern kamen wenigstens funfzig verschiedene Arten in das Zelt, weil sie das brennende Licht anzog. Wer eine Sammlung Nachtvögel haben wollte, dürfte nur ein Zelt mit einem Lichte in der Nähe eines Waldes aufschlagen. Einige der Tagvögel waren sehr schön und ohne Zweifel mehrere Arten unter ihnen stehen, in Drury's schätzbarer Sammlung ausländischer Schmetterlinge. Ich bedauerte sehr, daß ich aus Mangel an Zeit und Gelegenheit keine Sammlung dieser Insecten machen konnte.

Nachdem wir den großen Fischfluß wieder passirt waren, richteten wir unsern Lauf über eine Ebene nach Graaffreinet. Auf dieser Ebene ward vor einigen Jahren ein Stück gediegenes Eisen in vollkommen reinem Zustande gefunden; da man es als eine große Seltenheit betrachtete, so wurde es von einem Orte zum andern gebracht, und befindet sich jetzt in der Kapstadt. Die Masse war ganz gestaltlos, zeigte durch nichts daß sie (am orphous) Eisenerz gewesen sey, und keine Matrix zeigte sich an der Oberfläche, oder in den Vertiefungen, und nirgends eine Spur von Krystallisation. Ein

war erstaunend zähe, und der Bruch sah mehr dem Erze als dem Eisen ähnlich. Das Gewicht der Masse betrug etwa 300 Pfund. Als der Obrist Prehn vor einiger Zeit eine Probe davon nach England brachte, glaubte man, daß dieses Metall auf dem Kap der guten Hoffnung zu finden sey. Die Mineralogen zweifeln indessen, ob gediegenes Eisen irgendwo zu finden sey, und ob die Massen, die man in Sibirien am Senegal und einigen andern Orten gefunden hat, nicht Produkte der Kunst seyn dürften, die durch Zufall unter die Erde gerathen waren. Das oben erwähnte Stück zeigte deutlich, daß man es zu hämmern versucht hatte. Wahrscheinlich war es der dicke Theil eines Schiffankers gewesen, und von den Kaffern an den Ort, wo man es fand, gebracht worden.

Während wir längs dem Fuße des Rietbergs fortreisten, fanden wir unter einigen Haufen Waldbäumen drei neue Arten Bauholz. Das Land hatte hier ein sehr rauhes Ansehen; die Hügel bestanden aus Sandsteinen und die Grundfläche aus blauem Schiefer. An einem dieser Hügel fanden wir buntgefärbtes Salz von derselben Art, wie in dem See beim Zwart-kops-fluß; der obere Theil dieses Hügels bestand aus großen, regelmäßigen, rhomboidischen Tafeln, welche eine Art Gesimse über der Fronte bildeten. Die weißen Quarzadern, welche durch den ganzen Schiefer liefen, waren beinahe ganz in Thon verwandelt; zum Theil ließen sie sich zwischen den Fingern zerreiben, und sogar die Quarzkrystalle waren fast ganz in Thon übergegangen. Diese Verwandlung des Quarzes in Thon läßt sich bei

allen südafrikanischen Bergen bemerken; vielleicht ist Thon die letzte Stufe aller erdigen Körper, und vielleicht bestehen die verschiedenen Erdarten ursprünglich aus einer, in die sie zuletzt übergehen.

Unter dem Schiefer fanden wir einzelne Stücken Blutstein, und in der That giebt es in Afrika fast keinen einzigen Berg, der nicht Eisen hervorbrächte, und Ocher ist überall im größten Ueberflusse vorhanden. Dieser letzte findet sich am schönsten mit einer röthlichen Rinde bedeckt, welche so hart wie Töpferwaare ist: zuweilen in einzelnen Kugeln von einem bis zwei Zoll Durchmesser, aber öfters zwei bis vier solcher Kugeln zusammen, welche durch Röhren mit einander verbunden sind. In diesen Steinen findet man Ocher von allen Farben, den grünen ausgenommen; am häufigsten aber sind der blaßgelbe und dunkelbraune. Die Bauern nennen sie Farbensteine, weil das darin enthaltene Pulver, ohne weitere Zubereitung, mit Oel eine sehr gute Farbe liefert.

An dem obern Theile des Buschmannsflusses erhielten wir einen Besuch von dem Anführer der Ghonaqua's, den etwa zwölf Männer, die letzten Ueberbleibsel dieses Stammes, begleiteten. Vaillants Prophezeihung über diese Horde ist nur zu gut eingetroffen. Der Name Ghonaqua ist, so wie die zahlreichen Hottentottenstämme, auf dem Punkte zu verlöschen. Von den Colonisten aus ihren alten Besitzungen in Zuureveldt vertrieben, gewährte ihnen Gaika's Vater einen Zufluchtsort, in einem der fruchtbarsten Theile seines Reichs, am Flusse Kaapna. Hier wohnten sie ruhig bis zu den let-

in Streitigkeiten unter den Kaffern, welche Gambi, der Oheim des Gaika, erregte. Da sie unentschlossen waren, welche Parthei sie ergreifen sollten, sahe man sie für gemeinschaftliche Feinde an, und die, welche im Lande blieben, wurden geplündert und ermordet; und nur diejenigen, welche über den großen Fischfluß flohen, erfuhren dasselbe Schicksal von den Holländern in Bruyntjes-hoogte. Einige suchten einen Zufluchtsort in Zuureveldt und wurden von den ausgewanderten Kaffern geplündert. Die Uebrigen verbargen sich mit ihrem Anführer in den Wäldern des Rietbergs, wo sie von einer streifenden Parthei Kaffern überfallen wurden, die den größten Theil der Horde ermordete, und ihnen alles Vieh wegnahm. Der kleine Rest kam zu uns, uns zu bitten: wir möchten dem Kaffer-König ihr Elend schildern, und sie seinem Schutze empfehlen. Unglücklicher Weise kam diese Bitte zu spät, und wir konnten weiter nichts thun, als sie mit einer mündlichen Empfehlung und Beglaubigungszeichen an den König empfehlen.

Der Anführer Kaabas und die muntre Narina, die eine so große Episode in Vaillants Reisen ausmachen, waren den Kaffern nicht mehr bekannt; sogar die Namen waren in ihrer Sprache verloschen.

Ohngeachtet der freundschaftlichen Stimmung des Kafferkönigs gegen die ausgewanderten Häupter, hätten sich diese doch, wahrscheinlich auf Anstiften der erwähnten Räuberbande geweigert, über den Fischfluß zurückzugehen. Sie durch Gewalt der Waffen zurückzutreiben, schien nicht rathsam, aber neue Unruhen unter

den Bauern von Graaffreinet machten es nothwendig, Truppen dahin zu schicken; und da die Kaffern von den Bauern angeregt wurden, die englischen Soldaten anzugreifen, so konnte man nicht umhin, sie gewaltsam zu behandeln. Das Land ist hier so eingeschlossen, und regulären Truppen so ungünstig, daß ein kleines Detachement mit einem Offizier abgeschnitten wurde. Einmal griff ein zahlreicher Haufe Kaffern den Ort in Zuureveldt an, wo sie wußten, daß sich die Ammunition befand. Anderthalb Stunden lang hielten sie das Feuer des kleinen Gewehrs und zweier Dreipfünder aus, und versuchten mehrmals bloß mit Hassagaien, zu stürmen, von denen sie die hölzernen Schäfte kurz abgebrochen hatten. Einige holländische Bauern waren unter ihnen und schossen mit Flinten hinter den Büschen hervor. Als sie endlich mit großem Verluste vertrieben wurden, hielten es die Bauern für das Beste, sich auf Gnade zu ergeben. Die Kaffern verschwanden und der Landstreicher Buys, der Anführer der Räuberbande, und Stifter aller Unruhen, flohe in das Kafferland, weit hinter Gaika's Besitzungen.

Auf unserm Wege nach der Drostei kamen wir durch die fruchtbare Provinz Bruyntjes-hoogte, die sich durch die Unruhen ihrer Bewohner auszeichnet, welche ein Haufen Abentheurer, entlaufene Soldaten und Matrosen sind. Da diese, so weit von dem Sitze der Regierung ein so fruchtbares Land fanden, hielten sie sich für ganz unabhängig, und versuchten sogar der Regierung vorzuschreiben, welche wirklich schwach und

suchtsam genug war, ihre Ausschweifungen ungestraft hingehen zu lassen.

Von Bruyntjes-hoogte stiegen wir in die wüsten Ebenen von Camdeboo herab. Diese Ebenen werden von dem Blei-, Vogel-, Platte- und Milchfluße durchströmt, welche von den Schneebergen nach dem Sonntagsflusse laufen. Obgleich die Oberfläche sehr kahl aussah, waren doch alle Arten Wildpret sehr häufig und vorzüglich Springböcke, und die größern Antelopen-Arten. Es giebt hier auch eine Menge kleiner Thiere, welche sich in die Erde wühlen, und von den Colonisten Meerkatzen genannt werden; größtentheils gehören sie zu dem Geschechte der Viverra. Als ein Adler eins dieser Thiere mit sich fortnahm, ward er durch einen Flintenschuß mit seiner Beute heruntergebracht. Beide schienen noch unbekannte Gattungen zu seyn; Kopf, Hals, Rücken und Unterleib des Adlers waren hellbraun, die Flügel und der Schwanz stahlblau, die Cera blaßgelb, Schnabel und Klauen schwarz, und die Füße ganz mit Daunen bedeckt: seine Länge betrug zwei Fuß, vier Zoll. Die Viverra war glänzend castanienbraun, der Schwanz mit schwarzen Haaren untermengt, gerade, und an der Spitze weiß: die Ohren waren kurz und rund, die Vorderfüße hatten fünf, und die Hinterfüße vier Zehen, Leib und Schwanz waren jeder einen Fuß lang.

Zu diesem Geschlechte gehören die Muskuskatze oder das Zenik: die Tigerkatze (tigrina), der Honigdachs (mellivora) und die Kaffra oder Kettel. Diese Thiere sind gewöhnlich leicht zu zähmen, nur bei einer Art ist

es fast unmöglich. Sie ähnelt dem amerikanischen Stinkthiere (Viverra putorius), nur daß diese letztere fünf weiße Parallellinien auf dem Rücken hat, und die afrikanische nur vier. Anfangs riechen sie stark nach Moschus, verlieren aber in der Sklaverei diesen Geruch bald. Man findet hier auch ein schönes Eichhörnchen, auf jeder Seite mit einem weißen Streifen; der Leib war dunkelbraun, und etwa acht Zoll lang; der Schwanz zehn Zoll lang, und braun, schwarz und weiß gesprenkelt.

Der schöne balearische Kranich (Grus pavonina) zeigte sich zuerst am Milchflusse, und an jedem Bache wimmelte es von Guineischen Hühnern. Bienenfresser (Merops apiaster) und die noch schönern Baumläufer (Certhia) flatterten in ungeheurer Menge um die Mimosen des Sonntagsflusses, ingleichen eine Menge Spechte, und Eisvögel. Das bescheidne Gewand der Colii, von denen ich drei Arten antraf, machte einen auffallenden Contrast mit den lebhaften Farben der übrigen Vögel. Es giebt mehrere Arten Schwalben am Kap, welche alle Zugvögel sind. Eine Art mit rothgefleckter Brust bauet ihr Nest an die Häuser. An vielen Bauerhäusern sind kleine Breter besonders für die Schwalben angenagelt, und man versicherte allgemein, daß dieselben Vögel zu den nämlichen Plätzen und gewöhnlich an demselben Tage zurückkehrten; ein Beweis, daß die Natur in den Verrichtungen der Thiere eben so beständig, wie in ihrer Organisation ist.

Der Sonntagsfluß war beinahe ganz trocken, wel-

des unsern Leuten Gelegenheit gab, eine Menge Turteltauben mit großer Leichtigkeit zu fangen.

Die Weibchen legen erstaunend viel Eier und ihr Geschmack ist sehr angenehm. Von der Furth dieses Flusses ists nur noch eine kleine Strecke bis zur Drostei Graaffreinet. Wir kamen hier den 30sten September an, nachdem wir unsre lange Reise in weniger als zwei Monaten beendigt hatten.

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Buschmänner.

Etwa drei Wochen nach unsrer Rückkehr aus dem Kafferlande waren wir schon wieder zu einer zweiten Reise, nordwärts hinter die Schneeberge, fertig. Auf diesen Bergen und in dem Lande dicht dahinter wohnt ein Völkerstamm, der durch Sitten und Lebensart den Namen Wilde vollkommen verdient; ich fürchte indessen, daß vorzüglich das Betragen der Kolonisten gegen sie, diese dahin gebracht hat, jenen Namen mit Recht zu führen. Man kennt sie in der Kolonie unter dem Namen Bosjesmanns oder Buschmänner, wegen der hinterlistigen Art, mit welcher sie auf Beute lauern. Sie haben weder Ackerbau noch Viehzucht; sondern leben theils von den natürlichen Produkten ihres Landes, und theils von der Beute, die sie den Kolonisten, und den

benachbarten gebildeteren Völkerstämmen abnehme
Vor zwanzig Jahren scheinen sie weniger zahlreich u
furchtbar, als jetzt, gewesen zu seyn, und ihre Anza
und Verwegenheit soll seit kurzem noch sehr zugenom
men haben. Zu einer Zeit wurden sie durch rege
mäßige Expeditionen der Bauern sehr im Zaume geha
ten; jede Provinz hatte ihren Anführer, welcher ein
bestimmte Anzahl Bauern ausheben durfte, die die Re
gierung mit Pulver und Blei versah.

Dieser Dienst wurde immer, und vorzüglich von
denen, welche dem Angriffe der Wilden am wenigsten
ausgesetzt waren, mit Widerwillen übernommen, und,
während der letzten Unruhen in Graaffreinet litten
diese Expeditionen große Unterbrechungen. Die Bewoh
ner von Bruyntjes-hoogte fingen zuerst an, ihre
Mannschaft nicht ordentlich zu stellen. Zuureveldt
wurde verlassen und Camdeboo und Zwarrtruggens wur-
den bald nachlässig. Die Einwohner der Schneeberge,
die dem gemeinschaftlichen Feinde am nächsten lagen,
mußten die ganze Beschwerde allein übernehmen und
hätten sie ihre Verrichtung nicht mit vielem Muthe,
Geschicklichkeit und Standhaftigkeit vollendet, so wäre
dieser schöne Theil des Landes, die Pflanzschule des
Rindviehes, bald verlassen. Eine ganze Provinz, Na-
mens Tarka, ein großer Theil des Seekuhflusses, des
Rhinocerosberges, und ein Stück des Schneeberges
waren verlassen.

Noch eine andere Ursache hat indessen mehr, als
die Unterbrechung der Feldzüge die Stärke und Verwe-
genheit der Wilden vergrößert, und wird am Ende,

wenn man ihnen nicht Einhalt thut, den gänzlichen Fall dieses Theils der Kolonie bewirken. Die Regierung nämlich, welche die Gemüthsart der entfernten Unterthanen so wenig, als die Geographie des Landes, gekannt zu haben scheint, richtete alle, die Buschmänner betreffenden, Verordnungen nach den Vorstellungen unmittelbar interessirter Personen ein. Diesen Vorstellungen zufolge beschloß sie, daß alle lebendig gefangene Buschmänner unter dem Anführer und seiner Parthei verloost werden sollten, um lebenslang ihre Sklaven zu bleiben. Solche, welche man sehr jung bekam, und gut behandelte, wurden vortreffliche Knechte, und zeigten viel Anlage, Thätigkeit und Treue; eine entgegengesetzte Behandlung hatte hingegen einen ganz andern Erfolg, und die rohe Aufführung der mehresten holländischen Bauern ist schon oben erwähnt worden. Die armen Hottentotten ertragen sie mit Geduld, oder erliegen darunter; aber eine ganz andre Wirkung hat sie auf die Gemüthsart der Buschmänner; sie benutzen die erste Gelegenheit, zu ihren Landsleuten zurück zu gehen und nehmen gewöhnlich ein Gewehr und Pulver und Blei mit sich. Durch die Erzählung nun der Grausamkeiten, reizt der Entronnene seine Gefährten zur Rache: er unterstützt sie bei ihren Angriffen, sagt ihnen die Stärke der Bauern, nennt ihnen die Anzahl des Viehes, zeigt ihnen die Gelegenheit, es zu stehlen, beschreibt ihnen die gegen sie unternommenen Expeditionen, und kurz alles, was er von den Colonisten weiß. Einige Tage vorher, ehe wir unsre Reise unternahmen, war ein Schwarm Buschmänner, mit Flinten und ver-

gifteten Pfeilen bewaffnet, dreist genug, sich der Dr
stei bis auf vier Meilen zu nähern, und mehere hu
dert Schaafe zu rauben. Man verfolgte sie bis in ei
Kluft der Schneeberge, wo sie, im Besitze ihrer Beut
blieben, ihre Verfolger verlachten, und sie einluden
näher heranzugehen, und etwas von ihrem eignen Ham
melfleische zu kosten. Einer von ihnen schoß ein Gewe
los, und da die Kugel einem Bauer den Hut streifte
ergriff die ganze nachsetzende Parthei die Flucht.

Um nun ein Gespräch mit einigen Häuptern einzu
leiten und zu versuchen, ob man sie durch Geschenke
und gute Behandlung dahin bringen könnte, daß sie
ihr wildes Leben verließen, zugleich aber die Gränzen
des Landes kennen zu lernen, schien eine Reise nach
Norden durchaus nothwendig. Sie versprach überdies
viel Merkwürdiges, und da kein Europäer, als die im
ersten Capitel erwähnten beiden Reisenden, jemals die
Schneeberge bestiegen hat, so erwarteten wir viel
Neues.

Den 20sten October verließen wir die Drostei, fuh-
ren über den Sonntagsfluß und das daran gelegene
Karroo, und erreichten in einer Entfernung von zehn
Meilen nordwestlich den Fuß der Gebirge, von welchen
ein fünf Meilen langer Paß und eine steile Auffuhrt
von drei Meilen auf die weiten Ebnen, und zwischen
die zerstreuten Gebirge führten, welche den Schneeberg
ausmachen. Von den Ebnen aus in Camdeboo erschien
die Fronte der Gebirge sehr regelmäßig; ob sie gleich
die unordentlichste Lage von allen Bergen haben. Das
Steinstratum an ihren Gipfeln ist so vollkommen hori-

tal, und so regelmäßig von rechten Winkeln eingeschlossen, daß man nur an ihrer ungeheuren Höhe und Größe sieht, daß es keine Mauern sind.

Auf einer Ebne zwischen diesen Bergen lagerten wir uns gegen Abend; der Wind wehete kalt, und das Thermometer war auf 45° gefallen. Den Tag vorher stand es zu Graaffreinet im Schatten, während der Nacht auf 73, und während der Reise auf 83°. Diese plötzliche Veränderung ward nicht durch die Höhe des Gebirge, die ein holländisches Manuscript auf 4800 Fuß schätzt, hervorgebracht, sondern durch die Ausdünstungen eines heftigen Regens, welcher den Tag und die Nacht vorher gefallen war. Eine außerordentliche Abnahme der Temperatur ist in Südafrika immer die Folge eines starken Regens.

Den folgenden Tag kamen wir nach Waay-hoek oder dem windigen Winkel, dem Aufenthalte des bisherigen Landdrostes von Graaffreinet, welcher Lust bezeigt hatte, uns auf unserer Reise zu begleiten. Er war mit dem Gouverneur van Plettenberg auf seiner nördlichen Reise gewesen, und hatte seit mehreren Jahren die Expeditionen gegen die Buschmänner angeführt, hatte auch nicht nur diesen Theil der Colonie, sondern auch das Land außerhalb der Gränzen kennen gelernt. Nachdem er zur Reise gerüstet war, schickten wir am Morgen die Wagen voraus, und machten einen Abstecher auf die Berge linker Hand, um Buschmänner aufzusuchen. Ein großer Haufe dieses Volks hatte vor zwei Tagen Vieh geraubt, und ein anderer sollte sich noch in diesen Bergen versteckt halten. Ihre gewöhnli-

chen Schlupfwinkel sind zwar leicht zu finden, aber schwer und unsicher zu ersteigen. Die Bergklüfte, welche das herabströmende Wasser aushölt, bilden eine Reihe Hölen, von denen sich die Buschmänner die höchsten aussuchen, sowohl um keinen Ueberfall befürchten zu dürfen, als auch um einen größern Theil des Landes übersehen zu können.

An einem dieser Oerter entdeckten wir ihre frischen Spuren; das Feuer war nur eben ausgelöscht, und das Gras, worauf sie gelegen hatten, noch niedergedrückt. An den glatten Seiten der Hölen, waren Zeichnungen von Thieren, die von diesen Wilden herrührten; vieles waren Karikaturen, aber einige zu gut dargestellt, um nicht unsere Aufmerksamkeit anzuziehen. Die Kennzeichen der verschiedenen Antelopen waren so bestimmt angegeben, daß man die Gattung sogleich erkannte. Die Zeichnung eines Zebra's war besonders gut gerathen; alles Auszeichnende des Thiers treu dargestellt, und die Proportion sehr richtig. Licht und Schatten, oder geistvolle Züge konnte man von Wilden nicht erwarten; aber die Umrisse waren besser und richtiger, als bei vielen Kupferstichen. Die Farben, deren sie sich bedient hatten, waren Holzkohle, Pfeifenthon, und brauner Ocher; die vorgestellten Thiere bestunden in Zebra's, Kwagga's, Gemsböcken, Springböcken, Rehböcken, Elendsthieren, Eulen und Straußen, welche alle, den Gemsbock ausgenommen, in dieser Gegend gefunden werden. Einige Kreuze, Kreise, Punkte und Linien standen in einer langen Reihe, als ob sie etwas bedeuten sollten; dies aber waren die einzigen Versuche, welche

Gegen-

Gegenstände darzustellen. Ich hatte während der Reise oft die Zeichnungen der Buschmänner auf den Schneebergen erwähnen hören, hielt aber für ausgemacht, daß sie Carricaturen seyn müßten und das Gegentheil war für mich eine sehr angenehme Ueberraschung. Einige der Zeichnungen waren ganz frisch, aber mehrere schon, bei der ersten Niederlassung in diesen Theil der Colonie, gefunden worden.

Ein Theil der Oberfläche der Höhle war mit einer dicken schwarzen Rinde bedeckt, welche das Ansehen von Pech hatte; der Consistenz, und schwarz braunen Farbe nach hatte sie Aehnlichkeit mit spanischer Lakritze, der Geruch war harzig, aber unangenehm. Es brannte schwach, und gab einen dünnen braunen Saft von sich, der Geruch ward aber dadurch nicht stärker, und das Residuum war eine schwarze kohlige Substanz, die $\frac{2}{3}$ von dem vorigen Gewichte hielt. Die Rinde war mit zahllosen, sehr kleinen Fliegen bedeckt; als ich mir mit meinem Messer ein Stück davon abschneiden wollte, riefen mir die Leute zu, ich möchte einhalten, denn das geringste Theilchen könnte mich auf immer blind machen; es sey tödliches Gift, und diene den Hottentotten zur Vergiftung ihrer Pfeile. Alle stimmten überein, daß die Eigenschaft dieser schwarzen Materie schädlich sey, da sie schon die Folgen an ihren Pferden erfahren hätten, welche tödtliche Auszehrungen durch Wunden von mit Fetsengift, (Klipgift), beschmierten Pfeilen bekommen hätten. Da ich keine Gelegenheit hatte, diese Substanz zu untersuchen, so kann ich nicht behaup-

ten, ob diese Aussage der Bauern der Wahrheit gemäß sey.

An diesem Tage kamen wir in der Wohnung des Commandanten vom Schneeberge, Krüger, an, welcher sich freundschaftlich anbot, uns zu begleiten, ob er gleich eben erst von einer Expedition gegen die Buschmänner zurückkam. Er hatte gerade einen dieser Wilden mit seinen beiden Weibern und einem Kinde, welcher ihm, von vierzig Gefangenen, durchs Loos zugefallen war, im Hause; der Mann war nur vier Fuß fünf Zoll hoch, und von den Weibern war eine vier Fuß und zwei Zoll, die andere einen Zoll größer. Er schilderte uns die Lage seiner Landsleute, als wirklich bedauernswürdig; während der Monate, wo sie durch den Schnee gehindert würden, die Bauern anzufallen, litten sie unbeschreiblich von Hunger und Kälte: oft müßten sie ihre Weiber und Kinder verhungern sehen, ohne ihnen helfen zu können: der Sommer selbst erleichtre auch nicht ihr Elend. Sie wüßten, daß alle Menschen sie haßten, und jedes Volk umher auf ihren Untergang dächte. Jedes Rauschen des Windes, wie jedes Vogelgeschrei, hielten sie für ein Zeichen der nahen Gefahr. Da sie so, wie wilde Thiere, gejagt und in dem Dienste der Bauern barbarisch behandelt würden, wären sie jetzt zur Verzweiflung gebracht. Die beständige Folge von diesen allen wäre Rache gegen die Holländer. Dieser kleine Mann sollte uns begleiten, da er aber größere Lust bei seinen Weibern zu bleiben, bezeigte, ließen wir ihn zurück.

Weiter nordwärts zeigte sich uns ein merkwürdiger,

ber schrecklicher Gegenstand. Es war ein Zug Heuschrecken auf der Erde gelagert. Diese Heuschrecken bedeckten eine Quadratmeile Land so dicht, daß der Boden wie mit brauner Asche bestreut schien; nicht ein Blatt, kein Grashalm war zu sehen. Die Wagen fuhren mitten durch sie; und sie flogen vor ihnen in einer Wolke auf, welche die Luft verdunkelte. Da wir Lust hatten, den ganzen Zug auffliegen zu sehen, liefen die Hottentotten unter sie, und die Pferde wurden in Galopp durch sie gejagt, aber ohne Erfolg. Nur die, welche dicht unter den Füßen der Menschen und Pferde waren, erhoben sich. Die Bauern versicherten, daß man sie nicht auftreiben könnte, bis der Hauptanführer, welchen jeder Zug hätte, das Zeichen zum Aufbruche ertheilte.

Am Abend des 28sten lagerten wir uns am Fuße eines Berges, der sich durch seine scharfe Spitze, und seine abgesonderte Lage vor den andern auszeichnete. Er ward durch vier große Wiesen, welche Ueberfluß an Wasserquellen hatten, getrennt, und machte eine der höchsten Spitzen von Südafrika aus. Das Wasser läuft vom Berge aus, nach allen Richtungen, und dies ist wahrscheinlich der Grund, warum ihn der Obrist Gordon den Compaßberg genannt hat. Auf der Südostseite entspringt der Sonntagsfluß; die übrigen Quellen vereinigen sich alle bald darauf, und laufen gerade nach Norden. Die Oberfläche des Landes, nördlich von diesem Berge ist wenigstens 1500 Fuß über die Quelle des Sonntagsflusses erhoben, und die Spitze des Berges war

wieder beinahe 1500 Fuß über die Ebne dieses Berges erhoben.

Die Bäche waren mit gemeinem Schilfe bewachsen und dies wimmelte von Schwärmen kleiner Vögel, vorzüglich der Loxia orix, welcher engliſch der Grenadier, und franzöſiſch der Cardinal vom Kap heißt. Das Männchen zeichnet ſich den Frühling und Sommer hindurch mit ſeinem bunten Gefieder aus; in dieſen Jahreszeiten iſt Hals, Bruſt, Rücken, und Leib ſchön carmoſinroth: Kehle und Unterleib glänzend ſchwarz; während der übrigen ſechs Monate verliert es die ſchimmernden Farben, und nimmt das beſcheidene Aeußere des Weibchens an, welches ganz braun iſt. Sie leben in großen Haufen zuſammen und bauen ihre Neſter geſellſchaftlich. Ein anderer merkwürdiger Vogel, den wir im Schilfe ſahen, war der langgeſchwänzte Dickſchnabel, (Loxia caffra oder emberiza longicauda). Die Veränderung dieſes Vogels iſt noch ſonderbarer, als die des Cardinals: ſeine ſchwarzen Schwanzfedern ſind funfzehn Zoll lang, und ſtehen auf dem, nur fünf Zoll langen Leibe ſenkrecht, wie beim Haushahn. Die Freigebigkeit der Natur ſcheint dieſem Vogel mehr zu ſchaden, als zu nützen; da ihn der Schwanz beim Fliegen mehr aufhält, als unterſtützt. Dieſen langen Schwanz hat dies Thier nur in der Jahreszeit der Liebe: im Winter wird er, wie bei dem Weibchen, kurz, braun, und horizontal, und hindert nicht mehr am Fliegen. Die Veränderung des Gefieders bei manchen Vögeln hat mehrere Naturforſcher auf den Gedanken gebracht, daß auch eine Veränderung des Geſchlechts

litt fände, welches aber bei diesen beiden Gattungen nicht zutrift. Der langgeschwänzte Dickschnabel scheint über der wenigen Vögel zu seyn, welche in der Polygamie leben. Ich habe oft dreißig bis vierzig Nester auf einem Haufen zusammen gesehen, aber nie mehr als zwei Männchen. Der Bau ihrer Nester ist sehr sonderbar, sie bestehen ganz aus grünem Grase, welches sehr geschickt in eine Kugel geflochten, und zwischen zweien Schilfröhren befestigt ist. Der Eingang geht durch eine Röhre auf der untern Seite dicht am Wasser.

Etwa zwölf Meilen nordöstlich vom Compaßberge hören die Schneeberge auf, und ein Paß eröffnet die Aussicht auf eine Ebne, welche, so weit das Auge reichen konnte, ohne Erhöhung war. Acht Meilen hinter diesem Paß hielten wir unser Nachtlager, und das Wetter war kälter, als wir es bis jetzt auf den Schneebergen gehabt hatten; endlich wurden die dicken Wolken durch die Sonne zerstreut, und der Compaßberg war auf dem Gipfel mit Schnee bedeckt.

Der Schneeberg begreift ein großes Stück Land, welches, sobald wir von der Ebne hinter Graaffreynet zu den Höhen gelangt waren, sein Ansehen sehr verändert. Zu den erwähnten Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Berge gehört, daß ihre eine Seite steil, die andere aber sanft abhängig ist; der Compaßberg ist nordwärts der letzte, dessen Südseite hoch und jäh ist, weiter hin sind die Nordseiten der Berge die höchsten.

Es muß Jedem auffallen, welcher den Bergen und Flüssen von Südafrika einige Aufmerksamkeit widmet,

daß die Flüsse an den höchsten Seiten der Berge entspri
gen, und die abhängigen Seiten ihnen gegenüber stehe
Daß dies der Fall bei jedem Lande von neptunischem U
sprunge ist, kann man im Kleinen bei jedem Flußbet
sehen. Die Sandbänke, welche der Strom bildet, si
immer, nach der Mündung des Flusses zu, am höchste
Der Grund ist zu einleuchtend, als um einer Erklärun
zu bedürfen. Die Sandbänke in den Flüssen verurs
chen noch eine andere Bemerkung, welche gleichfalls i
Großen statt findet: sie werden nämlich nach beiden Se
ten zu länger, das obere Ende wächst durch die Vermin
derung des Stroms, den es von einander trennt, und
das Untere durch den Strudel, welcher durch die Wie
dervereinigung des getheilten Stroms verursacht wird;
eben so verlängert sich eine Landspitze bei dem Zusam
menflusse zweier Ströme nach der See hin, und die
Landspitze, welche einen Strom theilt, nach der Quelle,
wie ein berühmter Geograph bemerkt hat.

Die Berghaufen, welche den Schneeberg ausma
chen, bestehen aus Sandsteine, in beinahe horizontalen
Lagen, nur bei wenigen bemerkt man die Quarzgipfel,
die sich an den Kapgebirgen und Zwarteberge finden,
aber ihre Grundlagen bestehen, wie bei jenen, aus
blauem Thonschiefer; der Boden am Schneeberge war
größtentheils thonigt, und oft in harte Massen zusam
mengeballt, welche fettig aussahen und eine Menge dun
kele Glimmer enthielten. Die Pflanzen, welche sich auf
den höhern Theilen am häufigsten fanden, waren Büschel
langes Gras, kleine Haidekräuter, eine schöne Art Me
sembryanthemum, mit großen Büschen kleiner rothen

Blüten und eine andere Art, die sich von der vorigen nur durch die weiße Farbe der Blüten unterschied. Außer diesen wuchsen hier eine kleine Gattung Diosma und zwei Gattungen Iris, die eine mit blauen und die andere mit gelben Blumen; auf den Ebnen wuchsen fast alle Geschlechter der Syngenesia. Am häufigsten waren verschiedene Gattungen der Arctotis, Othonna, Cineraria, Aster, Calendula, Athanasia, Tanacetum, Senecio und Gnaphalium, welche alle in voller Blüte standen.

Was den Schneeberg am meisten von den übrigen Theilen des Landes auszeichnet, ist der gänzliche Mangel an Strauchwerk. Meilen weit sieht man nicht einen Busch. Wir kamen durch eine Kluft zwischen zwei Hügeln, wo etwa ein Dutzend kleiner Mimosen standen, und nichts konnte die Seltenheit der Gebüsche besser beweisen, als die ungeheure Menge Nester, welche Sperlinge, Dickschnäbel und Finken dort gebauet hatten. Sie bedeckten die Aeste so dick, wie Krähennester in einer Dohlenzucht, und, was noch merkwürdiger ist, das Nest eines Falken saß mit sechs andern Nestern auf einem und demselben Busche, und enthielt zwei weiße Eier, mit kleinen purpurrothen Flecken. Der Vogel schien im Fluge braun und weiß, und ward von den Bauern der weiße Falke genannt. Die Nester der kleinern Vögel waren ganz mit Dornen besteckt, und oben bedeckt, wie die Nester der Elstern; so daß die Vögel nur durch kleine Löcher hineinkrochen.

Es ist ein merkwürdiges Ereigniß, daß es auf dem Schneeberge viele Menschen giebt, die nie einen Baum

gesehen haben; sogar der Commandant, welcher vie[le] Jahre das Land nordwärts gegen die Buschmänner durchzogen war, hatte niemals ein Gehölz gesehen, ehe er uns in das Kafferland begleitete. Die wenigsten Häuser haben irgend einen Busch in der Nähe. Die heftigen Winde verhindern den Wuchs der Pflanzen mehr als die Kälte; denn sogar Eichen, die in Europa so starke Fröste aussiehen, kommen auf den Schneebergen nicht fort.

Zum Brennen braucht man nur Kuhmist, den man an den Orten sammelt, wo das Rindvieh zur Sicherung vor Buschmännern und Wölfen eingesperrt wird. Im Frühlinge gräbt man ihn in viereckigen Stücken, wie Torf aus, trocknet ihn, und hebt ihn, in Haufen gethürmt, zum Winter auf. Bei allen Bauerhäusern, welche wir sahen, war man beschäftigt, dieses Brennmateriale auszustechen.

Die Ursachen welche den Wuchs der Bäume verhindern, haben keinen Einfluß auf das Korn. Getraide aller Art wächst hier so gut, wie in den niedrigern Theilen; aber die Erndte fällt immer einen bis zwei Monate später, daher das Korn in der Gewitterzeit, welche erstaunend heftig auf diesen Gebirgen sind, und fast immer von Hagelschlag begleitet werden, eingeerntet werden muß. Das beste Getraide wird oft in einer halben Stunde vom Hagel zu Grunde gerichtet. Da indeß die Wiederkehr dieser Jahrszeit sehr pünktlich ist, und gewöhnlich um Neujahr anfängt, so kann man das Uebel fast immer durch frühe Aussaat vermeiden. Die Feldfrüchte haben aber noch ein anderes Uebel auszustehen,

gegen kein Mittel zu seyn scheint; dies ist die ungeheure Menge Heuschrecken, welche sie zuweilen verzehren. Wenn diese Insekten erscheinen, bleibt auch nicht ein einziges Kornfeld von ihnen verschont. In dem jetzigen Jahre bezweifle ich, ob der ganze Schneeberg einen einzigen Scheffel liefern wird. In solchen Jahren essen die Einwohner kein Brod, sie tragen ihr Uebel mit grosser Geduld, und helfen sich dadurch, daß sie doppelt so viele Schaafe als gewöhnlich schlachten.

Das größte aller Hinderniße des Emporkommens der Bauern bleiben immer die Verwüstungen der Buschmänner. Korn bauen sie bloß zur eignen Consumtion, Rindvieh halten sie bloß zum Verkauf. Alle Sorgfalt, und die beständige Hülfe von zahlreichen Hottentotten, ist zuweilen nicht hinreichend, einen Ueberfall der Buschmänner zu verhindern. Ein Bewohner der Schneeberge ist nicht nur in beständiger Sorge für sein Eigenthum, sondern sogar sein Leben ist in steter Gefahr. Wenn er sich 500 Schritte von seinem Hause entfernt, muß er eine Flinte mitnehmen; wenn er pflügen, säen, oder erndten will, muß er Waffen führen; selbst, um etwas im Garten abzupflücken, darf er's nicht wagen ohne Gewehr zu seyn. Um ein solches Leben auszuhalten, muß man von Jugend auf daran gewöhnt, und mit keinem bessern bekannt seyn. Die Schneeberge haben dennoch ihr Anziehendes, man hat hier nämlich die beste Schaafzucht in der ganzen Kolonie; die Schwänze von einigen wiegen an zwanzig Pfund, gewöhnlich ist ihr Gewicht zwölf bis sechzehn Pfund. Ein Bauer hat hier selten weniger, als drei bis viertausend Schaafe;

die Wolle gewährt ihm keinen Vortheil, da solche kurz, spröde, und überhaupt borstenartig ist. Daß dies nicht vom Klima, sondern von der Gattung selbst herrühre, hat man bei der Einführung einiger spanischen Schaafe vor Kurzem erfahren, deren Wolle sich in Afrika noch verbessert haben, und in London ungewöhnlich theuer verkauft seyn soll. Wenn man Bakewells Widder *) auf den Schneeberg versetzen könnte, so würde gewiß ein vortrefflicher Schlag hervorgebracht werden.

Die höhern Theile der Schneeberge sind für die Schaafzucht nicht besser, als die Ebnen für das Hornvieh. Die Butter, welche hier gemacht wird, hält man für die beste in der Kolonie, und das Fleisch wird eingesalzen in beträchtlicher Menge nach dem Kap geführt. Man rechnet, daß auf einem mittelmäßigen Bauerhofe 50 Kühe wöchentlich 100 Pfund Butter geben; ungerechnet, daß sie die Kälber säugen, welche immer um ihre Mütter sind. Die Zugochsen sind groß, stark, und von gutem Ansehen; und ihre Pferde zwar klein, aber ausdauernd. In vielen Theilen sind sie der allgemeinen Krankheit sehr unterworfen, welche eine große Menge hinrafft. Diese Krankheit ist indessen ganz local: auf einem Bau-

*) Bakewell, der den 1. Octbr. 1795 starb, war ein Gutsbesitzer in Leicestershire, der seine Schaafe aufs höchste veredelt hatte. Vier von seinen Widdern gaben gewöhnlich ein Tod oder 28 Pfund Wolle, und 4½ Mutterschafe eben so viel. Um Schaafe von seiner Race zu haben verwandten andere englische Gutsbesitzer große Summen. So vermiethete er 1789 vier Schaafböcke, um ihre Gattung fortzupflanzen, für 1200, und sieben andere für 2000 Guineen.

gute, wüthet sie niemals, und auf einem andern, wenige Meilen davon, kann man kaum ein Pferd erhalten; dies ist ein Beweis, daß sie von einer Pflanze herrührt, deren Blätter oder Blüten den Pferden tödtlich sind. Die Buschmänner benutzen die Zeit, wenn die Krankheit wütet, sehr sorgfältig, und sind dann vorzüglich verwegen; indem sie wissen, daß die Bauern nicht im Stande sind, ihnen nachzusetzen.

Dies sind die Vortheile, und die Uebel, welche die Bewohner des Schneebergs erfahren. Da sie die erstern genießen, ertragen sie die letztern geduldig und standhaft. Das Volk scheint in vieler Rücksicht ganz von den andern Bewohnern der Colonie verschieden zu seyn; der Unterschied ihres Characters, von den Bewohnern der Ebenen, ist eben so groß als der ihres Landes. Es sind friedfertige, gefällige und Ordnung liebende Leute, und ein tapfrer und abgehärteter Menschenstamm. Die beständige Gefahr ihres Lebens und Eigenthums verhindert sie träge zu werden, und diese Lage hat nicht nur die Thätigkeit der Männer, sondern auch der Weiber erweckt, welche wirklich viel entschlossener als in den tiefer liegenden Distrikten sind. Bei mehreren Gelegenheiten haben sie sogar viel Muth bezeigt. Die Frau eines unserer Begleiter erfuhr in der Abwesenheit ihres Mannes, daß die Buschmänner eine Heerde Schaafe davon führten; sie stieg sogleich mit dem Gewehre in der Hand zu Pferde, ließ sich, von einem einzigen Hottentotten unterstützt, in ein Gefecht mit ihnen ein, und brachte alle Schaafe zurück.

Ohngeachtet der vielen Hindernisse ihres Fleißes

brachte die Unordnung in Graaffreynet nicht die geringste Veränderung auf den Schneebergen hervor, und sie unterstützen sogar die Verfügungen der Regierung nachdrücklich. Die einzige Beschwerde, welche sie hatten, ist ein lächerliches Gesetz, die Heurathen betreffend, welches der Bevölkerung wirklich nachtheilig ist. Zufolge dieses Gesetzes müssen sich beide Brautleute in Person an das Kap begeben, um gewisse Fragen zu beantworten, aus welchen man sehen will, ob nicht verbotene Heurathen geschlossen werden; als ob die Commissarien, welche doch fünf bis sechshundert Meilen entfernt leben, die Verhältnisse der Heurathslustigen besser als der Landdrost oder der Prediger wissen könnten.

Die Kosten dieser Reise sind oft beträchtlicher, als das Vermögen dieser Leute ohne Schaden tragen kann. Der Schicklichkeit wegen müssen sie in zwei Wagen abfahren; ob sie gleich, während der Reise, welche vier Wochen durch Wüsten geht, gewöhnlich nur einen mitnehmen, und in neun Fällen unter zehen ist die Heurath schon unterweges vollzogen. Noch hat dies aber eine andre üble Folge: das arme Mädchen hängt nach den Vertraulichkeiten dieser langen Reise ganz von der Gnade des Mannes ab, welcher sie wohl gar am Ende, wenn er nämlich seine Leidenschaft befriedigt hat, verläßt. Obgleich in unserm Lande auch zuweilen eine Reise nach Schottland gemacht wird, wenn sich die Hindernisse nicht gut in der Nähe überwinden lassen, so würde man das doch für ein hartes Gesetz halten, wenn jeder Heurathslustige von Landsend nach London rei-

müßte. Und die Bewohner von Graaffreynet müssen sie noch einmal so weit fahren.

Fast alle Bewohner der Schneeberge, welche schon ein höheres Alter erreicht hatten, waren Steinbeschwerden unterworfen, die wahrscheinlich von der schlechten Beschaffenheit des Wassers herrührten, welches im Winter eine unreine Mischung von Schnee und Erde, und im Sommer stark mit Salz gesättigt ist. Nicht die Menschen allein sind diesem Uebel unterworfen, sondern man findet in den Magen und Blasen aller Thiere dieser Gegend Steine. In dem Magen des Springbocks trifft man große, länglichrunde Massen an, und, wie schon erwähnt worden, eine Menge kleinere in den Straußeneiern.

Am 25. rückten wir über 20 Meilen Nordwärts über ein flaches Land fort, welches hauptsächlich in gutgewässertem Wiesengrunde bestand, aber nicht eine Spur von Büschen oder Gesträuchen enthielt. Ueberall weideten eine Menge wilder Thiere, als Gnu's, Quagga's Hartebeests und Springböcke in solchen ungeheuern Heerden, wie wir noch nirgends gesehen hatten. Dieser Ort hieß Gordons-Quelle und dicht dabei stand die letzte christliche Wohnung; da sie den Buschmännern so nahe lag, wohnten hier vier Familien zusammen, um sich gegen ihren Angriff desto besser zu schützen.

Da wir erfahren hatten, daß es von hier aus nicht sicher seyn würde, ohne bewaffnete Begleitung vorzudringen, so waren die Bewohner des Schneebergs beordert, sich hier zu sammeln, damit der Commandant so viel als er nöthig hätte, von ihnen auslesen könnte.

Er nahm sechszehn Bauern und acht bewaffnete Hottentotten von ihnen, welche mit uns und den Hottentotten, die wir bei uns hatten, über funfzig Mann ausmachten. Wir hatten sieben Wagen, über 100 Ochsen und 50 Pferde, nebst einer Heerde von etwa 60 Schaafen zu unsrer Consumtion während der Reise. Die Leute welche der Commandant ausgesucht hatte, waren alle junge Leute, welche, so ungern sie auch sonst die regelmäßigen Buschhottentottenjagden mitgemacht hatten, sich jetzt freuten, wie auf eine Lustparthie.

Am Abend des 25sten sammelten wir uns an dem Anfange des Seekuhflusses, welcher sechs Meilen hinter der letzten Wohnung floß. Dieser Fluß entsteht aus den vereinigten Quellen, welche an der Nordseite des Schneeberges und des rothen Berges, eines Arms des vorigen, entspringen. Der Seekuhfluß und alle Ströme, welche hinter den Schneebergen nach Norden fließen, unterscheiden sich von allen nach Süden laufenden Strömen oder Flüssen dadurch, daß ihre Ufer nicht wie bei diesen letztern mit Mimosen, Weiden- und andern Bäumen, sondern mit Schilf (arundo phragmites) besetzt sind. Die nördlichen Flüsse bestanden größtentheils aus einer Kette tiefer Sümpfe, welche durch enge, und, den größten Theil des Jahres hindurch, trockne Canäle verbunden waren. Einige dieser trocknen Stellen (Gats) des Seekuhflusses waren fünf bis sechs Meilen lang, und tief genug ein Linienschiff zu tragen. Vormals enthielten sie eine ungeheure Menge derjenigen Thiere, von denen der Fluß den Namen hat; aber die Nähe der Colonie und die gute Gelegenheit, sie in diesen Löchern zu

jagen, sind Ursache, daß sie fast gänzlich ausgerottet sind; dann und wann wird noch ein Hippopotamus in diesem Flusse gefangen.

Den folgenden Tag kamen wir über Ebenen, welche von Wildpret wimmelten; während wir Gnu's und Antelopen jagten, stießen wir auf einen ungeheuer grossen Tigerwolf, welcher oben beschrieben ist, zwei Quagga's und zwei Schlangen von einer Gattung, deren eine fünf und die andere sechs Fuß lang war. Ihre Farbe war ganz goldgelb; sie waren sehr dreist, und machten mehrere Versuche, an den Pferden in die Höhe zu springen. Die Bauern hielten sie für sehr giftig, und nannten sie Cobra-capella.

Zwanzig Meilen weiter nordwärts kamen wir an die Stelle des Flusses, wo der Gouverneur van Plettenberg seine Reise nach Norden beendigte, und zum Andenken einen Denkstein (Baaken) hier errichten ließ, welcher zugleich die Gränze zwischen der Colonie und dem Lande der Buschmänner bestimmen sollte. Die Buschmänner zerbrachen das Monument, aber der Ort behielt den Namen Edelheers-baaken, und der große Sumpf des Flusses, an dem der Stein stand, heißt Plettenberg.

Das Denkmal des Gouverneurs war uns nicht so merkwürdig, als ein Gegenstand an dem andern Ufer des Flusses. Dies waren ein halb Dutzend großer Büsche, die ersten, die uns seit vielen Tagen aufstießen; noch mehr zogen sie aber unsre Aufmerksamkeit dadurch an, daß Vögel darauf eine ungeheure Menge sehr grosser Nester gebauet hatten. Sie waren wenigstens groß

genug für die Geier, welche in der Luft schwebten, ob für die großen blauen Kraniche, die daneben saßen. Als wir uns den Büschen näherten, flog eine ungeheure Anzahl kleiner Vögel von der Größe der gemeinen Haidelerche auf. Obgleich die Bauern die Nester nicht gekannt hatten, so erkannten sie den Vogel doch sogleich für den Heuschreckenfresser, und freueten sich nicht wenig, ihn so nahe bei der Colonie anzutreffen. Diese Drosselart ist ein Zugvogel und hält sich bloß an solchen Orten auf, wohin die wandernden Heuschrecken kommen. Er hatte sich seit dreizehn Jahren nicht in der Colonie sehen lassen, seit welcher Zeit auch die Heuschrecken nicht auf dem Schneeberge gewesen waren. Der Kopf, die Brust und der Rücken sind blaßgrau, der Unterleib und Rumpf weiß, die Flügel und der Schwanz schwarz, letzterer kurz und ein wenig gespalten; von dem Schnabel bis hinter das Auge geht ein kahler, schwefelgelber Fleck, und den Hals herunter laufen zwei nackte, schwarze Streifen.

Man könnte diesem Vogel den Namen Gryllivorus geben, da seine Nahrung blos aus der Larve der Heuschrecken, wenigstens so lange er sie haben kann, zu bestehen scheint. Die Natur hat selten einen verderblichern Gegenstand hervorgebracht, ohne für ein Gegengift zu sorgen, oder mit andern Worten: sie hat die Einrichtung getroffen, daß die eine Hälfte der Schöpfung die andre zerstören muß, um die Reproduction zu befördern. Die Anzahl der Heuschreckenfresser ist eben so groß, als die der Heuschrecken selbst. Ihre Nester, die in der Entfernung so groß schienen, bestanden aus einer

der Menge Zellen, deren jede ein besonderes Nest ausmachte, und einen Eingang hatte. Solcher Zellen saßen sechs bis zwanzig an einander, und ein Dach von gewebten Zweigen bedeckte das Ganze, wie bei den Elstern. In den mehresten Zellen waren junge Vögel, gewöhnlich fünf, die Eier waren röthlich weiß, mit kleinen schwarzen Flecken. Diese Vögel hatten jenen Ort erwählt, um ihn aus Mangel an Futter sobald nicht verlassen zu dürfen. Man kann sich von der zahllosen Menge Heuschreckenlarven, welche damals diese Gegend verheerten, keinen Begriff machen. Zehn Meilen auf jeder Seite des Seekuhflusses und 80 bis 90 Meilen in der Länge, war die ganze Gegend von 16 bis 1800 englischen Quadratmeilen, buchstäblich, mit ihnen bedeckt; das Wasser im Flusse war kaum zu sehen, so viel todte Larven schwammen darin, welche, bei dem Versuche, an das Schilf zu gelangen, ertrunken waren. Sie hatten jeden Grashalm verzehrt, und wenn das Schilf nicht gewesen wäre, von dem sich unser Vieh während der ganzen Reise erhalten mußte, so hätte die Reise ein Ende gehabt, oder wir waren genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen. Die Larven sind, wie gewöhnlich bei den Insecten gefräßiger, als die ausgebildeten Heuschrecken, und was nur grün aussieht, wird von ihnen verzehrt.

Sie treffen indessen doch zuweilen eine Auswahl in ihrer Nahrung; wenn sie ein Kornfeld, welches so eben Aehren angesetzt hat, finden, so picken sie erst alle Körner aus, ehe sie die Blätter, und den Stängel verzehren. In einem solchen Zustande sieht ein Kornfeld kläg-

lich aus. Das Insekt scheint beständig in Bewegung zu seyn, und etwas im Auge zu haben. Wenn sie während des Tages fortfliehen, so ist es fast unmöglich, dem Zuge, welcher mit dem Winde sich fort bewegt, entgegen zu gehen. Die Spuren ihres Weges sieht man noch deutlich Wochenlang nachher, indem das Land, wie mit einem Reißbesen gekehrt, aussieht. Gegen Sonnenuntergang wird der Marsch eingestellt: der Zug theilt sich in Haufen, welche sich um Gesträuche oder Ameisenhügel setzen, und in dieser Stellung Bienenschwärmen ähnlich sehen. Alsdann bleiben sie bis zu Tagesanbruche ruhig. Während dieser Zeit haben die Bauern eine Art Heerde zu hüten; indem sie eine Heerde von einigen tausend Schafen unter sie treiben, und hierauf von den Schafen zertreten werden.

Glücklicherweise sind die Besuche dieses Insekts nur periodisch; indem man sonst das ganze Land verlassen müßte. Auch in diesem Jahre starb das Vieh auf vielen Theilen des Schneeberges aus Mangel an Nahrungsmitteln. Das jetzige Jahr ist das dritte, seitdem die Heuschrecken hier sind und sie haben sich mehr als millionenfach vermehrt. Zehn Jahre lang, vor ihrer jetzigen Anwesenheit, war man ganz frei davon. Ihr letzter Auszug aus der Colonie war sehr merkwürdig. Alle ausgewachsene Insekten wurden durch einen stürmischen Nordwestwind in die See getrieben, wo sie am Ufer eine Bank von drei bis vier Fuß Höhe bildeten, die sich vom Buschmannsflusse bis zum Bika, oder 50 englische Meilen weit erstreckte; und man versicherte, daß man, als die Masse zu faulen anfieng, den Geruch auf

am Schneeberge empfunden habe. Glücklicherweise hatten sie ihre Eier noch nicht in die Erde gelegt; die Larven reisten zu gleicher Zeit nordwärts. Ihr Zug gieng bei den Häusern zweier unserer Begleiter vorbei, welche versicherten, daß er ununterbrochen über einen Monat gedauert habe. Die Heuschreckenfresser folgten ihnen bei tausenden und reiseten mit ihnen ab, ließen sich auch bis zum jetzigen Jahre nicht wieder im Lande blicken.

Wir machten täglich Jagdparthien auf der Ebne am Flusse, wo Wildpret aller Art sehr häufig war; aber der Hauptgegenstand war für uns das Gnu oder wilde Thier, wie es die Holländer nennen. Fünf bis sechs von uns hatten sich zwei Tage damit vergebens beschäftigt, eins dieser Thiere zu erlegen. Am dritten Tage giengen wir zehn Mann stark aus, und es gelang uns, nach einer langweiligen Jagd, einen Haufen von etwa 30 bis 50 einzuschließen, von denen wir mit einer Salve sechs erlegten. Dieses sonderbare Thier ist das geschwindeste in ganz Afrika. Ein Reisender hat nicht immer Gelegenheit, es zu sehen. Die verschiedenen und alle von einander abweichenden Beschreibungen, die man davon hat, scheinen mehr vom Hörensagen, als nach der Natur entworfen zu seyn; ob sich gleich ein Gnu in der Menagerie des Prinzen von Oranien zu Haag befand. *) Die Natur verwirrt, trotz ihrer Regelmäßigkeit, oft die Systeme der

*) Der Verfasser scheint Sparrmanns Beschreibung des Gnu nicht gelesen zu haben, welche er nach wirklich erlegten Thieren (S. 439. 476. der teutschen Uebersetzung) machte.

Menschen, wovon auch dieses Thier ein Beispiel giebt. Es hat Aehnlichkeit mit dem Pferde, dem Ochsen, dem Hirsche, und der Antelope: die Schultern, der Leib und die Schenkel sind vom Pferde; der Kopf vollkommen vom Ochsen; der Schwanz vollkommen wie beim Kwagga, halb einem Ochsen halb einem Pferdeschweife ähnlich. Die Füße sind, vom Kniegelenk an, dünn und zierlich, wie beim Hirsche, und es hat den sinus subocularis, welcher fast allen Antelopen-Gattungen gemein ist. Nach diesen unvollkommnen Kennzeichen hat man es, auf Sparrmanns Autorität, unter die Antelopen gezählt, mit welchen es doch die wenigste Aehnlichkeit hat. Das linneische System kann als das Alphabet der Natur betrachtet werden, wovon man die Charaktere nicht deutlich genug angeben kann. Vielleicht wäre die Einführung von Zwischengeschlechtern nicht ohne Nutzen, um solche Thiere, welche die Kennzeichen mehrerer Geschlechter vereinigen, aufzunehmen, und um zugleich die kaum bemerkbare Schöpfungskette zu bestimmen. Das Gnu wird noch einmal in dem linneischen Systeme, und zwar an einem schicklichern Orte, als eine Spielart des Bos caffer erwähnt, wo es elegans et parvus africanus bos etc. genannt wird.

Der Kopf des Thieres ist achtzehn Zoll lang; der obere Theil wird durch die höckerigen Wurzeln der Hör-

Eben daselbst ist auch auf der zehnten Kupfertafel eine getreue Abbildung dieses Thieres zu sehen. Hr. Forster, welcher die Zeichnung dazu hergegeben hat, nennt das Gnu Bos Boephagus.

er ganz bedeckt, welche nur von einem schmalen Canal trennt werden, der, wie beim Büffel, durch die Länge der Zeit ausgefüllt wird. Die Hörner laufen zwölf Zoll erwärts gebogen, wenden sich dann sanft nach hinten einer Länge von zehn Zoll; von der Wurzel bis zu den Spitzen ist nur 9 Zoll Zwischenraum. In der Mitte des Gesichts wächst eine, vier Zoll lange, Reihe schwarzer Haare, und von der unteren Lippe die Kehle herunter eine andere, etwas längere Reihe. Das Auge ist ganz rund, und von langen weißen Haaren umgeben, welche, wie divergirende Strahlen, eine Art Stern bilden. Dieses giebt dem Thiere ein kühnes und sonderbares Ansehen. Dieselbe Art weißer Haare ist dünn über die Lippen zerstreut: der Hals ist etwas über einen Fuß lang, auf der oberen Seite erstreckt sich eine Mähne bis an die Schultern, welche steif und fünf Zoll hoch steht; die Haare sind wie Borsten, in der Mitte schwarz, und an beiden Enden weiß, und die Mähne selbst sieht wie beschoren aus. Eine Reihe, sechs Zoll langer, schwarzer Haare erstreckt sich von der Brust bis zu den Vorderfüßen: der Leib ist drei Fuß, zwei Zoll lang: die Hüftknochen stehen hoch hervor, und bilden zwei Halbkugeln. Der Schwanz ist zwei Fuß lang, oben flach, und nur an den Seiten mit Haaren bewachsen, diese sind glänzend, weiß, und spröde. Die ganze Länge von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes beträgt 7 Fuß 10 Zoll, und die Höhe 3 Fuß, 6 Zoll. Die Farbe ist mausefahl, hier und da mit gelblichten Haaren auf den Seiten vermischt. Es hat wie die Stute nur zwei Zitzen und alle Gebehrden und Bewegungen gleichen

dem Pferde. Ob es gleich ein kleines Thier ist, so scheint es doch sehr groß, wenn man es laufen sieht. Das Gnu könnte das Sinnbild der ungebundenen Freiheit vorstellen; Stärke, Schnelligkeit, Kraft sich zu vertheidigen, ein scharfer Geruch, und ein scharfes Gesicht sind seine Haupteigenschaften. Bis jetzt hat man es noch nicht zähmen können, das Fleisch ähnelt so sehr dem Rindfleische, daß man es nicht zu unterscheiden vermag.

Die ungeschickte schwere Gestalt des Elenthiers macht einen großen Contrast mit der zierlichen Figur des Gnu, erstere waren eben so zahlreich, als die letztern, und sie waren so leicht zu fangen, als jene schwierig. Von allen Antelopenarten in Südafrika ist diese die größte und ungeschickteste. Der Kopf, der dicke Hals, und die Ohren des Männchens, Leib, Füße, und Hufe sind wie beim Ochsen, die Hörner und der Schwanz allein zeigen seine Verwandtschaft mit dem Antelopengeschlechte an; die Gestalt, Größe, und die ganze Figur ähnelt dem Ochsen. Das Gnu wird wüthend, wenn man es verwundet, und kehrt sich gegen seine Verfolger, und es soll Schmerzen und Gefahr so wenig aushalten können, daß es ihnen oft dadurch ein schnelles Ende macht, indem es sich ersäuft; das Elen hingegen ist sanft und geduldig. Wegen der großen Leichtigkeit, es zu fangen, des Wohlgeschmacks seines Fleisches und der Brauchbarkeit der Haut zu Riemen giebt es nur noch wenige in der Colonie, und es wird in wenigen Jahren ein seltnes Thier in Südafrika seyn. Die rohen Bauern, die, wie Kinder, sich nur um den gegenwärtigen Augenblick bekümmern,

haben die besten Maaßregeln ergriffen, sie gänzlich auszurotten.

Der Ochs, welcher viel größer und fetter als das Weibchen ist, auch ein viel zäheres Fell hat, wird immer von der Heerde ausgesucht und getödtet; so, daß man vielen Heerden begegnet, die bloß aus Kühen bestehen. Sie sind sehr einer Hautkrankheit unterworfen, welche viele vom Ochsengeschlechte hinrafft; die Bauern nennen solche Brandt-sickte oder das brennende Uebel. Es stellt sich gewöhnlich gegen das Ende der Regenzeit unter dem Rindviehe ein; die Haare fallen aus, die Haut wird mit Schorf bedeckt, die Gelenke werden steif, das Thier zehrt sich ab und stirbt. Alle Antelopen sind dieser Krankheit unterworfen; aber vorzüglich das Gnu, Hartebeest, und das Elen, welche dem Ochsengeschlechte am nächsten kommen. Die Ebnen waren mit Gerippen von diesen und andern Thieren, welche das Uebel hingerissen hatte, bedeckt. Das Elenthier des Kaps ist die Oreas des Linné; und die indische Antelope des Pennant. Ein Männchen, welches wir schossen, war 10½ Fuß lang, und 6½ Fuß hoch.

Auf den Ebnen längs dem Seekuhflusse fanden wir Springböcke in zahllosen Heerden, Hartebeests und Bonteboks: letztere ist die Antelope scripta, aber weit dunkler und kleiner als der bonte Bok von Zwellendamm. Kwagga's zu funfzigen und hunderten sahen wir jede Stunde. Das kleinere Wildpret war sehr häufig; die Hasen liefen bis dicht vor den Füßen der Pferde; man kennt deren vier Arten in der Colonie, den gemeinen Hasen, den Kaphasen, den Berghasen, und den

rothen Hasen. Beim letztern ist die Aussenseite der Schenkel und der Schwanz ganz dunkelbraun, und die Ohren viel kürzer als bei den übrigen Gattungen. Kaprebhühner und das Hamaqua-Haselhuhn fanden wir in großer Menge; letztere hielten sich in ansehnlichen Heerden bei allen Quellen auf. Sie waren so dreist, daß sie sich mit Stöcken und Peitschen todtschlagen ließen. Eine neue Art Tetrao zeigte sich hier, welche dem Birkhahn (Tetrao tetrix) ähnlich sah, es war aber so wild, daß wir keins erlegen konnten.

Wir sahen hier den ägyptischen Ibis (Tantalus ibis) und eine andere Gattung des nämlichen Geschlechts, welchen die Bauern Haddadas nannten. Dieser letztere stieß ein fürchterliches Geschrei aus, sein Schnabel war schwarz, die Furche an dem obern Theile des Schnabels, und die obere Seite der Zehen roth, der Kopf, der Hals, und der Unterleib bläulichgrau. Die Flügel und die Schwanzfedern sind dunkelviolett, die Rückenfedern grün und dunkelbraun gerändert, die Schultern und Deckfedern der Flügel haben einen metallischen Glanz. Die Berggans, die ägyptische Gans und die Bergente sahen wir in großer Menge, die letztere scheint die Cana zu seyn. Es ist aber ein Irrthum, wenn man sagt, daß das Männchen bloß einen weißen Kopf hätte, da im Gegentheil das Weibchen einen weißen Kopf hat. Viele andere Wasservögel hielten sich, durch die ungeheure Menge Fische angelockt, an dem Ufer des Seekuhflusses auf. Eine Gattung Cyprinus von Silberfarbe war die häufigste, und wir fiengen auch eine Art Silurus. Der merkwürdigste Wasservogel war die

weiße Löffelgans (platalea leucorodea), der große weiße Pelikan und der Flammingo. Wir sahen auch den gemeinen Kranich (ardea grus), den numidischen Kranich (virgo), den Reiher (cinerea), den kahlen Ibis (calvus), die Sumpfschnepfe (curluo), und das gemeine Wasserhuhn (Fulica atra).

In der Nähe solcher Oerter, wo sich viele Körnerfressende Thiere aufhalten, sind natürlich die Fleischfressenden sehr häufig. Die Bauern wunderten sich daher, daß wir am Ufer des Seekuhflusses nur einen einzigen Löwen sahen, da man in dieser Gegend die Löwen sehr zahlreich geglaubt hatte und versicherten, daß sie weit größer und grimmiger, als in den übrigen Theilen der Colonie wären. Die Bewohner des Schneebergs litten sehr viel von ihren häufigen Anfällen, vorzüglich an Pferden, an deren Fleisch die Löwen einen vorzüglichen Geschmack finden. Die Bauern haben eine Art Hunde, welche ohne alle Furcht die Löwen anfallen, und zwei von ihnen sollen einen Löwen zwingen können. Diese Gattung ist so groß, aber nicht von so starkem Bau als die neufundländischen Hunde, dunkelgrau von Farbe, mit schwarzen und gelblichen Streifen, hat einen langen geraden Schwanz, hängende Ohren, und spuriöse Zehen an den Hinterfüßen.

Man unterscheidet in der Colonie zwei Arten Tiger, den Bergtiger, und den Felstiger. Der erste hat einen gelblichen Rücken mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, von denen einige rund, andere halbmondförmig, andre wie Augen gestaltet waren. Einige standen einzeln, andre in Haufen zusammen. Die Seiten, der

Bauch, und die innere Seite der Füße hatten auf einem weißen Grunde runde, schwarze Flecken, der obere Theil des Schwanzes war gelblich, und länglich schwarz gefleckt, und der untere Theil mit schwarzen Streifen versehen. Um den Mund sitzt ein starker silberweißer Bart, eine schwarze Linie läuft von den Schultern bis zur Brust. Die Länge von der Nase bis zur Schwanzspitze beträgt 7 Fuß 4 Zoll, und der Schwanz ist 2 Fuß 10 Zoll lang. Diese Beschreibung stimmt sehr mit der des Leoparden zusammen, von der dieses Thier vielleicht nur eine Spielart ist. Der Feltiger ist augenscheinlich dieselbe Gattung, und nur etwas größer wie der vorige, und seine Farbe ein helleres Gelb. Eine andere Art vom Katzengeschlechte nennt man hier Leopard, sie ist nicht so lang, aber dicker, höher und stärker als die beiden vorigen Arten. Die Farbe ist grau, mit kleinen schwarzen Flecken, um den Hals und die Schläfe hängen lange krause Haare, wie eine Löwenmähne. Der Schwanz ist zwei Fuß lang, breit, oben gefleckt und unten geringelt, und von dem Auge läuft ein breiter, schwarzer Strich zum Mundwinkel. Von dieser Art erhielten wir ein Junges, welches zahm und so spielend, wie junge Kätzchen, wurde. Die meisten wilden Thiere lassen sich, wenn sie jung gefangen werden, zähmen. Der Löwe und der Tiger sind leichter zu Hausthieren zu machen, als die furchtsame Antelope, und die Aasfressende Crocuta, aber der wilde Hund ist kürzlich auf den Schneebergen gezähmt worden, wo man sie jetzt sehr brauchbar zum Jagen findet, und so treu und eifrig, wie den gewöhnlichen Hund.

Die Vögel werden, wie die Raubthiere, von Gegenden, welche Ueberfluß an Wildpret besitzen, angelockt. An dem Seekuhflusse waren die Geier zahlreicher, als in irgend einer andern Gegend. Wir unterschieden drei Arten, den großen schwarzen Cuntur oder Candor (Vultur gryphus), den Aasgeier (percnopterus) und einen dritten, der sich von dem vorigen nur durch die Größe zu unterscheiden schien, da er nur zwei Fuß lang war. Das Weibchen von dieser Gattung und dem Aasgeier unterscheidet sich von dem weißgrauen Männchen durch sein dunkelbraunes Gefieder. Die Bauern nennen diese kleine Species die weiße Krähe. Dieser Vogel genießt hier nicht die Ehre, welche man ihm in Aegypten bewies, wo es nach Herodot, ein Capitalverbrechen war, ihn zu tödten. Die Aasgeier fliegen immer in Haufen von wenigstens funfzigen, und werden immer von zwei bis drei Cunturs, eben so vielen weißen Krähen, und einem ganzen Schwarme Geierkrähen begleitet. Sobald ein Thier erschossen wird, erscheinen sie, in einer ungeheuern Höhe über ihn schwebend, und sobald der Körper verlassen wird, fallen sie augenblicklich über ihn her.

Wir tödteten täglich Schlangen von verschiednen Gattungen, welche alle, nach der Aussage der Hottentotten, giftig waren. Dieses Volk kennt mehrere interessante Eigenheiten sowohl der Thiere, als der Pflanzen. Von einem unter ihnen lernte ich die sonderbare Wirkung, welche Tabaksöl auf der Zunge der Schlangen hat; eine Schlange, von zwei Fuß Länge, und bläulicher Farbe, hatte sich fünf bis sechsmal um eine Eidexe

gewunden; da ich das gefangene Thier zu befreien suchte, beschmierte ein Hottentott ein Stöckchen mit Tabaksöl und berührte hiermit die Zunge der Schlange, welche sie im Zorne herauszustecken pflegen. Die Wirkung davon war so augenblicklich, wie ein electrischer Schlag: mit einer plötzlichen, convulsivischen Bewegung wickelte sich die Schlange zur Hälfte los, und führte sich nicht weiter; die Muskeln waren so contract, daß das ganze Thier steinhart, wie an der Sonne gedörrt, anzufühlen war. Die Hottentotten betrachten das Tabaksöl als das gefährlichste Gift, aber nie brauchen sie es zu ihren Pfeilen, da es zu flüchtig ist, seine schädliche Eigenschaft zu behalten.

Auf unsern großen Jagdzügen hatten wir mehrere Kraals, oder Wohnplätze der Buschmänner gesehen; aber alle waren verlassen, und, wie wir aus mehreren Umständen sahen, erst kürzlich. Die Bewohner waren ohne Zweifel bei der Erscheinung einer so großen Menge Europäer, die sie nothwendig als Feinde betrachten mußten, geflohen. Der Commandant kündigte seinen Leuten an, daß alle Jagdpartien auf eine Zeit lang eingestellt werden müßten, und daß die regelmäßige Ordnung und Disciplin, wie auf den gewöhnlichen Sclavenjagden einträte. Er versicherte, daß, wenn wir nicht diesen Weg einschlügen, so könnten wir durchs ganze Land der Buschmänner reisen, ohne eine menschliche Seele anzutreffen; da sie ohne Zweifel schon Nachricht von unsrer Ankunft hätten.

Es war in der That die Hauptabsicht unserer Reise, Augenzeugen von der Art zu seyn, wie die Bauern gegen

diese Unglücklichen verfahren; ich hielt es indessen für nothwendig mit dem Commandanten auszumachen, daß keine Feindseligkeiten gegen die Wilden weiter statt haben möchten, als einen Kraal einzuschließen; hierauf wollten wir bloß vertheidigungsweise verfahren, und er möchte seinen Leuten aufs ernstlichste anbefehlen, keinen Schuß zu thun, als bis es ihre Sicherheit erforderte; denn die einzige Absicht der Reise sey, eine Unterredung mit den Anführern zu Stande zu bringen. Mit diesen Befehlen ward eine Partei von sechs Bauern und eben so viel Hottentotten nach Sonnenuntergang zum Recognosciren ausgesandt, und ihnen aufgetragen, zu sehen, ob sie des Nachts auf den Hügeln Feuer entdecken könnten. Sie sollten die Ebenen bei Tage aus einem Schlupfwinkel beobachten, und von Osten nach Norden, etwa 30 Meilen von dem jetzigen Lager gerechnet, gehen. Wenn sich vor dem dritten Tage nichts ereignete, sollten sie uns an einem gewissen Orte an dem Flusse nordwärts wieder finden.

Den folgenden Morgen kam bei Tagesanbruche einer der Spione von einem Hottentotten begleitet, mit der Nachricht zurück, daß sie von einem Berge mehrere Feuer, im Grunde einer engen Bergkluft etwa 20 Meilen östlich, gesehen hätten. Wir blieben daher den ganzen Tag ruhig in unserm Lager, und rückten des Nachts auf den Ort vor, wo das Feuer beobachtet war. Zu diesem Marsche bereiteten sich die Colonisten dadurch vor, daß sie drei oder vier Gesänge von Wilhelm Sluiter anstimmten, und jeder ein Glas Branntewein trank.

Wir rückten langsam, und ohne Geräusch, bis um ein Uhr fort, ließen die Wagen Halt machen, setzten uns nach einem neuen Liede und einem Glase Branntewein, zu Pferde, und ritten nach dem Hügel, wo die übrigen der ausgeschickten Partei verborgen lagen, um die Bewegungen der Buschmänner zu beobachten. In einem Lande, wo die Oberfläche so wenig Abwechselung hat, wo es keine befahrenen Wege giebt, und Hügel sich an Hügel reihen, würde es einem Fremden sehr schwer werden, einen Weg von 20 bis 30 Meilen wieder zu finden, den er nur einmal, und zwar bei Nacht, gemacht hat. Obgleich ein holländischer Bauer in dieser Beschäftigung erfahren genug seyn mag, muß er sich doch hierin mehr auf seinen Hottentotten verlassen; allein der Berg, den die recognoscirende Partei erwählt hatte, war so ausgezeichnet, daß man ihn nicht leicht verkennen konnte. Er stand ganz allein mitten auf einer Ebene, war über zwanzig Meilen von allen Seiten zu sehen, hatte überall die Gestalt eines abgestumpften Kegels, und die dritte Lage Sandstein, welche seinen Gipfel bedeckte, sah wie ein gemauertes Festungswerk aus, das wenigstens 1000 Fuß hoch war; wir gaben ihm daher den Namen des Thurmberges.

Um zwei Uhr Morgens trafen wir die recognoscirende Partei am Fuße des Berges. Sie und ihre Pferde waren den ganzen vorigen Tag den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, da sie es nicht gewagt hatten, sich von diesem Orte zu entfernen, aus Furcht, von den Kaffern abgeschnitten zu werden; und kamen

erst eben vom Seekuhflusse, 15 Meilen weit her, wo sie ihre Pferde getränkt hatten. Sie erzählten, daß den Tag über eine große Menge Wilde auf den Ebenen Wurzeln ausgegraben hätten, sie wären von verschiedenen Gegenden in vielen einzelnen Haufen gekommen, so daß sich wahrscheinlich in der Nachbarschaft mehrere Horden befänden, und die nächste, welche wir einschließen wollten, wäre etwa drei Meilen entfernt.

Nachdem wir einige Stunden gewartet hatten, um gerade bei Tagesanbruche an dem Eingange des Thales, worin die Horde sich aufhielt, zu seyn, rückten wir still weiter. Als wir an den Eingang des Passes kamen, bemerkten wir, daß ein Hügel gegenüber lag, an dessen beiden Seiten Durchgänge waren. Wir theilten uns daher in drei Haufen, um alle Ausgänge zu besetzen, und trafen dann an dem Hügel, an dessen Fuß wir die Horde vermutheten, wieder zusammen. Ein Hottentotte, welcher eine Anhöhe erstiegen hatte, schwenkte seinen Hut, und zeigte dann nach dem Flecke hin, wo die Horde sich gelagert hatte. Wir setzten uns sogleich in Galopp, und befanden uns in einem Augenblicke mitten im Kraal. Der Tag brach eben an, und wir entdeckten in der Dämmerung nur einige Strohmatten, deren jede, zwischen zwei Pfählen befestigt, in einem Kreise hieng, aber wir hörten ein schreckliches Geschrei, wie das Kriegsgebrüll der Wilden, und das Gekreische der Weiber und Kinder schallte von allen Seiten. Ich ritt mit dem Commandanten, und einem Bauer, welche beide nach dem Kraal schossen. Ich äußerte dem ersten

mein Erstaunen, daß er vor allen die Verabredung gebrochen, und daß ich von ihnen eine ganz andere Aufführung erwartet hätte. „Großer Gott! rief er, haben sie nicht gesehen, daß ein Hagel von Pfeilen uns entgegengeschossen ist.“ Ich hatte weder Pfeile noch Leute gesehen, aber genug gehört, um das härteste Herz zu bewegen, und bestand sehr ernstlich darauf, daß nicht wieder geschossen werden sollte.

Um ihr Betragen zu rechtfertigen, suchten sie auf der Erde nach Pfeilen, worin ich sie bestärkte, um den armen Wilden Zeit zu geben, sich hinter die Felsenstücke und Büsche zu verkriechen. Auf das Versprechen der Bauern konnte ich mich nicht verlassen, da ich wußte, daß sie, wie wahre Jäger, das Feuern nicht lassen konnten, wenn das Wild aufgejagt war. Ein Flintenschuß auf der andern Seite des Hügels überzeugte mich sogleich davon, und, als ich nach dem Orte hinritt, fand ich einen Buschmann todt auf der Erde liegen. Einer von unserer Partei hatte nehmlich den Wilden in ihrer Sprache zugerufen, herunter zu kommen, und dieser Buschmann war dicht an ihn gekrochen, mit dem gespannten Bogen in der Hand; als dieses ein anderer Colonist bemerkte, lud er sein Gewehr, und schoß ihn nieder. Wir hatten gehofft, daß wir unser Geschäft ohne Blutvergießen beendigen würden, und daß ein solcher Vorfall dasselbe nicht unterbrechen möchte. Die Wilden bemerkten indeß bald, daß wir sie nicht auf die Höhen verfolgen wollten, was wir doch leicht gekonnt hätten; sondern, daß wir im Gegentheil die Waffen abgelegt und die Pferde zum Grasen gebracht hatten.

Hierzu

hierauf kamen einige kleine Kinder in die Ebene, wir vertheilten einige Zwiebäcke, und andere Kleinigkeiten unter sie, und ließen sie wieder zurückgehen. Sogleich kamen die Weiber und Mädchen, etwa vierzig an der Zahl, jedoch nicht ohne Furcht auf uns zu; wir behandelten sie eben so, und schickten sie zurück, um ihre Männer zu bewegen, gleichfalls herunter zu kommen, und sich Tabak zu holen.

Die Männer hatten indessen weniger Zutrauen zu uns, als die Weiber. Sie saßen lange unentschlossen auf dem Gipfel des Hügels, und die Weiber waren wenigstens zehnmal hin- und hergegangen, ehe sie einen bewegen konnten, herunter zu steigen. Als es endlich einer wagte, näherte er sich uns halb lachend, halb weinend, zitterte, und führte sich wie ein erschrockenes Kind auf. Wir gaben ihm sogleich ein großes Stück Tabak, und er ward zurückgesandt, um seinen Gefährten zu sagen, daß für jeden ein Geschenk da sey. Drei andere kamen noch herunter, aber keiner weiter ließ sich überreden. Die Art, wie wir ihr Dorf anfielen, konnte ihnen freilich nicht viel Vertrauen einflößen; sondern war im Gegentheil so feindlich, daß sie vollkommen berechtigt waren, uns mit einem Regen von Pfeilen zu begrüßen, welches auch wirklich geschahe, wie der Commandant versicherte. Unser ferneres Betragen mußte ihnen indeß doch sehr verschieden von dem bei andern Gelegenheiten vorkommen, wo diejenigen, welche dem Tode entkamen, mit Kugeln verfolgt, und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt wurden. Dieses Mal wurden sie gut behandelt, und ihnen völlige Frei-

heit gelassen, ob sie bei uns bleiben, oder zurückkehren wollten. Die Weiber blieben alle, aber drei Männer begleiteten uns zu den Wagen, wo sie uns mehrere Tage hindurch Gesellschaft leisteten. Wir hatten den Capitän oder Anführer der Horde zu sprechen gewünscht, sie versicherten aber, daß es unter ihnen keinen gäbe; jeder wäre in seiner Familie Herr, und handelte vollkommen nach Gutdünken, indem es ihm frei stünde, bei der Horde zu bleiben, oder sie zu verlassen.

Wir erfuhren daher wenig Befriedigendes von denen, welche mit uns nach den Wagen giengen. Sie versicherten, daß ihre Horde, so lange sie dabei gewesen wäre, niemals die Colonisten beraubt hätte; sondern immer an diesem Orte sich aufgehalten habe, wo sie sich von der Jagd und Wurzeln nährten. Es war viel wahrscheinliches in dieser Aussage, da man weder Knochen noch Hörner in der Nähe der Horde fand, und sie hatten auch keine Häute, als von jungen Eleuthieren, Springböcken, Tigern und Schakaln. Ein einziges Weib hatte ein Schaaffell um die Schultern geschlagen, welches die Bauern sehr eifrig zum Beweise benutzten, daß diese Horde sie bestohlen habe.

Ehe wir die Männer zurückschickten, beschenkten wir sie mit Tabak, Korallen, Messern, Stahl und Steinen, und baten sie, allen ihren Landsleuten, welche sie sähen, zu sagen, daß, wenn sie aufhören wollten, den Colonisten das Vieh zu stehlen, und ohne Waffen zu den Bauerhäusern hinkommen, und sagen würden, daß sie Noth litten: so sollten sie mehr Schaafe bekommen, als sie durch das Plündern erhalten könnten. Um

Unsere jetzige Reise wäre nur in der Absicht unternommen, um allen Unternehmungen gegen sie ein Ende zu machen, wenn sie sich besser aufführen würden, und sie könnten versichert seyn, wir würden kein Gewehr abgefeuert haben, wenn sie nicht zuerst auf uns mit Pfeilen geschossen hätten. Nachdem sie einige Tage sehr vergnügt bei uns zugebracht hatten, kehrten sie mit unserer Behandlung und den Geschenken sehr zufrieden, zurück.

Die Horde enthielt 25 Hütten, jede bestand aus einer kleinen Grasmatte, welche zwischen zwei Stangen befestigt war. Vorn waren sie offen, aber hinten durch eine zweite Matte verschlossen. Sie waren drei Fuß hoch und vier breit, und der Fußboden wie ein Straußennest ausgehölt. In dieses Loch war Gras gestreut, welches ihnen zum Bette diente, worauf sie zusammengerollt lagen. Es schien, als ob die ältern Männer zwei Weiber hätten, eine ältere, welche keine Kinder mehr gebären konnte, und eine junge, auch daß unter ihnen keine Verwandtschaftsgrade, außer zwischen Geschwistern und Descendenten, die Ehen hinderten. Eine dieser elenden Hütten diente für eine ganze Familie. Die ganze Horde mochte etwa aus 150 Köpfen bestehen. Sie hatten keine anderen vierfüßigen Thiere, als Hunde, welche sehr fett waren. Es schien eine kleine Art Schäferhunde zu seyn, mit langen spitzen Ohren, wie beim Schackal. Wir konnten uns nicht erklären, woher diese Thiere so gut bei Leibe waren; sie haben weder Milch noch Fleisch, und die einzigen Lebensmittel, die wir in den Hütten antrafen, waren eine kleine Art Zwiebelgewächse, die Eier oder Puppen der weißen Ameisen, und

getrocknete Heuschreckenlarven. Die Bauern versicherten, daß die Hunde der Buschmänner sich gänzlich von den letztern nährten, deren große Anzahl in diesem Jahre ihr Fett verursacht haben mochte.

Die Männer giengen ganz nackt, und die meisten Weiber fast eben so. Ihre einzige Bedeckung war ein Gürtel von Springbocksleder, welches in schmale Riemen geschnitten war, wie bei den Hottentottinnen beschrieben ist, aber diese Riemen waren so klein, daß sie keineswegs als eine Bedeckung angesehen werden konnten, auch zeigten die Weiber sämmtlich keine Spur von Schaam, in unserer Gegenwart nackend zu erscheinen. Ob die Verwirrung bei ihrem Aufstehen ihnen nicht Zeit gelassen hatte, sich besser zu bekleiden, oder ob diese Gürtel nicht den Zweck haben, etwas zu verbergen, weiß ich nicht, allein sie waren wenigstens sehr sorglos befestigt. Die Riemen hiengen bei einigen hinten, bei andern an der Seite, und bei einigen waren sie bis aufs Knie heruntergefallen. Indessen hatten die Weiber sich doch geputzt. Einige hatten Mützen von Eselsfellen (Skins of Alles) welche wie Helme aussahen, und Stückchen Kupfer, Schellen oder Korallen hiengen an ihren kurzen, struppigen Haaren den Hals herab. Alle Männer hatten durchbohrte Nasen, und hatten darin ein Stückchen Holz, oder den Stachel eines Igels befestigt.

Die Buschmänner sind, sowohl in Rücksicht ihrer Person, als ihrer Lebensart, ein sehr ausgezeichneter Menschenstamm: sie sind sehr klein, der längste Mann war nur 4 Fuß, 9 Zoll hoch und das größte Weib 4 Fuß, 4 Zoll. Vier Fuß 6 Zoll soll die mittlere Größe

Männer, und 4 Fuß die der Weiber seyn. Eine dieser Letzteren, welche mehrere Kinder hatte, maß nur 3 Fuß 9 Zoll. Ihre Farbe, ihre Haare, und ihre ganze Gestalt zeigt deutlich, daß sie Eine Abkunft mit den Hottentotten haben, obgleich die letztern weit vortheilhafter gebildet sind. Die Buschmänner gehören in der That zu den häßlichsten Menschen: ihre flache Nase, hohen Backenknochen, das hervorragende Kinn, und concave Gesicht, haben viel Aehnliches mit dem Affen, welches ihre feurigen Augen, die in steter Bewegung sind, noch vermehren. Das obere Augenlied läuft, wie bei den Chinesen, an der Nasenseite mit dem untern in einem Kreise fort, und bildet nicht, wie bei den Augen der Europäer, einen Winkel. Vielleicht ist dieser Umstand der Grund, daß man sie in der Colonie chinesische Hottentotten nennt. Ihre Bäuche sind ungewöhnlich hervorragend, und ihre Rücken eingebogen, aber ihre Glieder scheinen im Ganzen gut proportionirt. Ihre Behendigkeit ist unglaublich groß. Der Klippspringer (eine Art Antelopen) kann sie im Springen kaum übertreffen, und sie sollen so schnell laufen, daß sie auf unebnem Boden, oder auf Gebirgen mit den Pferden gleichen Schritt halten. Um ihre Schnelligkeit bei der Jagd, oder auf der Flucht zu vermehren, hatten die Männer den sonderbaren Gebrauch, die Hoden auf die obere Seite der Ruthe zu drücken, wo sie so fest lagen, als wenn es ihre natürliche Stelle wäre. Es versteht sich, daß diese Operation in den frühesten Jahren geschehen muß.

So seltsam dieser Gebrauch scheint, so war doch ein auszeichnender Theil der Weiber noch merkwürdiger.

Die bekannte Geschichte der Hottentottinn, welche eine ungewöhnliche Verlängerung eines gewissen Theils besaß, ist bei den Buschmännern vollkommen wahr. Wir fanden die Bestätigung jener alten, oft verworfenen Sage bei einem Weibe dieser Horde, und wir hatten keine Schwierigkeit, unsere Neugierde zu befriedigen. Es war eine Verlängerung der Nymphen, oder innern Schaamlefzen, welche sich nach dem Alter oder der Gestalt größer oder geringer zeigte. Bei Kindern ist sie eben bemerkbar, und nimmt gewöhnlich mit den Jahren zu; bei einer Person vom mittlern Alter war es am auffallendsten, und über fünf Zoll lang; aber bei vielen soll es noch weit größer seyn. Diese ausgedehnten Nymphen geben ihnen auf den ersten Anblick das Ansehen des andern Geschlechts. Ihre Farbe ist röthlich blau, ohngefähr wie die Auswüchse an den Schnäbeln der Truthähne, mit denen sie überhaupt der Gestalt und Größe nach Aehnlichkeit haben. Die Nymphen der Europäerinnen, welche gefaltet sind, verlieren diesen Character gänzlich, wenn sie bei den Hottentottinnen herauswachsen und werden vollkommen glatt. Ob sie gleich in diesem Zustande nicht die stimulirende Eigenschaft besitzen, wozu sie, nach einigen Anatomen, die Natur gebildet hat, so haben sie doch den Vortheil eine Gewaltthätigkeit des andern Geschlechts abhalten zu können; indem es unmöglich scheint, daß ein Mann einem so gebildeten Weibe, ohne ihre Einwilligung oder sogar ohne ihren Beistand, beiwohnen könne.

Die Natur scheint dieses Zwergvolk absichtlich verhäßlichen zu wollen; obgleich ein französischer Reisender

sie hierin zu entschuldigen gesucht hat; indem er versichert, daß die erwähnte Bildung bloß durch Kunst bewirkt werde. Das Zeugniß des Volks selbst, welches keinen Begriff hat, daß andern Menschen diese Bildung mangelt, widerlegt ihn hinlänglich, aber noch mehrere Gründe unterstützen meine Meinung. Viele Weiber der Buschmänner befinden sich in der Colonie, welche als Kinder gefangen wurden, und seit dem Tage ihrer Gefangennehmung nicht das geringste Verkehr mit ihren Landsleuten gehabt haben, und wissen nur aus Erzählungen, zu welchem Volke sie gehören; indessen haben alle von Natur dieselbe Bildung. Die Geschichte, daß sie Steine an die Nymphen hiengen, um sie auszudehnen, wird noch immer in Bruyntjes-hoogte geglaubt, wo der erwähnte Verfasser le Vaillant sie hörte. Hier brachte er den größten Theil seines Hierseyns mit seiner Narina zu. Denn damals hielt sich ein Stamm Ghonaquas am großen Fischflusse auf. Man erinnert sich noch sehr gut des Besuchs dieses Reisenden, ob er sich gleich sorgfältig in Acht nahm, etwas von der Colonie selbst zu erwähnen, um das Interesse, welches er erregen wollte, nicht zu vermindern. Man muß wissen, daß die Bewohner von Bruyntjes-hoogte so wenig von den Buschmännern, als diese von den Engländern wissen können. Derselbe Verfasser sagt, daß er seine Zeichnung nach einer Hottentottin machte. Wenn der Kupferstich in seiner Reisebeschreibung nach dieser Zeichnung gestochen ist, so scheint er eher aus seiner Einbildungskraft, als aus der Natur hergenommen.

Die verlängerten Nymphen finden sich bei allen Hot-

tentottinnen, nur daß sie bei denen in der Colonie kürzer und selten über drei Zoll lang sind, und bei vielen nur ein hervorragendes Orificium von einem Zoll scheinen. Bei den Bastarden wird es nicht mehr bemerkt; ein Beweis, daß die Vermischung mit verschiedenen Nationen die Anlage dazu verhindert.

Diese Anlage ist indeß nicht allein auf die Südspitze von Afrika eingeschränkt. Die physischen Ursachen, welche eine so außerordentliche Verlängerung hervorbringen, bewirkten sie auch in Aegypten, welches mit dem Hottentottenlande unter einerlei Graden der Breite, nur in entgegengesetzter Richtung liegt. Man betrachtet es hier indessen als eine Krankheit, und eine so anstößige Verstellung, daß die damit Behafteten sich gern der Amputation unterwarfen, um sich davon zu befreien.

Die große Krümmung des Rückgrads nach innen, und das Hervorragen der Hinterbacken sind dem ganzen Hottentottengeschlechte eigen; aber bei einigen der kleinen Buschmännor findet sich beides in sehr hohem Grade. Wenn der Buchstabe S als die Schönheitslinie betrachtet werden kann, so können diese Weiber auf den größten Grad derselben Anspruch machen. Der Theil des Körpers, von der Brust bis zum Knie, sieht vollkommen dem erwähnten Buchstaben ähnlich. Die Hinterbacken ragten bei einer von ihnen fünf und einen halben Zoll über das Rückgrad hervor. Diese Projection bestand aus Fett, und wenn das Weib gieng, so hatte es das lächerlichste Ansehen von der Welt; in-

dem jeder Schritt von einer zitternden Bewegung begleitet war; als ob zwei Massen Gallert hinten befestigt wären.

Wenn wir die Hottentotten mit allen ihren Stämmen, die nur einen kleinen Raum dieses großen Welttheils einnehmen, und ihre große Verschiedenheit an Gestalt, Farbe, Lebensart und Gebräuchen betrachten, so ist es eine schwere Aufgabe, ihren Ursprung zu errathen. Die große Flachheit der Nase und das kurze borstige Haar ausgenommen, sind sie an Farbe und Form den Chinesen am ähnlichsten; so sonderbar es auch scheinen mag, das sinnreichste und dummste Volk mit einander zu vergleichen. Wenn wir mit einigen gelehrten Missionarien annehmen wollen, daß die Aegypter und Chinesen ursprünglich Ein Volk waren, welches mancher gelehrten Einwendungen ungeachtet, sehr wahrscheinlich ist, so würde man leicht begreifen, wie einer der zahlreichen Stämme, welche am Nile wohnten, bis hieher gekommen wäre.

Die Hottentotten, oder Buschmänner sehen in der That den alten Beschreibungen von Aegyptern und Aethiopiern am ähnlichsten. Ihr physischer Charakter kommt sehr mit dem der Pygmäen, und Troglodyten überein, welche in der Nachbarschaft des Nils gewohnt haben sollen. Die Schilderung, welche Diodor von Sicilien von einigen äthiopischen Stämmen entwirft, paßt genau auf die Buschmänner. Er sagt, daß eine gewisse Barbarei in allen ihren Sitten und Gebräuchen herrsche, ihre Stimme wäre rauh, und kaum menschlich, ihre Sprache unartikulirt, und sie trügen keine Kleider. Wenn

die äthiopischen Soldaten zum Kampf aufgefordert wurden, oder dem Feinde gegenüber standen, so steckten sie ihre vergifteten Pfeile in ein Band, welches sie um den Kopf trugen, wo sie wie Strahlen hervorragten. Die Buschmänner thun vollkommen dasselbe, und sie stellen ihre Pfeile aus dem doppelten Grunde dahin, um schnell schießen zu können, und um ihre Feinde zu schrecken.

Das ganze Hottentottenland, welches alle Stämme umfaßt, erstreckt sich bis zum 32° der Breite an der Ostküste, und bis zum 25° der Westseite; jenseit dieser Gränze nehmen die Kafferstämme einen breiten Streifen quer über das ganze Land ein, und es können kaum zwei Völker so verschieden seyn, als Buschmänner und Kaffer.

Obgleich die Buschmänner in aller Rücksicht Hottentotten sind, so unterscheiden sie sich doch dem Character nach, sehr von denen, welche unter den Colonisten hausen. Ihr Gemüth ist lebhaft und lustig, ihre Person behend, ihre Anlagen sind mehr als mittelmäßig, und sie sind selten unbeschäftigt. Da sie die Furcht, von den Bauern überrascht und gefangen zu werden, gewöhnlich bei Tage in ihre Hütten einschließt, so tanzen sie oft bei Mondschein vom Sonnenuntergange bis zum Morgen. Sie sollen sich vorzüglich über das erste Gewitter nach dem Winter freuen, welches sie als ein unfehlbares Zeichen vom Anfange des Sommers betrachten. Sie zerreissen alsdann die Bedeckung von Fellen, werfen sie in die Luft, und tanzen mehrere Nächte hinter einander. Die kleinen, runden, ausgetretenen Plätze um ihre Hütten,

bezeugten diese Liebhaberei. Ihre gute Laune ist um so mehr zu bewundern, da sie ihren kümmerlichen Unterhalt nur mit Gefahren und Mühe erlangen können. Sie bauen das Land nicht, und ziehen kein Vieh, und die Erde bringt nur wenige Nahrungsmittel für sie hervor. Die Zwiebeln der Iris, und einige Wurzeln von einem bittern und scharfen Geschmack sind das Einzige, was ihnen das Pflanzenreich liefert. Um diese zu suchen, waren alle Ebnen, um die Horde herum, aufgewühlt. Ein anderer Artikel sind die Ameisenlarven. Ob der Boden in den grasreichen Ebnen am Seekuhflusse zu fett für diese Thiere ist, oder ob die Buschmänner ihrer Vermehrung im Wege sind, kann ich nicht entscheiden; aber ein Ameisenhaufen ist hier ein seltner Gegenstand, so häufig man sie auch in den meisten Theilen von Afrika antrifft. Wir trafen hier und da Löcher, worüber die Gebäude dieser Insekten gestanden hatten; aber sie waren nicht sehr zahlreich. Die Heuschreckenlarven können sie sich zu gewissen Zeiten sehr leicht verschaffen, aber die übrigen müssen ihnen nicht wenig Mühe kosten. Spuren ihres Genies zeigten sich überall durch die verschiedene Art, das Wild zu fangen, entweder machten sie tiefe Löcher, und bedeckten sie mit Stangen und Erde, oder sie häuften Steine in lange Reihen mit Oeffnungen, wodurch das Wild laufen sollte, und wo sich der Jäger bequem verbergen konnte, um das Thier mit einem vergifteten Speer, oder mit Pfeilen zu tödten. Auf diese Art waren Linien über die Ebnen und engen Pässe gezogen, welche sich mehrere Meilen weit erstreckten. An einigen Orten waren, statt der Steine, Pfähle mit

schwarzen Straußfedern aufgesteckt, wodurch das Weiß noch besser dahin geschencht wurde, wohin sie es haben wollten.

Wenn alle diese Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen, fehlschlagen, welches sich freilich oft zutragen kann, so sehen sie sich genöthigt, einen gefährlichen und mühsamen Zug nach der holländischen Colonie zu unternehmen. Eine solche Lebensart muß natürlich zur Grausamkeit führen. Der Charakter der Hottentotten ist sanft und im höchsten Grade nachgiebig, so daß man sie, durch gute Behandlung, nach Belieben bilden kann; aber die Behandlung der Bauern gegen sie, ist so unverantwortlich gewesen, daß man ihre Grausamkeit entschuldigen muß. Ob es gleich im Auge der Gerechtigkeit ein Verbrechen seyn mag, wenn eine verhungernde Familie das Eigenthum eines andern raubt, der vielleicht mehr hat, als er brauchen kann, so ist es doch nach den Gesetzen der Natur, zu übersehen. Aber die Buschmänner haben nicht nur die Natur, sondern auch das Vergeltungsrecht für sich. Sie wurden von dem Volke, das sie jetzt berauben, aus ihrem eignen Lande vertrieben, und ihre Kinder wurden in die Sklaverei geschleppt; natürlich ergreifen sie jede Gelegenheit, sich an ihren Feinden zu rächen. Aber, daß sie ihre Grausamkeit über jedes lebende Geschöpf, welches den Bauern gehört, ausdehnen, zeigt eine große Ausartung ihres Nationalcharakters an. Wenn sie einen Hottentotten, der seines Herrn Haus bewacht, in ihre Gewalt bekommen, so begnügen sie sich nicht damit, ihn zu tödten, sondern quälen ihn mit der raffinirtesten Barbarei, winden ihm die Eingeweide

bas, reißen ihm die Nägel ab, schinden ihn, u. d. gl. Sogar die armen Thiere, welche sie entwenden, behandeln sie auf eine fühllose Art. Diese treiben sie nach den steilsten Felsen, dort müssen sie ohne Speise und Trank bleiben, bis sie entweder geschlachtet werden, oder verhungern.

Die Lage, in welche dieses Volk gerathen ist, hat bei ihnen gänzlich die Furchtsamkeit und Sanftmuth, welche die Hottentotten so ganz charakterisirt, verscheucht. Ist eine Horde von den Bauern umringt, und keine Hoffnung zur Flucht da, so fechten sie auf das hartnäckigste, so lange nur noch ein Mann am Leben ist. Oft ereignet es sich bei solchen Gelegenheiten, daß sich ein Haufen freiwillig mitten unter die Colonisten stürzt, um Verwirrung zu erregen, und ihren Landsleuten, die unter den Felsen und langen Rasen verborgen liegen, Gelegenheit zu geben, ihre Waffen besser gebrauchen zu können, und zugleich das Entkommen der Weiber und Kinder zu erleichtern.

Ihre Räuberzüge vollbringen sie mit Klugheit. Werden sie beim Hinwegführen der Beute verfolgt, so theilen sie sich immer in zwei Haufen, deren einer das Vieh wegtreibt, während der andere die Verfolger aufzuhalten sucht; und wenn ihnen die Bauern überlegen sind, so tödten sie die ganze Heerde mit vergifteten Pfeilen. Auf allen solchen Unternehmungen tragen sie, außer ihren Bogen und Pfeilen, Speere, welche mit den Hassagaien der Kaffern Aehnlichkeit haben, nur, daß sie weit kleiner und immer vergiftet sind. Ihre Bogen sind ausserordentlich klein, und für jeden andern, als einen Busch-

mann, ganz ohne Nutzen. Von der frühesten Kindheit an gewöhnen sie sich, den Bogen zu gebrauchen: alle Knaben, welche im Kraal zu uns kamen, hatten Bogen und kleine Köcher. Ein vollkommner Köcher enthält etwa 70 bis 80 Pfeile, welche, wie die Hottentottischen, beschaffen sind, und außer diesen einige kleine Pinsel, um das Gift aufzutragen, einige Stücken Eisen, rothen Ocher, abgerundete Straußknochen, und zwei kleine Stöckchen von hartem Holze, um Feuer anzumachen. Dies wird zu wege gebracht, indem sie das eine horizontal auf trocknes Gras legen, und das andere vertikal zwischen den Händen drehen; wobei es mit der Spitze in einer Vertiefung des erstern Holzes steckt; in wenigen Sekunden geräth das Gras, durch die Friktion, in Brand.

So elend das Leben eines Buschmannes scheint, so ist es doch im Grunde nicht schlimmer, als bei den meisten Wilden. Er kennt keinen Gegenstand, der bei ihm Neid erregen, oder ihm seine Lage verbittern könnte, allgemeine Gleichheit herrscht unter der Horde. Wenn einer schmauft, nehmen alle Theil, und wenn einer hungert, leiden alle dasselbe. Sie sorgen nicht für den morgenden Tag. Sparniß und Oeconomie der Lebensmittel kennen sie nicht; entweder sie schmausen, oder hungern. *) Wenn sie so glücklich sind, eine Heerde

*) Hearne macht eben diese Bemerkung bei den Wilden an der Hudsons-Bay, in deren Gesellschaft er 1770 die benachbarten rauhen Wüsteneien bereiste. Erlegten diese Hirsche oder Rehe, so schmausten sie Tag und Nacht, und rührten

Vieh zu erbeuten, so tödten sie es in solcher Menge, daß die ganze Luft mit dem Geruche der verwesenden Thiere angefüllt wird. Die Menge Geier, welche durch die Ueberbleibsel der todten Körper angelockt, werden, sind oft ein Mittel, den Colonisten einen Kraal zu entdecken. Die Buschmänner sind eben so unreinlich und gierig, wie diese Vögel. Wir gaben den Dreien, welche uns zu den Wagen begleiteten, um fünf Uhr Nachmittags ein Schaaf, welches vor dem Mittage des folgenden Tages verzehrt war. Sie aßen aber auch die ganze Nacht durch, ohne zu schlafen oder inne zu halten; bis sie das ganze Thier verzehrt hatten. Ihre hängenden Bäuche waren nun so ausgedehnt, daß sie menschlichen Wesen noch unähnlicher sahen. Da sie an scharfe und beißende Nahrungsmittel gewöhnt sind, so scheint ihnen bloßes Wasser nicht zu schmecken; sie bereiteten sich ein Getränk, auf eine höchst ekle Art. Nachdem sie die Kehle des Schaafes durchgeschnitten hatten, öffneten sie den Leib, und ließen das Blut unter die Eingeweide laufen, zerschnitten darauf diese mit einem

sich nicht von der Stelle, bis alles verzehrt war, ohne zu bedenken, daß sie weiter hin hungern, und kaum einen Trunk Wasser vorfinden würden, und sie musten wirklich einige Tage ohne alle Lebensmittel zubringen, weil sie nicht für die Zukunft gesorgt hatten. Ein andermal schossen sie viel mehr Rehe als sie verzehren konnten, und diese blos der Zungen und des Markes wegen, das Fleisch über liessen sie den Raubvögeln, und einige Tage darauf stellte sich der gewöhnliche Mangel ein. S. Hearnes Reise nach dem Prinz von Wales-Fort S. 43. 58. 119.

Messer, und gossen Wasser darunter. Darauf rührten sie alles unter einander, und tranken dieses Gemische mit vieler Begierde.

Es schien nicht, daß sie irgend eine Art von Salbe an ihrem Körper gebrauchten; außer, daß sie ihre fettigen Hände daran abwischten. Einige hatten Haare und Gesicht mit rothem Ocher, wie die Kaffer, gerieben, und andere hatten sich schwarze Figuren in das Gesicht gemalt: letzteres thun sie mit einem kleinen Nußkern, der angebrannt wird. Das Oel, welches aus dieser Nuß fließt, halten sie für ein Mittel gegen Steifheit der Gelenke, und die Colonisten für eine gute Arzenei gegen Flüsse. Das Oel hat wirklich viel Aehnlichkeit mit dem Cajaput-Oel, welches wegen seiner Wirksamkeit in Zufällen dieser Art bekannt ist. Die Hottentotten nennen diese Pflanze Kai, und die Nuß ähnelt dem Saamen der Theestaude.

Die Constitution der Buschmänner ist viel stärker, als die der Hottentotten, und sie leben weit länger. Viele Beispiele von hohem Alter fanden sich unter denen, welche bei den Colonisten leben. Bei jeder Krankheit, von welcher Art sie auch seyn mag, schneiden sie sich die äußeren Gelenke der Finger ab, und fangen mit dem kleinen Finger der linken Hand, als dem unbrauchbarsten, an. Sie haben nämlich die Vorstellung, daß das Uebel zugleich mit dem Blute fortgeht.

Sie pflegen ihre Todten zu begraben, und bedecken die Gräber, wie die Hottentotten mit Steinhaufen; einige von diesen waren sehr groß, und lagen auf Wiesen,

sen, wo nicht ein Stein zu finden war, daß es keine kleine Arbeit gewesen seyn muß, sie aufzuthürmen.

Das Temperament eines Buschmannes unterscheidet sich sehr von den Hottentotten in der Colonie. Der letztere wird alles in der Welt für ein faules Pflanzenleben hingeben; ein Zustand der Unthätigkeit würde dem erstern unerträglich seyn. Die Seelenkräfte des einen sind langsam und schwer zu erregen, beim andern scheinen sie einer großen Wirksamkeit fähig. Ihre mechanische Geschicklichkeit zeigte sich an ihren Pfeilen, an den Körben, welche sie zum Fischfange in die Flüsse setzten, an den Grasmatten, aus denen ihre Hütten bestanden, und an den Abbildungen verschiedener Thiere, die sie auf die glatten Seiten der Felsen gezeichnet hatten. Als man sie über diese Gemälde fragte, antworteten sie, daß fast alle das Werk eines zahlreichen Stammes ihrer Landsleute wären, welche etwas weiter nordwärts, jenseits eines sehr großen Flusses wohnten.

Ihre Sprache ist dieselbe, wie die der andern Hottentotten; ob sie gleich einander nicht verstehen können. Bei der letztern wird das Zahn- oder Gaumenschnalzen selten auf mehr, als einer Sylbe, in jedem Worte angebracht; in der Sprache der Buschmänner hingegen wird kaum eine Sylbe ohne dasselbe ausgesprochen, und es geschieht mit noch mehrerer Heftigkeit, als bei den Hottentotten. Ob es gleich dem Europäer sehr schwer fällt, eine solche Sprache zu lernen, sprechen sie doch mehrere Einwohner am Schneeberge so geläufig, wie

die Eingebornen, da sie von Buschmännischen Ammen erzogen wurden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Bauern einsähen, wie vortheilhaft es wäre, den Sklavenjagden unter diesem unglücklichen Volke ein Ende zu machen, und sie dagegen sanft zu behandeln. Auf einmal würden sie wohl nicht von ihrer gewohnten Lebensart abzubringen seyn; aber der Haß gegen die Colonisten, der sie beseelt, würde doch allmählig erstickt werden. Der erste Schritt müßte die Abschaffung der unmenschlichen Gewohnheit seyn, ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft zu führen. Dieses erhält den beständigen Geist der Rache in ihrer Brust. Der Zustand derer, welche die Bauern gefangen nehmen, ist in der That weit schlimmer als Sklaverei; denn da die Bauern sie nicht verkaufen können, so haben sie kein Interesse, für ihre Erhaltung zu sorgen. Man machte wirklich in Graaffreynet den Versuch, von der Regierung die Erlaubniß zu erhalten, die Buschmänner verkaufen zu dürfen; wofür an diese von jedem verkauften Sklaven zehen Reichsthaler bezahlt werden sollten. Dieser Vorschlag, welcher den abnehmenden kriegerischen Eifer der Bauern wieder anfachen sollte, ward einstimmig im Senat angenommen, aber nicht von der Kapregierung bestätigt.

Vor 40 Jahren kamen die Buschmänner, wie noch lebende Zeugen erzählen, ganz frei in die Colonie, bettelten, stahlen, und waren so unruhig, wie jetzt die Kaffer; sie wurden aber nicht zu der äußersten Verzweiflung gebracht bis die Regierung, ungerechterweise,

den Bauern ein vollkommenes Recht über das Leben ihrer Gefangenen erlaubte. Man hatte zu der Zeit noch keine bestimmten Gränzen, wie weit die Räubereien gehen sollten, welche in der That sich nicht bis außerhalb der Colonie hätten erstrecken dürfen. Nichts war unverantwortlicher, als unser Angriff auf das Kraal, und er ließ sich bloß durch die Absicht entschuldigen. Die armen Leute schliefen ruhig in ihren Hütten, mitten in ihrem Lande, weit von den Gränzen der Colonie. Die Einfälle der Wilden würde man weit wirksamer haben abhalten können, wenn man sie, so oft sie die Gränzen überschritten, nachdrücklich zurückgewiesen, aber sie nicht bis in ihr eigenes Land verfolgt hätte. Dies würde aber dem Zwecke der Bauern nicht entsprechen, welche darauf ausgehen, Kinder in ihre Hände zu bekommen. Ihre zahlreichen Heerden zu besorgen, brauchen sie viele Leute, und die Hottentotten sind jetzt so selten, daß man keine hinlängliche Anzahl erhalten kann; diesen muß überdies Miethslohn bezahlt werden, aber die armen Buschmänner erhalten nichts, als ihr Schaaffell, und kärgliche Nahrung. Die Bauern müssen indessen auf ihren Zügen auch viel aushalten; oft erfahren sie Tage lang Hunger, Durst, Mangel an Ruhe, und die Abwechselung von Hitze und Kälte. Viele erhalten Wunden von vergifteten Pfeilen, welche entweder den Tod, oder, durch schlechte Behandlung, unheilbare Uebel verursachen. Einige sind so vorsichtig, Schröpfköpfe zum Aussaugen des Giftes bei sich zu führen, Oel zum Auswaschen der Wunden, und Weinessig zum Trinken; aber die meisten verlassen sich bloß auf den

Schlangenstein, welcher, wie ich schon erwähnt habe, nichts, als ein angebrannter Knochen ist. Die Hottentotten waschen gewöhnlich ihre vergifteten Wunden mit Urin, und Schießpulver, und man hat bemerkt, daß sie nur an sehr schweren Blessuren sterben.

Am Abend des 30sten erreichten wir die Wagen, welche längs dem Seekuhflusse bis an den Ort vorgerückt waren, wo dieser durch eine Oeffnung zwischen mehrern Hügel floß, welcher das erste Thor hieß. Hier beendigte ein Zufall die Reise des verstorbenen Obristen Gordon, sein Pferd fiel in eine Höle, welche die Buschmänner gegraben hatten, um Flußpferde zu fangen, und spießte sich. Von den Schneebergen bis an diese Hügel war das Land vollkommen flach gewesen; hier ward es uneben, und blaue Berge erschienen am nördlichen Horizonte. Den folgenden Tag erreichten wir das zweite Thor, welches gleichfalls vom Seekuhflusse durchströmt wird. Die Größe der Berge nahm von hier an sehr zu, und ihre Gipfel erschienen mit Sandstein bedeckt. Sie erstreckten sich in einer zusammenhängenden Kette, so, daß es für Wagen unmöglich war, weiter nordwärts zu fahren.

Ob gleich keiner von unserer Gesellschaft jemals weiter, als bis zum Eingange des zweiten Thors gekommen war, so nahmen sie doch willig den Vorschlag an, eine Tagereise weiter zu gehen, um den Lauf des Flusses so weit zu verfolgen, als es thunlich, oder rathsam wäre. Der Paß war so enge, und der Fluß schlängelte sich so sehr hin und her, daß wir ihn über hundertmal durchkreuzen mußten, und beinahe die

Hoffnung des weitern Vordringens aufgaben, als wir eine große, ausgetretene Spur der Flußpferde fanden. Diese führte uns, ohne Unterbrechung, durch Schilf und Gesträuch bis zu dem Ende der Kluft, welches etwa funfzehn Meilen von dem Eingange, wo wir die Wagen zurückgelassen hatten, entfernt seyn mochte.

Hier war zugleich das Ende des Seekuhflusses. Sein ruhiges Wasser ergoß sich in einen Fluß von ungeheurer Größe, dessen reissender Strom eine weite Masse schmutzigen Wassers über das Felsenbette fortwälzte. Der Lauf des Flusses war nach Nordwesten gerichtet. Ob wir gleich, seit unserm Aufenthalte in Graaffreinet nicht eine Wolke am Himmel gesehen hatten, so mußte doch in irgend einer Gegend seines Flußgebiets, ein starker Regen gefallen seyn; denn man sah deutlich an den ausgerissenen Bäumen und Pflanzen, daß das Wasser zwölf bis dreizehn Fuß gefallen war. Er war an dieser Stelle etwa 400 Schritte breit, und sehr tief. Die Bauern hatten keinen andern Namen für ihn, als den des großen Flusses; aber aus seiner Breite, und Richtung sah man deutlich, daß es derselbe war, welcher sich auf der Westküste zwischen den großen und kleinen Namaquas ergießt, und welchen der Obrist Gordon den Orange-Fluß benannte. Was seine Wassermasse betrifft, so würden alle Flüsse der Colonie zusammengenommen, ihm nicht gleich kommen.

Die Ufer waren mit der Karroo-Mimosa, der babylonischen Weide, und dem Rhus viminalis bedeckt. Ungeheure Haufen Flußpferde schnoben so laut im Flusse,

wie das Rauschen des Wassers unter dem Felsen. Unter dem Schatten der Bäume und auf den schilfigten Ufern an der Mündung des Seekuhflusses waren die Lagerstellen, wo sich diese ungeheuern Thiere gewälzt hatten, wenn sie aus dem Wasser hervorgiengen. Die Beschreibung des Behemoth, welche der Verfasser des Buchs Hiob in den Mund Jehovahs legt, ist dichterisch und erhaben, und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der Hippopotamus damit gemeint sey.

In den felsigten Bergen des langen Passes waren eine große Menge Klippspringer und Rehböcke, und eine Art Affen von grünlicher Farbe, mit einem geraden Schwanze, der ein Drittel länger, als der Körper und an der Spitze schwarz war, quer über die Stirn lief ein horizontaler weißer Strich dicht über die Augen, und die Backen waren mit einem weißen Barte besetzt; allein der merkwürdigste Gegenstand, der uns in dem Kloof aufstieß, war eine Blume vom Liliengeschlechte mit gezackten, schwerdförmigen Blättern; der Stängel war sechs Fuß hoch, hatte einen Zoll im Durchmesser, und trug zwanzig bis dreißig Blüten. Die Blätter von diesen waren auf der äußern Seite roth und weiß gestreift, auf der innern glänzendweiß, und die Staubfäden purpurroth.

Als wir zu den Wagen zurückkehrten, richteten wir unsern Weg östlich, und umgiengen die Berge des Passes, wodurch wir uns dem Orangeflusse näherten, welcher mit einem gelinden Strome durch eine niedrige Ebene floß. Wir fanden indeß bald, daß es für die Wagen unmöglich sey, in dieser Richtung weit fortzu-

hielten, und daß sie nur an wenigen Orten dem Flusse nahe kommen konnten. Wir verfolgten daher den Fluß vier Tage lang, um eine Furth zu suchen, wo die Wagen durchfahren könnten. Den ersten Tag war das Wasser beinahe zwei Fuß gefallen, und es fiel bis zum vierten; aber an diesem schwoll plötzlich das Wasser höher auf, als wir es zuerst gefunden hatten. Die Berge wurden auch so steil, daß wir die Ufer kaum zu Pferde verfolgen konnten; es blieb uns daher nichts übrig, als zu den Wagen zurückzukehren, und unsern Vorsatz, weiter nach Norden zu reisen, aufzugeben: wir begnügten uns in der entgegengesetzten Richtung, nach dem Kafferlande zu, vorzudringen.

Die gewöhnliche Breite des Flusses, wenn er nicht ausgetreten ist, schien etwa 300 Schritte; an manchen Stellen betrug sie über 500, und an andern Stellen nur 200. Die Quantität des Wassers war ungeheuer, und der Strom in den engen Gegenden sehr reißend. Indessen war von diesem Orte bis zur Mündung des Orangeflusses eine Entfernung von beinahe 500 Meilen. Auf beiden Seiten des Flusses war das Land kahl und unfruchtbar, wie die große Wüste; aber einige Meilen von der Südseite abwärts lagen vortreffliche Wiesen. An mehreren Stellen hatte sich die Ueberschwemmung über eine Meile weit erstreckt, wie man an den Bäumen, Gesträuchen und Sandbänken sah. An solchen Stellen war der Fluß wenigstens 30 bis 40 Fuß über sein gewöhnliches Bette gestiegen.

Der Orangefluß hat, wie der Nil, periodische Ueberschwemmungen, und könnte durch Canäle, so gut,

wie jener, ein großes Stück des daranliegenden Landes fruchtbar machen. Dieser Fluß hat gleichfalls Wasserfälle. Einer von diesen verursachte ein fürchterliches Geräusch; aber wir hatten uns ihm, nicht ohne große Mühe, nähern können. Die Bemerkung, daß Südafrica mit Nordafrica eine auffallende Aehnlichkeit hat, muß sich jedem Reisenden aufdringen. Aegypten und die holländische Colonie liegen unter gleichem Grade der Breite; sie haben dasselbe Klima, denselben Boden und dieselben Salzquellen. Beide haben Ueberfluß an Natron, und dieselben Pflanzen und Thiere sind beiden gemein. Aegypten würde ohne den Nil eine Wüste seyn, und nur einige salzige und Saftpflanzen wie das große Karroo hervorbringen, wo der Regen so selten, wie in dem ersten Lande fällt, und der sandige Boden des Kaps durch die Hülfe des Wassers so fruchtbar werden, wie Aegypten nur seyn kann. Der Regen in den abyssinischen Gebirgen fängt gewöhnlich im Mai an, und verursacht das Austreten des Nils vom Junius bis zum ersten September. Die Regenzeit in den großen Gebirgen hinter den Kaffern und Tambukis, an deren Fuße der Orangefluß fließt, und ihre Quellen aufnimmt, fängt im November an, und verursacht die Ueberschwemmung im Namaquas-Lande im December, so daß sie genau mit der Ueberschwemmung des Nils übereintrifft. Die sonderbare Eigenheit der hottentottischen Weiber findet sich gleichfalls bei den Aegyptischen. Die Giraffe, dieses sonderbare Thier, soll sich zwischen Aegypten und der Linie aufhalten, und in Südafrica trifft man es zuerst zwischen dem Orangeflusse und dem Aequator. Es

würden sich leicht noch mehrere Aehnlichkeiten finden lassen; aber schon diese sind hinreichend die Uebereinstimmung beider Länder zu bestätigen.

Obgleich der Orangefluß jetzt bei weitem nicht seine rechte Höhe hatte, so war es doch ein sehr erhabner Anblick; aber in seinem niedrigen Stande, wenn das Wasser klar ist, muß er noch schöner seyn. In den niedrigen Gegenden, wo er langsam über einen kiesartigen Grund floß, bestand dieser aus nicht gemeinen Steinen. Unter diesen fanden sich Opale, Carneole, Chalcedone, von jeder möglichen Gestalt und Farbe, glatt, gestreift, geadert, und stalactitisch, nicht bloß hier und da zerstreut, sondern in solcher Menge, daß man, nur nach den wenigen hervorragenden Bänken zu urtheilen, in wenigen Stunden einen Wagen voll sammeln konnte. Die Betten bestanden größtentheils aus runden und ovalen Kieseln, von denen einige einen schwarzen Grund hatten, und andere braun gefärbt waren. In diese waren kleinere Quarze eingelegt, welche auf den glatten Seiten, Kreise, Streifen, und Flecken bildeten. Sie schienen von der Art gemengter Steinarten, welche einige französische Mineralogen Varioliten und Kirwan Porphyriten genannt hat. Die weißen Theile waren so fest in der Basis eingewachsen, daß man sie nicht leicht davon trennen konnte.

Es ist merkwürdig genug, daß dies der einzige Fluß in Südafrika ist, worin man Steine von dieser Art findet. Den Beobachtungen Vaillants und Pattersons zufolge erstreckt sich der Achat längs der Mündung des Flusses auf der Westseite; aber keiner von beiden

erwähnt die gefleckten Steine, die ihnen durch ihre Schönheit und große Anzahl gewiß aufgefallen wären. Sie hatten alle Größen, von einer Linie bis zu einem Fuß Durchmesser, und waren gewöhnlich durch das Fortschwemmen abgerundet, und glatt polirt. Die Felsbänke bestanden aus Thon und Glimmer und enthielten eine ansehnliche Menge oxygenirtes Eisen. Die Winkel waren gleichfalls abgerundet, und die Oberflächen vom Wasser geglättet. Da sie wechselsweise der Sonne, und dem Wasser ausgesetzt waren, so hatten sie eine schwarze glänzende Farbe, wie Glasur bekommen. Die Berge in der Nähe des Flusses hatten größtentheils Spitzen von grauem Quarz. Unter diesen fand sich eine Lage Eisenstein, dann Sandstein, und zu unterst Schiefer. Die Steinarten lagen ganz, oder beinahe horizontal.

Die Fischernetze der Buschmänner, welche an mehrerern Stellen des Ufers in guter Ordnung lagen, bewiesen, daß viele von ihnen in der Nähe wären, und nur durch uns in ihrer Beschäftigung gestört seyn mochten. Die Werkzeuge bestanden aus Körben, welche von Weiden und Rohr durch einander geflochten waren. Da die erstern weiß, und die letztern dunkelbraun von Farbe waren, so hatten sie ein sehr niedliches Ansehen. Die Arbeit war sehr sauber, und vollkommen, wie die Fischreusen, die man in Europa gebraucht. Wir fanden auch mehrere hölzerne Harpunen, von denen einige mit Knochen zugespitzt, und an Stricken von Gras beveſtigt waren. Tiefe Höhlen waren längs den Ufern in großer Menge gegraben, und die meisten so geschickt

bedeckt, daß sie schwer zu entdecken waren, wodurch es gefährlich ward, die Spuren der Flußpferde zu verfolgen. Eins unsrer Pferde fiel in ein, neun Fuß tiefes Loch, worinn glücklicherweise keine Pfähle waren; sonst wäre es unfehlbar gespießt worden.

In jeder Gegend des Flusses trafen wir Hippopotamos schnaubend und spielend in ungeheurer Menge an. Wir tödteten an einem Tage viere, alle waren sehr mager, welches wir den Heuschrecken zuschrieben, welche jede grüne Pflanze umher verzehrt hatten. Wir nahmen ein Junges aus Mutterleibe, welches bis auf die Zähne schon vollkommen gebildet war. Obgleich die Länge dieses Thiers nur sieben Zoll betrug, so hätte es doch in der Folge einst wahrscheinlich das Gewicht von 3 bis 4000 Pfund erreicht.

Gegen das Ende des letzten Tages trafen wir am Ufer einen Wald von hohen Mimosen. Die Aeste waren mit vielen tausend Nestern von Heuschreckenfressern bedeckt, und dicht dabei trafen wir einen Zug junges Heuschrecken an; die einzigen, welche uns in dieser Gegend aufstießen. Sie bedeckten eine Strecke von wenigstens 100 Schritt Breite und fünf Meilen Länge, und zogen gerade auf den Fluß zu, über welchen sie ziehen wollten. Dicht am Wasser lagen diese Thiere fünf bis sechs Zoll hoch über einander. Viele Tausende waren schon ins Wasser gefallen, und vom Strome fortgerissen worden.

Am 5. December verließen wir den Fluß, wandten uns südwärts und reisten über ein flaches, thonigtes Land, welches gut mit Gras bedeckt, aber ohne Holz,

Gebüsche und Wasser war. Hier und da trafen wir auf Quellen, und diese fand man leicht durch die dicken Haufen Schilf, welche sie umgaben. Elenthiere und Gnu's, Hasen und Rebhühner waren sehr häufig, allein schwer zu fangen, die Gnuthiere ausgenommen. Den meisten Antelopen kann man um ein oder zwei Uhr Nachmittags, wenn die Sonnenhitze am stärksten ist, am nächsten kommen, weil sie dann ermattet sind, oder weil ihre Augen durch das helle Licht geblendet werden, daß sie nicht im Stande sind, Entfernungen zu beurtheilen. Das Thermometer stand im Schatten auf 88° um Mittag. Acht bis zehn Tage vorher war die größte Hize 84° gewesen. Das Wetter war beständig heiter, und der Himmel ganz ohne Wolken.

Am folgenden Tage kamen wir nach einer zehnstündigen Reise über ein flaches Land zu den höchsten Gebirgen in der Südspitze von Afrika. Man kann sie als eine Fortsetzung des Compaßberges betrachten; obgleich die Kette an mehrerern Orten unterbrochen ist. Hier hieß er der Zuure oder saure Berg. Die hier entspringenden Quellen laufen nach allen Seiten. Die Quellen, welche nach Norden fließen, vereinigen sich mit dem Orangefluß, und die südwärts laufenden ergießen sich in den großen Fischfluß.

Früh am Morgen des siebenten Decembers machten wir eine Excursion nach dem Zuureberg, da einer der Parthei versichert hatte, daß er das Bild eines Einhorns dort in einer Felsenkluft gesehen hätte. Wir fanden eine Menge Thiere an verschiednen Orten abgebildet; aber kein einziges, welches einem Einhorn ähn-

lich war. Viele Bauern hatten mich oft versichert, daß man Einhörner gewöhnlich unter den Abbildungen anträfe; aber keiner konnte mir ein einziges zeigen; ob wir gleich mehrere Hölen im Buschmannslande durchsucht hatten. Wenn wir indessen den Gegenstand, den wir suchten, nicht fanden, so waren wir doch für die Mühseligkeit, acht Stunden den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu seyn, reichlich belohnt. Auf keinem Theile der Reise hatten wir so viel seltne Pflanzen, als auf dem Zuureberg gefunden. Die große Verschiedenheit der Geranien-Arten, und vorzüglich die Gattungen des Pelargonium waren bewunderungswürdig. Das Xeranthemum fulgidum mit seinen glänzendgelben Blumen, und das noch prächtigere speciosissimum waren gleich zahlreich, und eben so das perennirende Gnaphalium. Zwei Arten der so seltnen als schönen Disa, welche auch auf dem Tafelberge wächst, verschönerten die Quellen des Zuurebergs.

Am Fuße des Berges erlegten wir eins der schönsten, und eins der häßlichsten vierfüßigen Thiere, die es vielleicht in der Welt giebt. Es ist unnöthig zu erwähnen, daß das erstere das Zebra war, und das andere war das Emgallo (sus aethiopicus). Dieses Thier ist so häßlich, als listig und gefährlich. Die großen Hauer, die ihm aus dem Munde hervorragen, machen es gefährlich sich ihm zu nähern, während seine kleinen Augen, die ihm eben an der Stirne sitzen, und die Fleischklumpen, die ihm von den Backen herabhängen, ihm ein schreckliches Ansehen geben. Wir fanden eine ungeheure Menge Eidechsen, und eine, die eben starb, veränderte ihre

Farbe auf eine bewundernswürdige Art. Die meisten waren blau und grün auf dem Rücken mit einem dunkelblauen Striche und gelben Flecken bezeichnet, der Schwanz war gelb und roth gestreift, der Leib spitzzulaufend und acht Zoll lang. Eine andre Art war einen Fuß lang und ganz glänzend gelb.

Chamäleons waren gleichfalls häufig; vorzüglich die kleine Art, welche sich nur am Cap findet (pumila). Man hat geglaubt, daß dieses Thier immer die Farbe des Gegenstandes annähme, auf welchem es säße; ob dies zwar gewöhnlich der Fall seyn mag, so findet es doch nicht immer statt. Ich habe es mehrere Minuten auf einem weißen Grunde schwarz, und auf einem schwarzen Hute weiß gesehen. Ehe es die Farbe verändert, bläßt es sich zur doppelten Größe auf, und, wenn es sich wieder zusammenzieht, verwandelt sich die Farbe allmählig. Die einzigen bleibenden Zeichen sind zwei kleine schwarze Striche auf der Seite. Die Chamäleons zeichnen sich darin vor den übrigen Eidechsen aus, daß sie auf den Büschen sitzen, wo sie sich mit ihren Schwänzen festhalten, und mit ihrer ausgestreckten Zunge Fliegen fangen. Hieraus scheint die Sage entstanden zu seyn, daß das Chamäleon blos von der Luft lebe.

Wir ließen das geschossene Zebra am Fuße des Hügels, um dessen Fell nach unserer Zurückkunft abzuziehen. Wir waren keine Stunde entfernt gewesen, und schon hatte ein Haufen Condors, Aasgeier, weiße Krähen, und Geierkrähen das ganze Thier völlig ausgeweidet; dem ohngeachtet war die Haut nirgends zerrissen, und nur das Loch im Halse, wodurch die Kugel gegan-

gen war, hatten sie etwas vergrößert und durch dieses Loch hatten sie fast alle Eingeweide herausgezogen. Das Thier war eine Stute, und die Geier hatten das ausgewachsene Füllen aus der Vagina gezerrt. Es scheint, daß der Aasgeier eine Art Proviantmeister für den Contor ist, und sich damit beschäftigt, die todten Thiere aufzusuchen, während der andere die Kaldaunen verzehrt.

Am Abend erreichten wir ein Bauerhaus an den Gränzen der Colonie in der Gegend des Seekuhflusses und des Rhinocerosberges, wo nach einer sehr langen Tagereise gleichfalls unsere Wagen ankamen. Es wohnen eine Menge Familien in diesem Theile des Landes, welche, wie auf den Schneebergen den Anfällen der Buschmänner durch wechselseitige Unterstützung widerstehen. Der Reichthum der Bauern besteht hier in Schaafen und Rindvieh. Ihr Gemüse war gänzlich von den Heuschrecken verzehrt.

Wir entließen hier die Parthei, welche uns begleitet hatte; aber, da unser Plan war, die Colonie östlich zu durchstreifen und die Wüste Tarka zu untersuchen, so erwählten wir von den Bauern in Agtersneuenberg eine neue Parthei, welche in diesem Theile der Colonie am besten bekannt waren. Sechs Colonisten und sechs Hottentotten schienen nebst unsrer eignen Mannschaft hinlänglich, diese Reise zu vollbringen.

Indem wir unsern Lauf südostwärts richteten, kamen wir zu einer Reihe von vier Salzseen, welche dicht auf einander folgten; drei von ihnen waren eben so groß, als der am Zwartkopsflusse; aber sie enthielten

wenig Wasser. Der Boden war mit einer Salzrinde bedeckt, welche nirgends mehr als einen Zoll Dicke hatte; dicht unter dem Salze war eine dünne Lage rother Sand, darunter wieder weicher blauer Thon, zwei Fuß tief. Das nächste Stratum war drei Fuß tief, bestand aus gemeinem gelblichten Thon und enthielt kleine Salzkrystallen; darunter zeigte sich etwas Wasser über einem purpurfarbnen Schiefer von einem halben Zoll Dicke, und dann folgte eine trockene röthliche Erde, welche nicht das geringste Salz zu enthalten schien. Dicht am Rande des dritten Salzsees waren mehrere Quellen reines Wasser, welche einen bittern, erdigten Geschmack hatten, an ihrem Ufer wuchsen Schilf und Binsen bis mitten in das Salz hinein. Die übrigen Teiche waren ganz kahl, ohne Gebüsche oder Pflanzen an den Ufern. Das Land umher war gleichfalls ohne Gewächse, und die Oberfläche an mehreren Orten mit einer dünnen Salzhaut überzogen. Die Menge Wildpret auf diesen Ebnen, die vorzüglich aus Elenthieren und Springböcken bestand, verleitete uns, unsere Zelte bei den Seen aufzuschlagen, wir wurden aber die ganze Nacht durch das Brüllen der Löwen beunruhigt.

Indem wir unsere Reise nach Osten fortsetzten, kamen wir den 10ten in die Gegend von Tarka bei dem Bambusberge, welcher ein Theil der höchsten Gebirgskette in Südafrika ist. Der Bambusberg besteht aus zwiefachen Gebirgsreihen und läßt sich weder mit Wagen noch Pferden passiren. Um ihn mit Pferden zu übersteigen, hätte man nordwärts über den Zuureberg kehren müssen. Nach Osten hin hat man bis jetzt auf den verschiedenen

Reisen

Reisen in das Kafferland noch keinen Durchgang entdeckt. Das Land hinter dem Bambusberge, an dessen Fuße der Orangefluß läuft, ist noch sehr unbekannt, und es war daher sehr zu bedauern, daß wir keinen Uebergang fanden. Wir hielten es auch für unvorsichtig, weiter ostwärts zu reisen, da eine Horde Buschmänner von fünf hundert Köpfen, die ein gewisser Lynx anführte, sich am Bambusberge gelagert hatte; wir mußten uns daher südwärts, gerade durch Tarka wenden.

In einem der Berge, welche diesen Landstrich östlich begränzen, entdeckten wir eine Höhle voll Zeichnungen von Thieren, mehrentheils größerer Art, als: Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, und auch eine Giraffe. Dieses Thier bewies die Wahrheit der Behauptung der Buschmänner, daß nämlich die Leute, welche diese Zeichnungen verfertigten, nördlich vom Orangeflusse wohnten, weil man an der Südseite niemals Giraffen findet. Für die Einwohner von Graaffreynet ist es ein ganz unbekanntes Thier.

Der Distrikt Tarka hat seinen Namen von einem Flusse, welcher auf dem Bambusberge entspringt, selbigen durchströmt, und sich darauf in den Fischfluß ergießt. Es ist ein gut bewachsenes Land, und als es noch bewohnt wurde, hielt man Tarka für den, zur Viehzucht gelegensten Ort, in Graaffreynet. Bei einigen der verlassenen Bauerhäuser fanden wir Weinberge voller Trauben, Pfirsich- Mandel- Aepfel- und Birnbäume mit Früchten beladen, und Gemüse aller Art, welches ohne Wasser vortrefflich gedieh. Wildpret schien selten, Springböcke und Elenthiere ausgenommen.

einträglicher Nahrungszweig. Rindvieh und Schaafe kaufen die Fleischer auf der Stelle; aber Seife und Butter werden nach dem Kap gefahren. Das Korn war ganz von den Heuschrecken verzehrt, und das Gras und die Gesträuche so abgefressen, daß das Vieh beinahe verhungerte. Die zahlreichen Heerden Springböcke trugen auch nicht wenig dazu bei, das Land von allen Gewächsen zu entblößen. In keiner Gegend von Afrika fanden wir sie in so großer Menge, als hier. Unsere Parthei, welche eine Schaafheerde ziemlich genau zu taxiren verstand, schätzte eine Heerde Springböcke über 5000 Stück; und, wenn man ihnen Glauben beimessen kann, sollen sie, zur Zeit ihrer Auswanderung, in zehnmal größern Heerden gesehen werden.

Am 15. machten wir einen zweiten Abstecher ins Tarka-Gebirge, da, wo es sich mit der großen Kette, welche längs der Nordseite des Kafferlandes hinläuft, vereinigt. Unsere Absicht war unter den Zeichnungen der Buschmänner ein Einhorn zu finden; einer unserer Begleiter versprach uns auch an den Ort zu bringen, wo er eine solche Zeichnung gesehen hatte. Wir machten uns früh auf, und ritten durch mehrere enge Pässe, längs kleinen periodischen Bächen. An einer Stelle fanden wir eine große Höhle, welche aus ungeheuern Tropfsteinen, die ein Wasserfall hervorbrachte, bestand; mehrere Zacken waren nicht weniger als funfzig Fuß lang. Einige zeigten sich als Wurzeln eines alten Baums, in einander verschlungen, und andere als ausgehölte Zellen. Diese ungeheure Masse spiegelte sich in einem klaren und tiefen Wasser, und ward auf zwei Seiten von Felsen,

und vornher durch zwei alte Thränenweiden eingeschlossen, welches den schönsten romantischen Anblick, wie man sich ihn nur denken kann, gewährte. Auf einer Seite der Höle waren auf einem weißen Sandsteine mehrere Thiere, und satyrische Abbildungen der Colonisten in lächerlichen Stellungen dargestellt; aber der große Gegenstand unsers Forschens ward noch nicht sichtbar. Unter den Zeichnungen erkannte man sehr leicht, die langhalsigte Giraffe, das Rhinoceros und den Elephanten.

Dieselbe schwarze Materie, die wir in der Salpeterhöle gefunden hatten, träufelte auch hier vom Felsen herunter. Ein Buschmann, welcher einem von unserer Partei gehörte, versicherte uns, daß sie seine Landsleute mit Wasser vermischten und wie Thee tränken. Diese Höle lag neben der Quelle des Rietflusses, welcher sich in den Fischfluß verliert.

Wir fuhren fort die Bergklüfte nach einem Einhorn zu durchsuchen, indem die Bauern eben so eifrig waren, mich von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen, als ich neugierig auf den Erfolg. Zuletzt kamen wir zu einer sehr hohen und versteckten Kluft, in der eine tiefe Höle, von Büschwerk verdeckt, gelegen war. Einer unserer Begleiter benachrichtigte uns, daß auf den Seiten der Höle Zeichnungen befindlich wären. Nachdem wir die Büsche weggehauen hatten, um die Höle zu erhellen, und die Zeichnungen untersuchten, von denen viele ziemlich gut, aber einige Carrikaturen waren, so entdeckten wir eine Gestalt, welche augenscheinlich ein Thier mit einem einzigen Horne an der Stirn vorstellen sollte, von dem was man von die-

ser Figur deutlich sehen konnte, ist dies eine getreue Abbildung.

Der Leib und die Füße waren ausgelöscht, um einem Elephanten, welcher gerade davor stand, Platz zu machen.

Nichts war mir unangenehmer, als dieser Vorfall; aber die Bauern, welche keinen Begriff von der Wichtigkeit einer solchen Zeichnung hatten, schienen sich über meinen Verdruß zu freuen. Als ich ihnen aber sagte, daß der, welcher das Original bringen könnte, einige tausend Thaler erhalten sollte, standen sie mit offnen Mäulern da, und schienen Lust zu haben, eine Expedition hinter den Bambusberg zu machen, wo einige ganz überzeugt zu seyn glaubten, das Thier anzutreffen. So unvollkommen auch die Zeichnung war, so überzeugte sie mich doch vollkommen, daß die Buschmänner unter ihre Abbildungen die Gestalt eines Einhorns aufzunehmen pflegen, und war zugleich ein starker Beweis für die wirkliche Exi-

ganz dieses Thieres. Unter den vielen tausend Thiergestalten, welche wir auf unserer Reise gesehen hätten, fanden wir kein monströses oder eingebildetes Thier; im Gegentheil waren sie so treue Abbildungen der Natur, als die Urheber im Stande gewesen waren, sie zu liefern. Ein Beispiel hiervon zeigte sich in der letzten Höle. Die Rückseite der testudo geometrica lag auf der Erde und die regelmäßigen Figuren, von denen sie den Namen hat, waren erst vor kurzer Zeit und sehr genau an den Felsen gezeichnet. Wir sahen auch aus mehreren Umständen, daß in voriger Nacht die Wilden in der Höle geschlafen hatten.

Das Einhorn, wie es in Europa vorgestellt wird, ist ohne Zweifel ein Werk der Einbildungskraft *); aber es folgt daraus nicht, daß ein vierfüßiges Thier mit ei-

*) Sparrmann hatte bereits von seinen Gefährten gehört, daß die Buschmänner außer anderen Malereien ein Einhorn an den Wänden ihrer Hölen gezeichnet hätten, und er ist wie unser Verfasser von dessen Daseyn völlig überzeugt. Dort wird noch ein Zeugniß eines alten Reisenden angeführt, der wirklich zwei lebendige Einhörner in der Menagerie des Xerif von Mekka gesehen hatte. Dies ist Ludewig Barthema, der 1504 Aegypten, Arabien, Persien und Indien bereisete. Er beschreibt diese Einhörner sehr genau, und bemerkt, daß sie dem Xerif von einem äthiopischen Könige als ein äußerst seltenes Geschenk verehrt wären. S. Sparrmanns Reise S. 455. Indessen ist doch durch gegenwärtige Figur die Existenz des Einhorns nichts weniger als erwiesen, und weit wahrscheinlicher, daß die Buschmänner hier die bekannte und bei ihnen einheimische große Antilope, den

nem Horne mitten auf der Stirn gar nicht existire; sondern die Beweise dafür sind ohne Zweifel stärker als die Beweise dagegen. Die erste Idee eines solchen Thieres scheint aus der Bibel genommen zu seyn, und nach der Beschreibung, welche dort gegeben wird, ist das Bild des Einhorns zum Schildhalter des königlichen grosbrittannischen Wappens angenommen worden. Das Thier, welches im Buche Hiob, der kein gemeiner Naturforscher war, vorkommt, ist höchst wahrscheinlich das Rhinoceros mit einem Horne. „Meinest du, das Einhorn werde dir dienen, und werde bleiben an deiner Krippe: magst du dich darauf verlassen, daß es so stark ist, und wirst es dir lassen arbeiten?" Moses meint wahrscheinlich gleichfalls das Rhinoceros, wenn er vom Einhorn sagt, daß es die Stärke Gottes habe. Aristoteles hatte eine ganz andere Vorstellung von dem Thiere, welches er Einhorn nennt; denn er beschreibt es als eine Art wilder Esel mit Hufen.

Das afrikanische Rhinoceros, welches ohne Ausnahme, zwei Hörner hat, kann nicht das Original zu

Gnu (Antilope Niu) in ihrer rohen Manier, abzeichneten. Dieß beweist

1) der Antilopen-Kopf und 2) das vorwärts gehende und nach der Spitze zu aufwärts gebogene Horn, welches auch nicht mitten auf der Stirn, sondern zur Seite, über dem einen Auge (wie bei allen zweihörnigten Thieren) steht. Da die Figur ganz im Profile steht, und der Buschmannszeichner vermuthlich keine Perspectiv verstund, so mußte sich natürlich das andere Horn hinter diesem verstecken, und wegbleiben.

dem buschmännischen Einhorn seyn. Ueberdies kommt das erstere unter ihren Zeichnungen oft vor, und wird immer in seiner dicken Gestalt, mit kurzen Füßen abgebildet. Während das letztere, nach der Aussage der Bauern immer als ein schlankes Thier mit Hufen, wie ein Pferd, vorgestellt wird, welches von den Schultern herunter lange Haarstreifen hat. Die größte Anzahl solcher Gemälde soll sich auf dem Bambusberge finden, und da die Leute, welche sie zeichnen, nördlich von dieser Gebirgskette wohnen; so wird dies Thier vielleicht daselbst entdeckt werden.

Dieser Theil von Afrika ist bis jetzt ein noch ganz unbekanntes Land, und keiner der Bauern ist jemals jenseits der Gebirge gewesen. Man könnte vielleicht einwenden, daß wenn ein solches Thier existire, es doch wenigstens den Gränznachbarn in der Colonie bekannt seyn müßte; dies aber folgt nicht daraus. Nur sehr wenige Colonisten sind über den Orangefluß, oder nur so weit, wie wir gekommen, und die Mündung dieses Flusses liegt auch weit näher am Kap, als die Ebnen hinter den Kaffergebirgen. Demungeachtet ist es noch nicht lange her, daß man hier Giraffen entdeckt hat, obgleich keine wilde Nation, sondern ein civilisirter Hottentottenstamm dazwischen wohnt. Gewisse Thiere sind, sowohl wie gewisse Pflanzen, auf bestimmte Gegenden eingeschränkt; das erwähnte Thier hat nie den Orangefluß überschritten, und in Nordafrika scheint es gleichfalls seinen bestimmten Aufenthalt zu haben; da es seit der Zeit des Julius Cäsar, wo eins in Rom öffentlich ausgestellt ward, für Europa, bis auf das jetzige Jahr-

hundert, verloren war. *) Die Nachrichten der alten Schriftsteller hielt man für Mährchen. Das Gnu findet sich bloß an gewissen Stellen von Südafrika, und die blaue Antelope (leucophaea), welche sich nur in der Nähe eines kleinen Flusses in Zwellendam aufhielt, sieht man jetzt nirgends mehr in der Colonie. Der Springbock, den man in den nördlichen Theilen bei Tausenden antrifft, ist nie in der Gegend von Zwellendam gesehen worden.

Die Kenntniß der Buschmänner von dem Einhorne ist gar keinem Zweifel unterworfen; auch fällt es ihnen gar nicht auf, daß ein Thier mit einem Horne etwas merkwürdiges seyn könne. Die Colonisten halten es für ausgemacht, daß sich dies Thier jenseits der Gränzen der Colonie finde, Pater Lobo beschreibt es in seiner Geschichte von Abyssinien als ein schönes Pferd; er hat aber, weil er Dinge erzählt, welche neu waren, wenig Glauben gefunden. Einem neuern Reisenden durch dasselbe Land ist es nicht besser gegangen. Ein Gelehrter fühlt sich immer geneigt, jedes Neue zu verwerfen, wenn es nicht deutlich bewiesen wird, was doch nicht

*) Doch nicht ganz, nur haben die Geschichtschreiber unterlassen anzumerken, um welche Zeit diese Thiere aus Afrika nach Europa gebracht wurden. Unter andern erzählt der gelehrte Hebräer Abraham Peritsol von Avignon, in seiner von Thomas Hyde 1691 in Oxford herausgegebenen Weltbeschreibung, daß zu seiner Zeit am Senegal und Gambia Giraffen gefunden wurden. Er setzt ferner hinzu, daß er selbst ein solches Thier in Florenz gesehen habe. S. Itinera mundi sive Geographia, autore Abr. Peritsol. S. 133.

mer geschehen kann; indeß der Leichtgläubige sich wiederum jeder Täuschung hingiebt. Durch ersteres verschließt man sich der Wahrheit, und durch das zweite nimmt man Unwahrheiten an. Das Reich der Natur ist zu groß, als sich in Syllogismen einschließen zu lassen.

Von allen zugänglichen Theilen der Erde, ist Südafrika der unbekannteste. Einige kleine Colonieen der Portugiesen liegen auf beiden Küsten zerstreut, und die Holländer haben mehrere hundert Meilen, vom Kap an, besetzt; indessen haben weder sie, noch die erstern einige Kenntniß von dem Innern verbreitet. Von den Holländern war der Obrist Gordon der einzige, welcher Kenntnisse von Südafrika verbreiten wollte, und seine Reise war sehr lehrreich. Dieser Mann hatte verschiedene Gelegenheiten, die Zeichnung des Einhorns zu sehen, welches bei ihm viel Gewicht für die Existenz des Thieres zu seyn schien. Die folgenden Nachrichten, welche mir die anzuführenden Personen selbst mittheilten, geben vielleicht einiges Licht über diesen Gegenstand, wenigstens zeigen sie, wie unvollständig die Naturgeschichte der, an die Colonie gränzenden Länder ist.

Adrian van Yarsveld von Camdeboo schoß vor einigen Jahren am Bambusberge ein Thier, welches den Colonisten ganz unbekannt war; er gab mir davon folgende Beschreibung, welche er damals aufgeschrieben hatte:

Der Gestalt nach, kam es dem Quagga am ähnlichsten, nur daß es größer, nämlich fünf Fuß hoch, und

acht Fuß lang war. Es hat auf einem gelblich
Grunde schwarze Streifen; von diesen waren v
krummlaufende an jeder Seite des Kopfs, eilfe zwisch
dem Halse und der Schulter, und drei breite wellenfö
mige Linien liefen, der Länge nach, von der Schulter z
den Hinterschenkeln. Die Mähne war kurz und stei
die Ohren sechs Zoll lang, und gestreift, der Schwanz w
bei dem Quagga. Mitten auf der Stirne war ein ha
ter knochichter Auswuchs, welcher mit Haaren bedeck
und dem Ansatze zu einem Horne ähnlich war; di
Länge dieses hornigten Theils betrug mit den Haaren
zehn Zoll.

Um dieselbe Zeit sahe Tjardt van der Walt vom Elephantenflusse in Zwellendam, in Gesellschaft seines Bruders, an derselben Stelle ein Thier von der Gestalt eines Pferdes, und etwas größer als das Quagga, welches der Länge nach schwarze Streifen, auf einem hellen Grunde, hatte, und unter einer Heerde Elenthiere weidete. Beide Brüder hatten einige Zeit ohne Nahrung zugebracht, so, daß sie erst ein Elen zu schiessen versuchten, und das gestreifte Thier zu schießen vernachlässigten. Als sie es nachher verfolgten, floh es so erstaunend schnell, daß es augenblicklich auf den Bergen verschwand.

Martinus Prinslo von Bruyntjes-hopgte sah auf einer Jagdpartie hinter denselben Bergen verschiedene wilde Pferde, welche ganz vom Quagga und Zebra verschieden und so scheu waren, daß man ihnen durchaus nicht nahe kommen konnte. Sie schienen hellgrau ohne Streifen zu seyn. Dies konnte aber in der Ent-

nung vielleicht so scheinen, da man dunkle Streifen auf einem sehr hellen Grunde nicht sehr weit erkennen kann; indem die helle Farbe prädominirt. Das schwarze Zebra scheint auch in der Nähe aschgrau, wie der gemeine Esel.

Wahrscheinlich waren die Thiere, welche diese drei Personen beschrieben haben, von derselben Gattung. Auch Vaillant, auf den man sich in der Beschreibung von Thieren ziemlich verlassen kann, erwähnt, daß er hinter den Namaaquas zwei Tage hindurch vergebens ein isabelfarbenes Zebra gejagt habe, vermuthlich war auch dies von derselben Gattung.

Das Wetter war mehrere Tage lang sehr neblicht gewesen, und als wir den Berg herabfuhren, wurde der Himmel gegen Abend plötzlich mit schwarzen Wolken bedeckt, welche augenblicklich sich zu ergießen drohten. Die Wagen erreichten eben einen Ort im Thale, wo sie einigermaßen vor dem Winde gedeckt waren, als das Gewitter mit fürchterlicher Wuth zu toben anfieng. Schlag auf Schlag hallte wieder in den Gebirgen, und die Blitze fuhren um den ganzen Horizont. Ein starker Regenguß, mit ungeheuern Schloßen vermischt, schien mit Donner und Blitz zu kämpfen.

Das Gewitter dauerte den größten Theil der Nacht hindurch, und den folgenden Tag sahen wir seine Wirkung an einem Wäldchen hoher Mimosen, welche größtentheils mit den Wurzeln ausgerissen waren. Solche Ungewitter sollen während des Sommers in diesen Gebirgsketten sehr häufig seyn; aber die Südostwinde, welche am Kap so heftig sind, fühlt man im Innern

des Landes nicht. Am Kap entstehen vielleicht weniger Gewitter als an einem andern Theile der Erde, die Insel St. Helena ausgenommen, wo man sie kaum kennt.

'Nachdem wir über ein rauhes, gebirgigtes Land gefahren waren, hielten wir am 30sten am Pavians-Flusse an. Er entspringt auf einer Gebirgskette im Kafferlande, und ergießt sich in den großen Fischfluß. Große Mimosen waren über das ganze Land verbreitet, und durch ihr frisches Grün gewährten sie uns einen sehr angenehmen Anblick; sie blühten mit goldgelben Blumen, welche so angenehm fürs Auge, als für den Geruch lieblich waren. Zahllose Bienen sammelten von diesen Blumen ihren Wintervorrath ein. Dieser Theil des Landes hatte Ueberfluß an Honig. Er hieng in großen Massen von jedem Felsen herab, und war gerade in dieser Jahreszeit in seiner Vollkommenheit. Die Hottentotten haben eine allgemeine Regel, daß der Honig gut ist, wenn der Dornbaum blüht.

Obgleich die Hottentotten so geschickt sind, Bienen, die zu ihren Nestern hin fliegen, zu verfolgen, so haben sie doch noch einen viel bessern Wegweiser, auf den sie sich unbedingt verlassen. Dies ist ein kleiner bräunlicher Vogel, vom Kuckkuckgeschlechte, welchem die Naturforscher den Namen Indicator gegeben haben, weil er durch einen pfeifenden Laut die Bienennester anzeigt. Die Bauern nennen ihn den Honigvogel.

In dem Benehmen dieses Vogels liegt etwas, was die Philosophen den Thieren gern absprechen möchten. So wie er ein Bienennest entdeckt hat, sucht er sogleich

einen Menschen auf, dem er durch sein Pfeifen den entdeckten Fund bekannt macht. Der Vogel ist hier zu bekannt, als daß irgend Jemand die Gewißheit dieser Eigenschaft bezweifeln könnte; er leitet gerade nach dem Platze hin, indem er von Busch zu Busche und einem Ameisenhaufen nach dem andern fliegt; wenn er dicht beim Neste ist, schweigt er still. Sobald der Mensch den Honig weggenommen hat, fliegt der Honigkuckuck heran, die Ueberbleibsel zu verzehren. Eben so soll er die Hölen der Löwen, Tiger, Hyänen, und anderer schädlicher Raubthiere anzeigen. Bei der Entdeckung eines Bienennestes, kommt sein Interesse in Anschlag; der letztere Umstand hingegen muß von einer andern Ursache herrühren.

Der Instinct, welchen wir zum Bewegungsgrunde aller thierischen Handlungen, deren Ursache wir nicht einsehen, machen, ist vielleicht weniger ein blinder Antrieb der Natur, als ein Strahl der Vernunft. Die verschiedenen Theile des Verstandes mögen vielleicht beim niedrigsten Wurme so gut, als beim Menschen, statt finden. Wenn es Instinct ist, was in Europa, bei Annäherung der Menschen, die Vögel so schüchtern macht, so macht sie derselbe Instinct in Indien und China, wo sie nicht verfolgt werden, so dreist, daß man sie beinahe mit der Hand fangen kann. Die verschiedenen Anlagen der Thiere, welche von ihren verschiedenen Organen herrühren, werden ohne Zweifel nach den Umständen abgeändert. Die meisten kleinen Vögel in Südafrika bauen ihre Nester auf eine solche Weise, daß sie nur durch eine kleine Oeffnung zugäng-

lich sind, und viele hängen sie an die äußersten Spitze hoher Zweige. Eine Art Dickschnabel (loxia) hängt sein Nest stets an einen Zweig, welcher über ein Gewässer hängt; es ist vollkommen wie eine Retorte gestaltet; an dem breiten Ende befestigt, und die neun bis zehn Zoll lange Röhre, an deren Ende die Oeffnung ist, berührt fast das Wasser. Es besteht aus frischem Grase, welches fest durch einander gewunden ist.

Ein anderer kleiner Vogel, die Kapmeise (parus capensis) baut sich ein bequemes Nest von der Wolle einer Art Asclepias. Das Gewebe ist wie Flanell verfertigt, und es fühlt sich so weich, wie Seidenhaasen an. Am obersten Ende läuft eine kleine Röhre, die einen Zoll lang ist, und deren Oeffnung drei viertel Zoll im Durchschnitte hat, heraus; dicht unter der Röhre ist eine kleine Hölung, welche mit den innern Neste nicht zusammenhängt; in dieser Höle sitzt das Männchen des Nachts, und so sind beide gegen das Wetter geschützt. Der africanische Sperling besetzt sein Nest mit Dornen, und sogar die Schwalbe unter den Dächern, oder in den Felsenklüften verschließt ihr Nest mit einer sechs bis sieben Zoll langen Röhre. Dieselben Arten Vögel in Nordeuropa, welche nichts von Affen, Schlangen und andern Thieren zu fürchten haben, bauen offne Nester.

Vom Pavians-Flusse aus machten wir zum zweitenmale einen Abstecher in das Kafferland, wo wir den Kaka, die erste Fortsetzung der Schneeberge erstiegen. Der Gipfel war theils eben, theils voller kleiner Erhöhungen, und an den Seiten wechselten angenehm Wiesen

und

und Wälder ab. Das dicke und dunkle Laub der Wälder machte einen angenehmen Contrast gegen das glänzende Hellgrün des Grases, und brachte eine vortreffliche Abwechselung von Licht und Schatten hervor. Kein Theil von Africa hat uns einen so großen und mahlerischen Anblick gewährt, als der Anfang dieser doppelten Gebirgskette, und die dazwischen liegenden Wälder, von denen man, nach Osten hin, kein Ende entdecken konnte. Die meisten Bäume waren gelbes Holz und viele waren zwanzig bis dreißig Fuß dick, und sechzig bis siebzig hoch.

Der Gipfel des Kakaberges gewährt eine weite Aussicht über das Kafferland; südlich bis zur Seeküste, und südöstlich noch hinter die Residenz des Königs. Die niedrigen Ebenen, durch welche sich der Katzen- und Kaapna-Fluß schlängeln, wo sonst die Ghonaqua-Nation mit ihren Heerden wohnte, sind jetzt verlassen, und schienen dem Zuschauer zu Füßen zu liegen.

Die Wälder des Kakaberges wimmelten von seltnen und schönen Vögeln. Der merkwürdigste war der Kuroco (cuculus persa). Dieser prächtige Vogel schien durch seine Gebehrden anzeigen zu wollen, daß er sich seiner Schönheit bewußt sey. Der Wiedehopf und das Perlhuhn (numida meleagris) waren sehr häufig. Eine fünfte Art Trappen sahen wir hier, mit braunen und weißen Flügeln, einem himmelblauen Halse und von der Größe eines Fasans. Längs dem Wege fanden wir eine große Menge der schönen Tauben, die nicht größer

als ein Sperling sind, sie heißt hier die Namaqua Taube.

Als wir in eins der engen Thäler traten, überfiel uns plötzlich ein Schauer weißer Flocken, welche wir anfangs für Pflanzenwolle hielten; bei näherer Untersuchung fanden wir aber, daß es eine ungeheure Menge weißer fliegender Ameisen sey. Das Leben der Ephemeriden in ihrem vollkommensten Zustande, ist nur ein Tag, aber das Fliegen der weißen Ameisen dauert nur einige Minuten, worauf sie hinfallen, um nie wieder aufzustehen. Die Flügel sind so zart, und so locker an ihren Leib befestigt, daß sie beim Fallen entweder abbrechen, oder zerknickt werden. Andre schütteln sie ab, und verkriechen sich in die Erde, um in Ruhe zu sterben. Es scheint, daß sie ihr Ende voraussehen, und sich unter der Erde verbergen, um nicht von ihren eignen Kindern verzehrt zu werden, welche vorzüglich nach Regengüssen bei Tausenden umher schwärmen. Da Hitze und Feuchtigkeit die Insekteneier in der Erde ausbrüten, so bringt ein feuchter Sommer eine solche Menge verzehrendes Gewürm hervor, daß, im Ganzen genommen, eine trockne Jahreszeit vielleicht die beste ist.

Vom Pavians-Flusse nach Bruintjeshoogte ist eine Tagereise; eben so von hier nach Camdeboo, und drei bis Graaffreinet, wo wir den 24sten, an dem wärmsten Tage, der bis jetzt gewesen war, ankamen. Das Thermometer stand im Schatten auf 108°, und im Hause nur auf 82°. Diese heißen Winde sind auf den Korroegefilden sehr häufig, und oft von schrecklichen Wirbelwinden begleitet. Wagen werden umgestürzt,

Menschen und Vieh umgeworfen, und die Büsche mit der Wurzel ausgerissen. Der Staub und Sand wird in mehreren hundert Fuß hohen Säulen in die Luft gehoben, welche wie Wasserhosen aussehen, und eben so wie diese, alles was ihnen entgegen ist, in die Höhe ziehen. Kleine Steine werden oft mit einem Geräusch, wie Racketen durch die Luft geschleudert. Auf diese heissen Winde folgen gewöhnlich Gewitter, welche die Temperatur auf den gewöhnlichen Sommerstand von 80° bis 84° herunter setzen. Die Morgen und Abende sind gewöhnlich kühl und angenehm.

Fünfter Abschnitt.

Bemerkungen auf einer Reise längs der Küste von Graaff-Reinet nach dem Kap.

Die lange Dauer des trocknen Wetters, hatte seit mehrern Monaten die Reise durch das Karroo oder die große Wüste, wegen Wasser- und Futtermangel unmöglich gemacht. Alle Flüsse und Bäche, die sie durchschneiden, sollten ganz vertrocknet seyn, und die Bauern von Graaff-reinet, welche um diese Jahrszeit gleich nach der Aerndte, ihren jährlichen Besuch am Kap machen, waren genöthigt ihre Reise aufzuschieben, oder um Zwellendam herum zu fahren, wo immer Ueberfluß an Wasser ist. Indessen waren drei Tage vor unserer Ab-

reise von Graaff-reinet so heftige Regengüsse bis zu den Bergen Camdeboo und den Schneebergen hin, gefallen, daß wir nicht zweifeln konnten, im Karroo, oder wenigstens in dem schönen de Beer-Thale, Wasser anzutreffen, wenigstens bis zu der oben erwähnten angenehmen Wiese mitten in der Wüste.

Dieser Muthmaßung zufolge reisten wir den 9ten December von Graaffreinet ab, und fanden den Sonntags- und Camdeboo-Fluß so angeschwollen, daß sie beinahe überströmten. Bei dem Passe von Camdeboo, welcher nach der Wüste hinführt, lief dieser kleine Fluß mit heftigem Strom, woraus wir schlossen, daß es uns auf dieser Seite des de Beer-Thales gewiß nicht an Wasser fehlen könne. Wir fanden indeß bald, daß sich der Regen nur einige Meilen hinter den Paß erstreckt hatte. Noch hofften wir, daß der Hottentottenfluß eine Tagereise weiter Wasser enthalten würde, oder wenigstens müßte der Karrika, welcher auf den Gebirgen von Camdeboo entspringt, wo es kürzlich geregnet hatte, voll Wasser seyn.

Am 11ten verließen wir daher den Paß, und je weiter wir auf der Wüste vorrückten, wurden die Spuren vom gefallnen Regen immer schwächer, bis sie endlich ganz verschwanden. Das Land erschien bald als eine ununterbrochene dürre Ebne; die wenigen Salzpflanzen, welche dünn auf dem thonigten, mit wenigem rothen Sande bestreuten Boden wuchsen, waren verdorrt, und knisterten unter unsern Tritten. Die Strahlen der Sonne waren kaum zu ertragen, und ihr blendendes Licht sehr empfindlich für das Auge.

Um Mittag zeigte sich uns ein trauriger Gegenstand am Wege; es war ein Pferd, welches eben aus Mangel an Wasser verschmachtete. Unsere Hottentotten erkannten es, daß es vor acht Tagen Graaffreinet mit einigen Bauern verlassen hatte, welche über die Wüste nach Zwarteberg wollten. Wahrscheinlich hatte es sich in der Nacht von ihnen verloren, und war zurückgeblieben. Als uns das arme Thier bemerkte, versuchte es, sich uns zu nähern, fiel aber erschöpft nieder und wir konnten ihm nicht anders helfen, als seinen Leiden ein schnelles Ende zu machen. Einige Meilen weiter lag ein anderes dieser armen Thiere, denselben Bauern gehörig todt am Wege. Solche Gegenstände mußten unsere Hoffnung sehr niederschlagen. Wir versuchten indessen weiter zu fahren, und erreichten nach einer langen, ermüdenden Tagereise, um neun Uhr Abends, den Hottentottenfluß, welcher zu unserer größten Betrübniß ganz ausgetrocknet war, und sein thonigtes Bette hatte die Hitze in Polygone, wie die Gipfel von Basaltsäulen, zerrissen. Unsere Lage läßt sich schwer beschreiben, und wir fiengen ernstlich an für unser Vieh in Furcht zu gerathen. Den Durst eines Menschen zu löschen, dazu ist wenig Wasser auf lange Zeit hinreichend; aber Rindvieh erfordert nach einer langen Strapaze mehr, als man mit sich führen kann. Das Wenige, was wir mitgebracht hatten, ward bis auf den letzten Tropfen unter uns vertheilt.

Wir berathschlagten nun, was am thunlichsten in dieser Lage wäre. Das Resultat fiel dahin aus, weiter zu reisen, sobald die Ochsen, welche den ganzen

Tag gezogen hatten, durch einige Stunden Ruhe erquickt wären. Wir wollten nicht zurückkehren, und uns länger hier aufzuhalten, war unmöglich: außer dem gänzlichen Mangel an Wasser gab es auch nicht einen Grashalm oder einen Busch, wovon das Vieh hätte fressen können. Sogar die dicken fleischigten Blätter des Mesembryanthemum waren zusammengeschrumpft, und ihre Säfte verdunstet. Bei Tage hatte sich kein lebendes Geschöpf gezeigt; aber des Nachts lockte das im Zelte brennende Licht eine so ungeheure Menge Maikäfer herbei, daß sie das Licht auslöschten, und uns heraustrieben. Dieses Insekt war aschgrau, und der Thorax mit einem weißlichen Staube bedeckt.

Kurz nach Mitternacht fuhren wir weiter, und nahmen unsern Weg nach dem nächsten Theile des Karrika, wo wir Wasser anzutreffen hofften. Als wir bei Tages-Anbruche ankamen, entdeckten wir Meilen weit nicht eine Spur von Flüssigkeit in dem Strombette. Wir waren nun völlig unschlüssig, was wir anfangen sollten; wir waren zu weit fortgerückt, um zurück zu kehren, und ungewiß, was das Vorrücken für Folgen haben könnte. Mitten unter diesen Ueberlegungen gieng die Sonne auf, und zeigte uns einen weitern Horizont, aber nur das Bild des Mangels. Außer unsern erschöpften Ochsen zeigte sich kein Thier; nicht einmal ein Vogel oder ein Insekt. Auf allen Seiten schien die belebende Kraft aufgehört zu haben, oder die belebte Natur aus der Einöde entflohen zu seyn.

Eine einzige Hoffnung war uns übrig, nämlich das de Beerthal. Wir wußten, daß an diesem Orte eine

ist Sammelplatz für periodische Flüsse sey, welche auf den Nieuweveld-Winter- und Schneebergen entspringen. Der Ort war nicht fern von unserem jetzigen Aufenthalte; aber unser Vieh war erstaunend erschöpft, und hatte sein Leiden schon lange durch heiseres Brüllen, und die Schaafe durch unaufhörliches Blöken ausgedrückt; auch die Kinder der Hottentotten, welche uns begleiteten, schrien unaufhörlich nach Wasser.

De Beer-Thal zeigte in der Ferne keinen Mangel an Wasser. Es erschien als eine schöne grüne Wiese und Ochsen, Pferde und Hottentotten jagten, so wie man es sehen konnte, im vollen Gallop darauf los. Ihre Blicke und Geberden zeigten, als sie ankamen, genugsam ihren Schreck, daß alle Teiche und Flüsse ganz ausgetrocknet waren; nur an einem Orte, den grüne Mimosen beschatteten, fand sich eine Pfütze schmutziges Wasser. Aus dieser schöpften wir mit unsern Hüten etwas für die Pferde, aber für die Ochsen reichte es nicht hin. Das harte Gras, und das hier und da grünende Schilf ward von diesen gierig verzehrt, und bloß dadurch erhielten sie ihr Leben.

Indem ich umher ritt, einen Teich oder Bach zu suchen, fiel meinem Pferde eine kleine Pfütze in die Augen, in welche es, alles Zurückhaltens ohngeachtet, sogleich hineinsprang; aber kaum hatte es das Wasser mit dem Munde berührt, als es den Kopf zurückzog; indem es so salzig war. Es war in der That der schon erwähnte Salzfluß, und das meiste Wasser durch die lange anhaltende Hitze verdunstet, auch die Ufer waren mit Salzplatten belegt, welche wie Eis aussahen.

Das Schilf und das Binsen ähnliche Gras erfrischten unser Vieh einigermaßen, und wir beschlossen in der Abendkühle aufzubrechen, und queer über die schwarzen Berge zu fahren, hinter welchen wir überzeugt waren, Wasser zu finden. Unser schwaches Vieh ward von neuem angespannt, und indem wir uns langsam durch eine ziemlich ebene Oeffnung in den Gebirgen fortbewegten, kamen wir um Mitternacht an einen Platz, wo wir, nach der Aussage eines Hottentotten, die Karreequelle zu finden hofften. Nachdem wir einige Zeit in der Dunkelheit gesucht hatten, entdeckten wir eine Art Sumpf, welche hier und da etwas schmuziges und faules Wasser enthielt; so schlimm es auch war, so verschluckten es doch die Hottentotten, und das Vieh mit großer Begierde. Für uns war eine Flasche Stahlwasser und eine andere mit hepathischem Wasser, welche wir zum Untersuchen mitgenommen hatten, eine große Erfrischung.

Nachdem wir am 15ten fünf Stunden weit gereist waren, und uns vier Tage ohne frisches Wasser beholfen hatten, kamen wir zu einem hellen, reinen Bache, welcher Keurfonteyn oder die Quelle der Wahl hieß. Mit der äußersten Mühe konnten wir Vieh und Hottentotten, welche beide gleich wenig Nachdenken haben, abhalten, zu viel zu trinken.

Der große Wassermangel auf den Karroo-Ebnen macht es oft gefährlich und immer unbequem mit Rindvieh zu reisen, und es scheint, das Kameel oder der Dromedar wären am besten zum Fortschaffen der Waaren und Reisenden am Kap zu gebrauchen. Das Kameel kann

weit besser Hunger und Durst, als die meisten vierfüßigen Thiere aushalten, und die harten dornigten Gesträuche oder Saftpflanzen, die man auch in der schrecklichsten Einöde antrifft, sind für dasselbe ein gutes Futter. Es trägt bequem eine halbe Tonne oder zehn Centner an Gewicht, da ein afrikanischer Ochse kaum die Hälfte davon ziehen kann.

Am 17ten lagerten wir uns am Ufer des Elephantenflusses, wo mehrere heiße Quellen aus einem Kessel entsprangen, der aus einem braunen Eisenkalk, mit unregelmäßigen Stücken eines schweren, zum Theil ehemals flüssigen, Eisensteins bestand. Das Wasser war stahlhaltig, wie aus der großen Menge eines orangefarbnen Niederschlages zu sehen war, welcher sich in den Canälen angesetzt hatte, und dem schönen stahlblauen Schaum, welcher auf der Oberfläche schwamm. Die Temperatur der vier Hauptquellen, welche alle aus demselben Kessel entsprangen, war 111°, 109°, 115°, und 95° Fahrenheit. Die benachbarten Bauern besuchen sie häufig, indem sie bei Quetschungen, Verrenkungen und Rheumatismus wirksam seyn sollen.

So dienlich dieses Wasser auch für den menschlichen Körper seyn mag, so günstig war es auch dem Wuchse der Pflanzen. Längs den Ufern der Bäche wuchs ein breitblättriges Geranium zu der Höhe von 15 Fuß, und alle benachbarten Gebüsche gediehen ungewöhnlich wohl.

Die lange Dürre hatte den Elephantenfluß ganz ausgetrocknet, und das Land war beinahe so kahl, wie die Wüste jenseits der schwarzen Berge, ausgenom-

men an beiden Seiten des Flußbettes, wo die Mimosen in voller Blüte standen, und wo die Cannapflanze oder Salsola eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreichte. Wenn diese beiden Artikel in der Folge im Handel benutzt werden könnten, so würde die Gegend am Elephantenflusse zu ihrem Anbaue die vortheilhafteste seyn, und diese Produkte in der größten Menge liefern.

Außer dem Cudu trifft man keine Art des größern Wildprets am Elephantenflusse; obgleich das Thier, wovon er den Namen hat, wahrscheinlich hier ehedem in Menge vorhanden war. Die Fischotter ist häufig, und eben so zwei bis drei Arten wilder Katzen; von denen eine, die unter dem Namen Carracal beschrieben zu seyn scheint. Der Leib war dunkelkastanienbraun, und an den Spitzen der Ohren hatte sie lange Büschel schwarzes Haar. Eine andere Gattung oder vielmehr Spielart, war bläulich grau, und eine dritte weiß und schwarz gewölkt. Der Honigdachs (ursus mellivorus), den man hier Rattel nennt, ist gleichfalls sehr häufig. Seine Lieblingsnahrung ist Honig, und die Natur hat ihn mit einem so dicken Felle versehen, daß die Stiche der Bienen nicht durchdringen können. Kein Thier hat ein so zähes Leben, als der Rattel: ein Hund kann ihn nur mit großer Mühe todt beißen, und es ist eine Art Lustbarkeit für die Bauern, ihm Messer in den Leib zu stoßen, welches er eine ziemlich lange Zeit aushält.

Indem wir uns südlich vom Elephantenflusse wandten, und rund um einen hohen, einzeln stehenden

Berg, welcher der Kamnaafige-Berg hieß, herumführen, kamen wir in den langen Paß (Langekloof) herab; dies ist ein enges Thal, das nur selten eine Meile breit ist, und welches südlich von einer hohen Gebirgskette, und nördlich von einer Reihe grüner Hügel eingeschlossen wird. Dieses Thal läuft von Osten nach Westen ohne Unterbrechung, 150 Meilen weit fort. Die Hügel an der Nordseite erheben sich, nach Osten hin zu ansehnlichen Bergen, und hören auf den Ebenen am Zwartkopsflusse auf. Die große Gebirgskette an der Südseite läuft bei Camdoosbai in die See, und erstreckt sich westlich bis zu den Gebirgen am Herflusse.

Langekloof hat Ueberfluß an Wasser und guter Weide, der Grund besteht überall aus schönem reichen Boden und fast bei allen Wohnungen sind Küchen, und Obstgärten, auch Weinberge. Da es ziemlich hoch über der Oberfläche des Meeres und mitten unter Gebirgen liegt, so fällt häufig Schnee in den Wintermonaten und bleibt lange liegen.

Aus dem ganzen Langekloof heraus geht nur ein Ausweg über die südliche Gebirgskette, und dieser wird selten gebraucht, da er zu den gefährlichsten und schwierigsten Pässen in der Colonie gehört. Er liegt wirklich auf einer der höchsten Spitzen der Kette, welche der Teufelskopf (Duyvilskop) genennt wird. Wir hatten an jedem Wagen sechszehn Ochsen, um den Uebergang zu vollenden. Der Weg war fürchterlich steil und steinigt, und in der Nähe des Gipfels, wo nur fünfzehn Fuß Raum war, gieng es von einer Steinlage zur andern,

wie auf einer Treppe, deren Stufen hier und da 4 Fuß hoch waren; auf diese mußten die Wagen mit gemeinen Kräften herauf gehoben werden. Als oben den Gipfel erreicht hatten, veränderte sich Wetter, welches bisher außerordentlich schön gew war (indem der Thermometer auf 74° stand). Wind erhob sich, und kurz darauf näherte sich eine u heure Wolke schwarzer Dünste von Südosten aus See her; indem sie reißend schnell näher kam, verh sie uns ganz auf dem Gipfel des Berges. Die Te ratur der Luft fiel augenblicklich auf 39° Fahren Ehe noch unsere drei Wagen den höchsten Gipfel e gen hatten, klärte sich das Wetter wieder auf, un war ein sonderbarer Anblick zu sehen, wie das zwischen den Gebirgen und dem Meere, in dicke ken verhüllt, von einem heftigen Regen überschwem wurde, während die Nordseite im hellsten Son scheine lag.

Die Veränderlichkeit des Climas von Südafrik oft in dieser Reise erwähnt worden. Ein merkwü geres Beispiel ist indeß wohl noch nicht bemerkt word Eine Höhe von tausend Fuß brachte eine Veränder der Temperatur von 35 Graden in zwei Stunden h vor. In der Folge zeigte es sich, daß an demselb Tage, welches der längste im Jahre war, auf demselb Gebirge, dicht hinter Zwellendam, wo es nicht beso ders hoch ist, Schnee gefallen war, und einige Zeit g legen hatte. Der Weg herunter vom Teufelskopf war weit sanfter als die Hinauffahrt, und die m Gras bewachsene Oberfläche der Nordseite verwandel

	Namen in der Colonie.
No.	
23.	Kersenhout.
24.	Castanie hout.
25.	Hard peer.
26.	Hoender spoor.
27.	Buffel hoorn.
28.	Bosch bourbonjes.
29.	Melkhout.
30.	Essenhout.
31.	Geelhout.
32.	Karroo hout.
33.	Cyperus, Cedarhout.
34.	Klipp Essen.
35.	Saly hout.
36.	Witte bosch hout.
37.	Wilde granate.
38.	Wilde vier.
39.	Wit Essenhout.
40.	Koeha.
41.	Seybast.
42.	Zwarte hout.
43.	Keur hout.
44.	Witte hout.

her Name.	Bemerkungen.
	Selten und nicht sehr brauchbar.
neue Art Guaiacum.	Nur in Cafferland.
huia?	Von den Buschmännern zu Bogen gebraucht. Hält durch den harzigen Geruch die Insecten ab.
ia?	
	Gut zu Kähnen.
	Dicht, dunkel und schön.
	Die innere Rinde ist wie Seide, aber kurzhaarig.
is.	Gut zu Stangen; lang und gerade.

sich nun in ein weitläuftiges Gebüsche, unter dem ungeheuere Haidekräuter und Protäen vorzüglich in die Augen fielen. Eine der letztern hatte ein rundes, dickes Blatt mit einem Purpurrande und trug eine Blume, welche beinahe zehn Zoll im Durchmesser hielt. Verschiedene Arten Ixia, Iris, Morea, und Gladiolus, welche in voller Blüthe standen, schmückten die Seiten der Hügel, indessen die Capsophora, und die Arduina mit ihrem Jasmingeruch die ganze Gegend durchdufteten.

Am Fuße dieser Gebirgskette läuft ein Waldstrich, welcher sich beinahe 200 Meilen weit erstreckt, und größtentheils aus vielerlei Gattungen Waldbäumen besteht, von denen einige eine ungeheure Höhe erreichten. Einige der Bäume in der Colonie sind schon oben berührt worden. Ich vervollkommnete mein Verzeichniß von den brauchbarsten derselben bis auf 44 Gattungen. Ich wünschte die Linnéischen Namen dabei setzen zu können; aber der Mangel an Zeit und die Schwierigkeit von hohen Waldbäumen Blüten zu erhalten, machten es unmöglich. Ich muß mich daher begnügen, die Namen, welche ihnen die Colonisten geben, herzusetzen, und auch diese können für einen künftigen Reisenden, welcher diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit würdigen will, von großem Nutzen seyn. (Siehe die Tabelle).

Ich muß erinnern, daß die in der Tabelle angegebenen Höhen nur immer die mittlere Größe sind; aber von beiden Geelhouts oder gelben Holzarten trifft man häufig Bäume, welche siebzig bis neunzig Fuß lang sind,

und zu Masten, Segelstangen und andern Theilen des Schiffs gut zu gebrauchen wären.

Zwischen dem Fuße des Teufelskopfs und der Plettenbergsbai, welcher funfzig Meilen ostwärts davon entfernt liegt, ist das Land mit schönen Waldungen versehen, und von zahlreichen Bächen durchschnitten, die in den Wäldern entspringen. Es giebt hier auch mehrere breite und tiefe Flüsse, über welche man mit Böten setzen muß; einige endigen sich in große Wasserflächen, welche schöne Landseen bilden, deren Ufer mit Baumen besetzt sind. Einer von diesen Seen ist sehr merkwürdig, indem er weder mit einem Flusse noch mit dem Meere in Verbindung steht, und sein Wasser grüner als irgend eine Stelle in der See ist, und einen äußerst schwachen Salzgeschmack hat. Einer der Bauern erzählte mit vielem Triumph, daß er den Gouverneur van Plettenberg an diesem See durch die Frage in Verlegenheit gesetzt habe, woher die grüne Farbe käme. Der Gouverneur habe geantwortet: sie käme von den Gebüschen her, und wäre eine grüne Materie, welche der Regen hineingespült hätte. Hierauf zeigte ihm der Bauer Wasser in einem Glase, wo es hell und ohne alle Farbe war.

Es ist eine Sage unter den Hottentotten, daß dieser See, welcher jetzt sechs bis sieben Meilen im Umfange hat, vor nicht langer Zeit eine schöne grüne Wiese gewesen sey, und er soll noch immer an Größe zunehmen. Wenn die Wassermasse, welche der Regen und die Quellen hineinbringen, sich einmal in der Maße vermehren sollte, als der grüne See kaum durch Aus-

dünstung verlieren kann, so wird er einmal den Damm, welcher ihn vom Meere trennt, durchbrechen, welches augenscheinlich mit dem benachbarten See, Kuysna, der Fall gewesen ist. Dieser ist jetzt ein Seearm geworden, in welchen die Fluth durch einen engen Canal tritt. Obgleich dieser Canal enge und nicht ganz von Klippen frei ist; so könnte er doch kleine Schiffe durchlassen, und das Wasserbecken hat mehrere Meilen im Umkreise und hinlängliche Tiefe. Die umliegenden Hügel sind mit Waldbäumen, und die abhängenden Seiten bis an den Rand des Sees mit Gebüsch bewachsen. Eine Menge niedrige und grüne Inseln liegen auf demselben. Die Arme des Kuysna erstrecken sich in die tiefen Thäler an dem Fuße der Gebirge, und verlieren sich dort in undurchdringliche Wälder. Das ganze Land ist romantisch und der Pflanzenwuchs sehr reichlich, und es kann leicht der schönste Theil von Südafrika seyn.

Auch die Bauerhäuser waren in dieser Gegend besser gebaut, als man sie in einer so großen Entfernung vom Kap anzutreffen pflegt; da sie so nahe am Meere liegen, haben die Bewohner den Vortheil, sie mit Muschelkalk abputzen zu können. Wir bemerkten auch eine Art kreidigten Kalkstein, welcher in großen Massen auf der Oberfläche lag; er ward aber nicht zu Kalk gebrannt. Fast bei jedem Hause war in einem Haine ein kleiner Ort, mit zierlichen Mauern umgeben, welcher zum Begräbnißplatze für die Familie diente. Die Verzierungen dieser Gottesäcker schienen weit sorgfältiger als die der Wohnhäuser gemacht zu seyn. Die Holländer haben

keine Art von Ceremonieen oder gottesdienstlichen Gebräuchen bei ihren Begräbnissen.

Plettenbergs Bucht ist, wie die Zwartkopsbai, den Südostwinden ganz offen; die Westspitze, welche der Robbenberg heißt, liegt unter 34° 6′ südlicher Breite und 23° 48′ östlicher Länge. Die Entfernung vom Kap beträgt 320 englische Meilen. Die Ostküste der Bai ründet sich allmälig gegen die allgemeine Richtung der Küste ab, und endigt sich in einen sehr hohen und regelmäßigen spitzen Berg, der auf den alten portugiesischen Charten Pic formosa und auf den neuern holländischen Cap Grenadier genannt wird. Der beste Landungsplatz liegt viertehalb Meilen nordwärts vom Robbenberge, auf einer 550 Schritte langen Sandbank, welche an jedem Ende von Klippen gedeckt wird. Ein heftiger Wind treibt gewöhnlich das Wasser in diese Bucht, ausgenommen, wenn er von Norden, oder Nordwesten herweht; in diesem Falle ist das Wasser ruhig. Der Südwest verursacht die größten Wellen.

Dicht am Landungsplatze ist ein neues und schönes Wohnhaus errichtet, ferner ein 200 Fuß langes Magazin für Bauholz, und ein festes, bequemes Haus für Truppen. Die Absicht der holländischen Regierung war, hier eine Niederlassung zu veranstalten, um das Kap mit Bauholze zu versehen. Man hat indeß lange gegen das Holz von Südafrika ein großes Vorurtheil gehabt; aber vielleicht ohne Grund. Wenige Holzarten bleiben dauerhaft, wenn sie heftigen Regen, trocknen Winden und brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, wo sie aber davor gedeckt sind, kann sich das leichteste

sehr stark wie das Siechthum, über ein Jahrhundert zu erhalten.

In den Wäldern um diese Bucht wächst eine kriechende Pflanze in großer Menge, deren innere Rinde sich in vierzig bis funfzig Fuß lange Fäden auflösen läßt und ein vortreffliches Surrogat für den Hanf zu seyn scheint; die Hottentotten drehen aus diesen Fäden sehr starke Stricke. Die Rinde einer andern einheimischen Pflanze, einer Art Hibiscus, liefert sehr guten Hanf. Die Blätter der Pflanze waren sehr tief eingekerbt, wie beim Cannabinus, einer Gattung desselben Geschlechts; welche in Indien gebaut wird, um Hanf aus derselben zu bereiten; aber der Stamm des afrikanischen Hibiscus hatte keine Stacheln, und die Blüte war groß und schwefelgelb.

Unter den nützlichen Waldbäumen bemerkten wir eine Art wilder Feige, welche eine ziemliche Höhe erreichte, und eine der Bergamottenbirne ähnliche Frucht erzeugte. Sie hatte einen angenehmen säuerlichen Geschmack, und ward von den Vögeln sehr gesucht; die Blätter waren länglichrund. Eine Art Salbei (salvia) wuchs wild, und ward sehr, wegen ihrer Heilkraft bei noch frischen Wunden, gerühmt. Auch eine Art Solanum schätzte man aus demselben Grunde; die Blätter ähnelten den Tabaksblättern, weshalb die Pflanze auch wilder Tabak genannt ward. Die obere Seite des Blattes ist dunkelgrün und glatt, die untere weiß und wollicht, der Stamm holzigt und mit Dornen besetzt. Wenn man die wollige Seite des Blattes auf ein Geschwür oder eine Geschwulst legt, so bringt es binnen

bald zur Reife und die grüne Seite heilt das Geschwür eben so geschwind. Ich hatte Gelegenheit, dies mehr als einmal zu bemerken. Nicht weit von Plettenbergsbai traf ich, an den Ufern eines kleinen Baches, einen ganzen Wald der Strelitzia alba, deren hohe und spitzzulaufende Stängel, wie bei der Arecanuß so regelmäßig und proportionirt, wie korinthische Säulen, waren. Viele hatten eine Höhe von 25 bis 30 Fuß bis zum ersten Blatte. Es ist sonderbar, daß die drei afrikanischen Strelitzien an drei verschiedenen Orten, und weit von einander entfernt gefunden werden, und noch merkwürdiger, daß die weiße Gattung so häufig an einem einzigen Bache wächst, und nicht eine einzige in der Gegend umher gefunden wird. Wegen der großen Aehnlichkeit mit dem Bananas-Baume nennen die Bauern diese Pflanze wilden Plantain.

Allein die schönste Pflanze im ganzen Walde war die afrikanische Weinrebe; die Ranken liefen bis zu den Gipfeln der höchsten Geelhout-Bäume, und trugen eine Frucht von der Größe und Gestalt der Morellenkirschen, selten mehr als zwei oder drei in einer Traube, von einem sehr lieblichen und etwas säuerlichen Geschmacke. Die Blätter dieses Weinstocks sind wie beim Epheu gestaltet; dunkelgrün, auf der Oberseite glatt, und auf der untern rauher. Sie fallen nicht ab, sondern grünen immer.

Von Plettenbergshai kehrten wir westlich, über viele tiefe und gefährliche Flüsse zurück. Von diesen waren der Kaymanns- oder Krokodillenfluß am schwersten für die Wagen zu passiren, indem die Ufer an bei-

den Seiten einige hundert Fuß hoch, steil und steinigt waren. Man versichert, daß das Thier, wovon der Fluß den Namen führt, sich zuweilen darin zeigen soll, obgleich keiner der Leute bezeugen konnte, je ein anderes Thier vom Eidechsengeschlechte darin gesehen zu haben, als sechs bis zehn Fuß lange Leguanen (lacerta iguana). Im Nil findet sich das Krokodil bloß bis zum 31sten oder 32sten Grad der Breite; aber der Trichechus, oder Lamantin hält sich an beiden Küsten von Afrika, vom mittelländischen Meere bis zum Kap auf, und kommt zuweilen, aber sehr selten, in die Mündungen der Flüsse.

Der Kaymansfluß theilt den Distrikt Plettenbergsbai von dem Houtniequas-Lande, einem Striche, den die holländische Regierung ausschließlich allein benutzte, sowohl wegen der großen, hier sehr leicht zugänglichen Waldungen, als wegen der vortrefflichen Viehweiden, die man zu allen Jahreszeiten dort findet. Da die Berge hier dem Meere nahe liegen, ziehen sie die Dünste an, und verursachen hier häufigere Regen, als in den übrigen Theilen der Colonie. Dieser Landstrich wird westlich von dem großen Brakke-Fluß begränzt, welcher in den erwähnten Wäldern entspringt, gerade nach Süden läuft, und sich in die Muschelbai ergießt.

Die Muschelbai ist, wie alle übrige auf dieser Küste, dem Südostwinde offen; aber besser zum Ankern als Zwartkops- oder Plettenbergsbai. Die Westspitze, welche St. Blasius-Kap genannt wird, liegt unter 34° 10' südlicher Breite, 22° 18' östlicher Länge und ist vom

Kap 240 Meilen entfernt. Die Abweichung der Magnetnadel betrug 27° 54' nach Westen, und die Zeit der Ebbe war um drei Uhr beim Vollmonde. Wenn die Winde, von Südsüdwesten, Westen, und bis Ostnordost herum, nicht zu heftig wehen, gewährt die Bai einen sichern und bequemen Ankerplatz in der Entfernung einer Meile vom Landungsplatze. Die Winde, welche von Osten bis Süden wehen, machen das Meer sehr unruhig; aber die Südostwinde sind hier nie so heftig, als am Kap.

Der Hauptlandungsplatz ist auf einer Sandbank vor einer kleinen Bucht, in welche ein kleiner Bach, von schwachem Salzgeschmack, fließt. Dieser Bach schien nicht im Stande, zwölf Tonnen Wasser in einem Tage zu liefern. Dicht bei dem Landungsplatze ist ein Kornmagazin errichtet; es ist ein starkes steinernes Gebäude, 150 Fuß lang und kann bequem 10,000 Buschel fassen. Der Preis dieses Artikels ist hier zwei und zwanzig Piaster für ein und dreißig Buschel, oder ein Buschel beinahe einen Thaler.

Die Bai hat Ueberfluß an vielerlei vortrefflichen Fischen, an großen und wohlschmeckenden Muscheln, und vortrefflichen Austern, und in den Wintermonaten ist der schwarze Wallfisch sehr häufig.

Eine große Menge gemeiner Aloe, wächst rund herum um die Muschelbai. Der eingetrocknete Saft dieser Pflanze gewährte ehedem einen beträchtlichen Verdienst für die, welche ihn bereitaten; aber der Preis ist jetzt so niedrig, etwa zwei Groschen das Pfund, daß es die Einwohner nicht der Mühe werth halten, ihn

zu sammeln. Eine Person kann täglich nur drei Pfund sammeln und bereiten.

Am 5ten kamen wir über den Gauritz-Fluß, welcher die westliche Gränze des Muschelbaldistrikts macht. Dieser Fluß kann der Abzug oder Abfluß der Colonie genannt werden. Alle Flüsse, welche 150 Meilen östlich und westlich, im großen Karroo und den Bergen nordwärts dieser Wüste entspringen, vereinigen sich in einer ungeheuern Kluft der südlichsten Bergkette, und werden durch den Gauritz-Fluß in das Meer geführt. Die plötzlichen und häufigen Ueberschwemmungen dieses Flusses sind unglaublich. Man sieht noch die Ruinen eines Hauses, welches durch einen Austritt des Flusses zerstört wurde; ob es gleich an hundert Fuß über der Wasserfläche erhaben lag. Jetzt hatte er kaum Wasser genug, um sich fortzubewegen.

Vom Gauritz rückten wir nach einem seiner Arme, dem falschen Flusse fort, neben welchem wir eine große Menge braunen und gelben Ocher, und sehr viele der merkwürdigen Steine, welche schon unter dem Namen Farbesteine erwähnt sind, fanden.

Den 6ten passirten wir verschiedene Bäche, welche sich vereinigten und den Kaffer-kuylsfluß bildeten. Je mehr wir uns dem Kap näherten, desto mehr war das Land bewohnt. Zierliche Häuser standen an den Ufern aller Flüsse, die Gärten, Weinberge und Obstgärten waren größer, und besser bearbeitet. Die Oberfläche zwischen den Flüssen war sehr uneben, der Boden Thon und Kreide und höchstens zur Schaafzucht zu gebrauchen. Er brachte eine große Menge Büsche hervor, unter

welchen einer, der Guatrie-Busch (Royena?) und eine Gattung Arduina den Bauern einen süßlichen Wein lieferte, welcher ohngefähr wie Birkwasser schmeckte.

Der Spitze der Muschelbai, nördlich gegenüber, hörten die Wälder von Plettenbergsbai und Houtniequa's Land auf, die Berge zu bekleiden. Zwanzig Meilen östlich von der Drostei Zwellendam zeigte sich ein andres Gehölze, der Grosvatersbusch genannt. In den frühern Zeiten der Colonie enthielt dieser Wald eine große Menge Bauholz; da er so nahe am Kap liegt, hat er jetzt wenige brauchbare Stämme.

Vom Grosvatersbusche an erstreckt sich, längs den Gebirgen, ein schönes Thal bis zur Drostei. Diese besteht aus etwa zwanzig Häusern, die in einer fruchtbaren Ebne, an einem stats fließenden Strome, liegen. Die Wohnung des Landdrostes steht am Eingange des Thals. Es ist ein sehr bequemes Gebäude, und hat einen großen Garten, der mit Eichenpflanzungen umgeben, vielerlei Arten von Obstbäumen enthält.

Der Distrikt Zwellendam besteht hauptsächlich aus dem Striche Landes zwischen den schwarzen Bergen und der Seeküste, und erstreckt sich östlich bis zum Gouds-Flusse, wo Graaff-reinet anfängt. Die Anzahl Familien, die hier wohnen, beläuft sich auf fünf bis sechs hundert, und die ganze Volksmenge der Weißen beträgt etwa 3000 Personen. Die Anzahl der Hottentotten im ganzen Distrikte macht etwa zwei auf jede Familie, und von den Sclaven kann man etwa fünf auf jede Wohnung rechnen.

Zwellendam liefert wenig Rindvieh für das Kap, und noch weniger Schaafe; Pferde werden daher in großer Zahl zum Verkauf gebracht. Die Einkünfte der Bauern bestehen hauptsächlich in dem Verkaufe von Bauholz, Korn, Butter, Seife und getrockneten Früchten. Für einen Naturforscher ist dieser Distrikt der uninteressanteste; nur der Botaniker findet hier ein weites Feld. Von denen, welche diese Wissenschaft zu ihrem vorzüglichsten Augenmerk gemacht haben, hat keiner die zielheimischen Waldbäume hinlänglich beschrieben, so daß man erkennen könnte, zu welchen Geschlechten sie gehören. Wenige Antelopen findet man noch in Zwellendam, den Rehbock, Steenbock und Duiker ausgenommen. Ehedem war der Bontebock (antelope [illegible]) hier so zahlreich, wie jetzt auf den Schneebergen der Springbock ist. Man sieht sie hier selten in Heerden [illegible] als einem Dutzend. In der Nähe der Drostel gab es sonst viele blaue Antelopen (leucophaea), welches Thier jetzt in der ganzen Colonie nicht mehr angetroffen wird, oder sich fast seit zehn Jahren nicht gezeigt hat. Hasen und Rebhühner sind überall sehr häufig, und die Wälder von Hontniequas's Land wimmeln von großen und kleinen Vögeln.

Den zwölften kamen wir zum Distrikt Stellenbosch, indem wir über den endlosen Fluß (Zonderend) setzten, und zum süßen Milchthale *) (Zoete - melk - valley)

*) Es ist wirklich schwer aus des Verf. allgemeinen Benennung Valley zu errathen, ob er dieses Wort in der englischen oder holländischen Bedeutung braucht. Am Kap be-

welchen einer, der Guatrie-Busch (Royena?) und eine Gattung Arduina den Bauern einen süßlichen Wein lieferte, welcher ohngefähr wie Bittwasser schmeckte.

Der Spitze der Muschelbai, nördlich gegenüber, hörten die Wälder von Plettenbergsbai und Houtniequa's Land auf, die Berge zu bekleiden. Zwanzig Meilen östlich von der Drostei Zwellendam zeigte sich ein andres Gehölze, der Grosvatersbusch genannt. In den frühern Zeiten der Colonie enthielt dieser Wald eine große Menge Bauholz; da er so nahe am Kap liegt, hat er jetzt wenige brauchbare Stämme.

Vom Grosvatersbusche an erstreckt sich, längs den Gebirgen, ein schönes Thal bis zur Drostei. Diese besteht aus etwa zwanzig Häusern, die in einer fruchtbaren Ebne, an einem stats fließenden Strome, liegen. Die Wohnung des Landdrostes steht am Eingange des Thals. Es ist ein sehr bequemes Gebäude, und hat einen großen Garten, der mit Eichenpflanzungen umgeben, vielerlei Arten von Obstbäumen enthält.

Der Distrikt Zwellendam besteht hauptsächlich aus dem Striche Landes zwischen den schwarzen Bergen und der Seeküste, und erstreckt sich östlich bis zum Gamdeks-Flusse, wo Graaff-reinet anfängt. Die Anzahl Familien, die hier wohnen, beläuft sich auf fünf bis sechs hundert, und die ganze Volksmenge der Weißen beträgt etwa 3000 Personen. Die Anzahl der Hottentotten im ganzen Distrikte macht etwa zwei auf jede Familie, und von den Sclaven kann man etwa fünf auf jede Wohnung rechnen.

ten Väter, drei an der Zahl schienen sehr geneigt, uns jede Frage zu beantworten. Es waren Leute von mittlerm Alter, einfach und gut gekleidet, bescheiden und gefällig in ihrem Betragen, in ihrer Unterhaltung lebhaft und verständig, eifrig in ihrer Bestimmung, aber frei von Aberglauben und Schwärmerei. Der ganze Ort hatte Theil an der Einfachheit, und Ordnung, die man in ihrem Charakter bemerkte. Ihre Kirche war ein sehr artiges Gebäude, die Kornmühle besser als irgend eine der Colonie, ihre Garten sehr gut geordnet, und brachte eine Menge eßbare Gewächse hervor. Fast Alles war von ihnen selbst verfertigt; da ihren Regeln gemäß, jeder ein nützliches Handwerk gelernt hatte. Der eine verstand sich sehr gut auf alle Arten Schmiedearbeit, ein anderer war ein Schuster, der dritte ein Schneider, und

Diese Missionarien hatten über 600 Hottentotten in ihre Gesellschaft vereiniget, und ihre Anzahl wuchs täglich. Sie lebten in kleinen Hütten, die im Thale zusammenlagen, und jeder hatte, um Pflanzen zu ziehen, ein Stück Land. Die, welche zuerst in die Verbindung getreten waren, hatten die besten Wohnungen, oben am Thale bei der Kirche, und ihre Wohnungen und Gärten waren weit besser und bequemer, als die der ärmern Klassen in England. Die Hottentotten, welche eins ihrer Handwerke lernen wollten, wurden, sobald sie etwas verdienen konnten, bezahlt, einige verdungen sie wöchentlich, oder monatlich, oder auch auf Jahresfrist an die benachbarten Bauern; andere verfertigten Matten und Besen zum Verkauf. Einige

zogen Federvieh, und andere erhielten sich von ihrem Rindvieh, Schaafen und Pferden. Viele Weiber und Kinder von den Soldaten, welche zum Hottentottencorps gehören, halten sich hier auf, wo sie weit leichter Geschicklichkeiten erlangen können, als wenn sie im Lager blieben.

Alle Sonntage warten sie regelmäßig den Gottesdienst ab, und es ist bewundernswürdig, wie sehr sie sich beifern, in der Kirche ordentlich und reinlich zu erscheinen. Von den 300, welche die Versammlung ausmachten, waren über die Hälfte in grobe baumwollene Zeuche, und die andere Hälfte mit ihren gewöhnlichen Schaaffellen bekleidet; wir erfuhren, daß die ersten früher in diese Verbindung getreten waren, und dies bewies, daß sich ihre Umstände nicht verschlimmerten. Man hatte sie durch Ueberredung und Beispiel überzeugt, daß Reinlichkeit nicht nur eine sehr große Bequemlichkeit, sondern auch eine Quelle der Gesundheit sey, und daß sie besser ihr weniges Geld zu Kleidungsstücken als zu Branntwein und Tabak anwenden könnten, welche Artikel weit entfernt ihnen Nutzen zu verschaffen, als die schädlichsten Uebel betrachtet werden müßten.

Das Betragen der Hottentotten, während dem Gottesdienste, war sehr andächtig. Die Predigt, welche einer der Väter hielt, war kurz, aber vernünftig, feurig, und passend. Thränen flossen zahlreich von den Augen derer, an welche sie besonders gerichtet war. Die Weiber sangen in einem klagenden und rührenden Tone, und ihre Stimmen waren sehr angenehm

und harmonisch, nur fünfzig waren durch die Taufe als Christen aufgenommen. Die Väter schienen keinen blinden Eifer, wie die meisten Missionarien zu haben, die Zahl der Proselyten zu vermehren; sondern ihre Absicht war mehr, ihnen nützliche Arbeiten zu lehren. Sie hatten die Meinung des menschlichen und geistreichen Grafen Rumford, daß man die Menschen erst glücklich machen müßte, damit sie tugendhaft würden; welches gewiß eine gesündere Philosophie ist, als wenn man den Satz umkehrt.

Man sollte glauben, so achtungswürdige, und tadellose Männer würden in jedem Lande gut aufgenommen, und unterstützt werden, aber die Rohheit und Verderblichkeit der Bauern ist so groß, daß ein Haufen von etwa dreißig Bauern sich verschworen hatten, die drei Missionarien zu ermorden, und alle junge Hottentotten gefangen zu nehmen, und zu Sklaven zu machen. Diese gottlosen Buben hatten sich schon des Sonnabends Abends in einem nahe gelegenen Hause versammelt, um den folgenden Tag, während des Gottesdienstes ihren Anschlag auszuführen. Glücklicherweise erfuhren die Missionarien alles durch einen Hottentotten, welcher bloß deswegen einem der Mörder entlief. Sie entdeckten es dem damaligen brittischen Befehlshaber Sir Jakob Craig, welcher deshalb sogleich einen Brief an den Aufseher des süßen Milchthales sandte, worin er versicherte, daß jeder, welcher nur im geringsten die Brüdergemeinde beunruhigte, auf das nachdrücklichste bestraft werden sollte. Der Brief kam an dem Tage an, wo die Bauern versammelt waren, und als sie ihn vorlesen hörten, schlich jeder

nach Hause, und die Missionarien verwalteten seit der Zeit ihr Geschäft ungestört. Nur darum waren sie den Bauern so verhaßt, weil sie den Hottentotten den Gebrauch der Freiheit, und den Werth ihrer Arbeit kennen lehrten, worüber man sie so lange in Unwissenheit gelassen hatte.

Auf der Spitze eines kleinen, einzeln stehenden Berges, südlich vom Pavians-kloof, ist eine warme Quelle, welche viel von Kranken am Kap besucht wird. Sie ist sehr stahlhaltig, wie die beim Elephantenflusse, und entspringt aus derselben Art schwarzen Torfgrunde, auf welchem große Stücke braunen Eisensteins lagen, die augenscheinlich 60 bis 70 pro Cent Eisen enthielten. Die holländische Regierung hatte für die, welche das Wasser gebrauchen wollen, ein Haus errichten lassen, welches jetzt in einem so verfallenen und elenden Zustande ist, daß der bloße Anblick einen Kranken eher krank machen muß, als ihm helfen kann. Die meisten Engländer, welche dies Bad benutzt haben, wohnten in einem Bauerhause, eine Meile von der Quelle, wo sich sehr bequem einige Personen aufhalten können. Die Temperatur des Wassers ist dicht an der Quelle 114° Fahrenheit; im Bade selbst aber beträgt sie nur 110°. Man empfiehlt sie hauptsächlich für rheumatische Zufälle, und entkräftete Constitutionen.

Vom Bade reisten wir westlich weiter, kamen über einem steilen Sandhügel, Houhöck genannt, und den 17ten passirten wir den Hottentotts-hollands-kloof, einen schweren Durchgang über die große südliche Gebirgskette, der dennoch unendlich leich-

ner, als bei dem Teufelskopf, oder den Crocodillenflusse war.

Von dem Eingange des Passes hatte man eine weite Aussicht über die Halbinsel des Kaps, die beiden grossen dabei liegenden Buchten, und den dazwischen liegenden sandigen Isthmus, dessen trauriges Ansehen bloß durch einige Bauerhäuser an dem Fuße der großen Gebirgskette belebt wird. Die Mitte des Isthums wird von einigen armen Leuten bewohnt, welche sich davon nähren, daß sie die Gebüsche, welche auf dem Sande wachsen, sammeln und auf kleinen Wagen nach dem Kap schicken, wo sie als Brennmateriale verkauft werden.

Die Entfernung von Hottentotts-hollands-kloof bis zur Kapstadt beträgt 36 Meilen, oder eine kleine Tagereise, welche wir den 18ten Januar zurücklegten; sehr zufrieden, eine siebenmonatliche Reise beendigt zu haben, welche uns so viele Unbequemlichkeiten, und Schwierigkeiten kostete, die sich bloß durch eine uneigennützige Wißbegierde überwinden ließen.

Sechster Abschnitt.

Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Namaaquas.

Der Anfang des Südostmonsuns, welcher gewöhnlich zu Ende des Aprils eintritt, ist die schlimmste Jah-

bald zur Reife und die grüne Seite hellt das Geschwulst eben so geschwind. Ich hatte Gelegenheit, dies mehr als einmal zu bemerken. Nicht weit von Plettenbergsbai sah ich, an den Ufern eines kleinen Baches, einen ganzen Wald der Strelitzia alba, deren hohe und spitzzulaufende Stängel, wie bei der Arecanuß so regelmäßig und proportionirt, wie dorischische Säulen, waren. Viele hatten eine Höhe von 25 bis 30 Fuß bis zum ersten Blatte. Es ist sonderbar, daß die drei afrikanischen Strelitzien an drei verschiedenen Orten, und weit von einander entfernt gefunden werden, und noch merkwürdiger, daß die weiße Gattung so häufig an einem einzigen Bache wächst, und nicht eine einzige in der Gegend umher gefunden wird. Wegen der großen Aehnlichkeit mit dem Bananas-Baume nennen die Bauern diese Pflanze wilden Plantain.

Allein die schönste Pflanze im ganzen Walde war die afrikanische Weinrebe; die Ranken liefen bis zu den Gipfeln der höchsten Geelhout-Bäume, und trugen eine Frucht von der Größe und Gestalt der Morellenkirschen, selten mehr als zwei oder drei in einer Traube, von einem sehr lieblichen und etwas säuerlichen Geschmacke. Die Blätter dieses Weinstocks sind wie beim Epheu gestaltet; dunkelgrün, auf der Oberseite glatt, und auf der untern rauher. Sie fallen nicht ab, sondern grünen immer.

Von Plettenbergshaf kehrten wir westlich, über viele tiefe und gefährliche Flüsse zurück. Von diesen waren der Kaymanns- oder Krokodillenfluß am schwersten für die Wagen zu passiren, indem die Ufer an bei-

wenn man sie unentgeldlich mit Pulver und Kugeln zu ihren Expeditionen gegen die Buschmänner versah. So wohl auf der jetzigen, als auf meinen vorigen Reisen bediente ich mich dieses Privilegiums, und es ward mir nie verweigert, oder ungern gegeben; weil ich es freilich nicht als ein Recht, sondern nur als eine Gefälligkeit verlangte.

Da keiner von meinen Hottentotten auch nur einen Schritt vom Wege nach Norden wußte, so mußten wir uns gänzlich auf die Nachrichten der Bauern verlassen, wo die besten Wege und Ruheplätze wären. Den ersten Tag kamen wir bis zum Kuhberge (Koeberg) etwa 18 Meilen vom Kap, und den zweiten bis Groenekloof, etwa 16 Meilen weiter, auf einem tiefen sandigen Wege, welcher den Ochsen viel Mühe kostete.

Groenekloof ist eine Abtheilung vom Kapdistrikt, welche aus mehreren Haufen kleiner Berge besteht, die die sandige Strecke längs der Westküste, durchkreuzen. In den Thälern zwischen diesen Hügeln sind zahlreiche Quellen mit gutem Wasser, und vortreffliche Weide für Ochsen und Pferde. Kein Acker in der Nähe des Kaps taugt sehr zum Kornbau; er muß gedüngt werden, oder zwei bis drei Jahr brach liegen, und auch dann ist die Aerndte nur mittelmäßig. Man sieht aus dem Korne, welches die Bauern der Regierung jährlich liefern müssen, daß der Ertrag höchstens zehnfach ist. Auf Aeckern dicht bei der Stadt ist der Ertrag noch geringer, indem der Boden durch das beständige Bestellen alle Kraft verloren hat.

Unter den Hügeln vom grünen Kloof halten sich viele Strenböcke, Duikers, und Rehböcke, und einige wenige Hartebeests, auf; aber häufige Jagdpartien, vom Kap aus, haben sie sehr scheu gemacht. Hasen, Konhaens, Feld- und Rehhühner waren sehr häufig. Verschiedene Pflanzen vom Liliengeschlechte, vorzüglich von der Amaryllis und andern Zwiebelgewächsen, standen eben in Blüte; aber die Seiten der Hügel waren durch die lange Dürre von allem Grün entblößt. Diese Farbe sieht man jetzt bloß in der Nachbarschaft von Flüssen und Bächen.

Slabert's-Haus, die Thequelle genannt, ist gewöhnlich die nächste Station hinter Groenekloof. Da diese Familie einen ansehnlichen Platz in Vaillants Reisen, dessen Glaubwürdigkeiten in Zweifel gezogen wird, einnimmt: so waren wir sehr neugierig bei ihr etwas von diesem Reisenden zu hören. Er war ihnen sehr wohl bekannt, und auf Empfehlung des Fiscals von ihnen aufgenommen; aber seine Thaten in diesem Theile des Landes, worin sein Heldenmuth so sehr paradirt, waren nach ihrem Zeugniß, größtentheils erdichtet. Die Geschichte, wie er den Tiger erschossen habe, wobei seine Kühnheit gegen die Feigheit der Bauern so absticht, las ich ihnen, aus seiner Reisebeschreibung vor; sie lachten recht herzlich, und versicherten, daß die Geschichte zwar einigen Grund habe; aber das Thier hätte sich schon durch ein Selbstgeschoß verwundet, welches ein Hottentott ihm gestellt hatte, und wäre eben in den letzten Zügen gewesen, als der tapfere Frankreicher ihn mit seiner Büchse getödtet habe.

Das

Das erste Buch seiner Reisen nach der Ostseite enthält viele richtige Nachrichten, genaue Beschreibungen und scharfsinnige Bemerkungen. Der gute Abgang dieser Reisebeschreibung munterte ihn auf, die zweite zu machen, wozu eine englische Reise, die er widerlegen wollte, und eine holländische Expedition nach Norden um ein Volk mit linnenen Kleidern aufzusuchen, den Stoff hergab. Die Sache scheint eigentlich sich so zu verhalten, daß er Zwarkland im Juli verließ, bis zum Orangefluß reiste, und im December zurückkehrte; während welcher Zeit er den Leser bis zum Wendekreis führt. Der erfinderische Kopf des Abbé Philippo, welcher der eigentliche Verfasser des Werks ist, ergänzte, was seinen Bemerkungen, aus den beiden erwähnten Reisen noch fehlte.

Von Slaberts Hause durchreisten wir das Land bis zur Salbanha-Bai, welche, wegen ihrer Größe, Sicherheit, und Bequemlichkeit, mit jedem Haven in der Welt wetteifern kann. Sie erstreckt sich beinahe 15 Meilen lang, von Nordwesten gegen Südosten, und der Eingang ist am nördlichen Ende durch eine Reihe Granitfelsen von mäßiger Höhe. In dieser Einfahrt liegen drei felsige Inseln, von denen zwei, Namens Jutten, und Malagas, außerhalb, und die dritte, Namens Marcus in der Einfahrt selbst liegt, so, daß nördlich ein drei Meilen breiter Canal, und südlich ein anderer von einer Meile breit, entsteht. Wenn die Küsten, und die Marcusinsel befestigt wären, so würde die Bai für eine feindliche Flotte unzugänglich seyn. Südlich, am Eingange, in der Bai selbst, liegen zwei

andere Inseln, Schaapen und Meven genannt. Zwischen diesen geht eine enge Straße, in einen südlichen Einschnitt der Bucht, welcher Laguna, oder der See heißt, und worin Cutter, Schooner, und alle Arten kleinerer Schiffe so bequem, wie in einer Docke liegen können. Auf der Nordseite dieser beiden Inseln ist auch ein bequemer Ankerplatz für große Schiffe, und hier lag das Geschwader des Admiral Lucas, als dasselbe vom englischen Admiral Elphinstone zur Uebergabe gezwungen wurde.

Aber der nördliche Theil der Saldanha-Bai, welcher den Namen Hoetjes-Bai führt, gewährt den schicklichsten und sichersten Ankerplatz für große Schiffe; indem er ganz eingeschlossen, und vor allen Winden gedeckt ist. Hier ist ein vortrefflicher Landungsplatz neben Granitfelsen.

Die Westküste von Hoetjes-Bai wird durch eine Reihe Granitfelsen eingeschlossen, an deren Seiten man die Schiffe leicht kalfatern könnte; indem das Wasser nur vier Faden tief ist. Das holländische Schiff Middelburg, welches bei der Erscheinung des Commodore Johnstone *) angezündet wurde, gieng dicht an diesem Felsen unter, und liegt noch dort unter dem Wasser.

*) Diese kleine Flotte von fünf Kriegsschiffen verlies im Anfange des Jahres 1781 England, um das damals unvorbereitete Vorgebirge der guten Hoffnung zu überfallen. Der Plan mislückte zwar, weil der französische Admiral Süffren sie in dem capverdischen Haven St. Yago angriff und so beschädigte, daß Johnstone mit seinem Geschwader in Brasilien einlaufen muste, dasselbe ausbessern zu lassen. Nach-

Der Eingang von Saldanhabai liegt unter 33° 10' südlicher Breite, und ist von der Tafelbai 18 englische Meilen nordwestlich entfernt. Etwa neun Meilen südlich vom Eingange liegt eine flache Insel, ziemlich nahe am festen Lande, welche ganz mit Kaninchen und Pinguins bedeckt seyn soll, und Dassen-Insel heißt. Die Kaninchen lassen sich sehr leicht fangen; denn sobald Menschen auf der Insel erscheinen, nehmen die Pinguins von ihren Hölen Besitz, so daß sich diese nicht verkriechen können. Saldanhabai, die Küsten der Dassen- und der Robbeninsel in der Mündung der Tafelbai, wimmeln von allen Arten Fischen, die es in dieser Gegend des Meeres giebt. Eine ungeheure Menge schwarze Wallfische kommen des Winters in die Saldanhabai; sie fingen gerade an, hereinzuziehen, und ein Wallfischfänger, welcher zum Versuch die Bai besucht hatte, fieng ohne Mühe täglich einen großen Fisch.

Im Gegensatz der vielen Bequemlichkeiten, welche die Saldanhabai als ein Ankerplatz zu jeder Jahreszeit gewährt, hat sie auch große Nachtheile, ohne deren Wegräumung sie niemals der Sammelplatz einer Flotte

Her segelte er wieder der südafricanischen Küste zu, eroberte hier fünf holländische Ostindienfahrer, und verbrannte das Schiff, Middelburg. Der oben genannte Admiral Lucas ward 1796 in den vereinigten Niederlanden ausgerüstet, um das kurz vorher verlorne Kap den Holländern zu entreißen, fiel aber dem englischen Befehlshaber Elphinstone mit seiner Flotte und allen zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen in die Hände.

werden kann, nämlich Mangel an Holz, und süßem Wasser.

Das erste möchte noch einigermaßen von dem umliegenden Lande geliefert werden können; auf den Sandhügeln umher wachsen mehrere Stauden, deren lange und dicke Wurzeln sich in unglaublicher Menge, sehr leicht aus dem lockern Sande ziehen lassen; sie bilden eine Art von unterirdischem Wald; auch sind die Seiten der Hügel und die großen Ebnen mit Gebüschen bedeckt. Wenn das Land mit Eichen, Pappeln, Silberbäumen, und andern Bäumen aus der Nachbarschaft des Kaps bepflanzt wäre, so könnte man in wenigen Jahren hinlängliche Feuerung für die größte Flotte haben. Das dort fehlende Wasser ist ein ärgeres Uebel, als der Holzmangel, und viel schwerer abzuhelfen. Es giebt zwei kleine Quellen am Südende der Bai; aber beide schmekken etwas nach Salz. Die Bauern scheinen keinen Begriff zu haben, daß man Brunnen graben, oder einer Quelle den Weg öffnen könne, sondern ihre gewöhnliche Methode ist, einen großen Damm um die Quelle zu ziehen. Dies ist keine gute Gewohnheit; indem dadurch, auf dem sehr salzigten Boden, eine größere Wasserfläche der starken Ausdünstung ausgesetzt wird. Als auf Befehl des brittischen Admirals Christian ein Versuch gemacht ward, in einen stahlblauen Granitfelsen nach Wasser zu graben, fand man, nur in der Tiefe von 30 Fuß, eine geringe Menge, aber mit Salz geschwängert.

Die beste Art, die Bai mit Wasser zu versehen, scheint die, es in irdenen Gefäßen, von einer reichlichen

Quelle, sechs Meilen nordwärts von der Hottjes-Bucht zu holen. Diese Quelle auf dem weißen Felsen scheint vollkommen hinlänglich, und die Transportkosten würden, in Vergleich mit der Wichtigkeit der Sache, unbedeutend seyn.

Es war eine Lieblingsidee des verstorbenen Obristen Gordon, und einiger andern Holländer, den Bergfluß in die Saldanhabai zu leiten, wodurch man nicht allein hinlängliches Wasser für eine Stadt, ihre Garnison, und die Schiffe erhalten würde, sondern auch eine Verbindung mit dem Innern, vorzüglich mit Zwartland, dem Kornmagazin der Colonie, eröffnen könnte. Dieser Plan würde ohne Zweifel ausführbar seyn; obgleich der Bergfluß kaum eine Flotte und ganze Stadt mit frischem Wasser versehen möchte, und zwar aus folgenden Gründen; der Theil des Bergflusses, wo es am gelegensten seyn dürfte, seinen Lauf zu ändern, liegt nur ein oder zwei Meilen von der Stelle, bis wohin sich die Fluth erstreckt, und etwa zwanzig Meilen von der jetzigen Mündung des Flusses, in der St. Helena Bai. Die Entfernung von der Saldanha-Bai bis dahin wo der neue Canal anfangen müßte, beträgt 25 bis 30 Meilen. Nach den vielen Krümmungen des Flusses in seinem jetzigen Bette, und der beinahe gleichen Höhe der Mündung, mit dem Punkte wo der Fluß seinen Lauf verändern müßte, würde er dennoch nicht stärker strömen, als gegenwärtig, und wenn man auch den Fall, in der Nähe der Bai, so groß wie möglich, machen könnte, so würde die Fluth demungeachtet mehrere Meilen weit hineintreten, und das Wasser durch-

aus salzig machen. Ließe man den Canal sich in ein offnes Becken, in der Nähe der Bai ergießen, so würde dieses bald aus Mangel des starken Abflusses, durch jeden heftigen Wind gänzlich versandet werden.

Die Oberfläche des Landes, zwischen dem Bergflusse und der Saldanha Bai ist flach und sandig; enthält aber einen an einanderhängenden Wald von Gebüschen. Es ist wegen Mangels an frischem Wasser nur sparsam bewohnt; der Boden ist indessen sehr fruchtbar, und die Waizenärndte ist funfzehn- bis zwanzigfach, und der Ertrag der Gerste dreißig bis vierzigfältig. Die Bauern bedienen sich des Düngers nicht, und an vielen Orten ist der Boden so locker und sandig, daß das Pflügen unnöthig ist. Küchengewächse aller Art gedeihen vorzüglich. Es ist sonderbar genug, Kürbisse, Melonen, Euphorbien, und andere Gewächse sehr üppig im bloßen Sande wachsen zu sehen. An einem Orte rottete man aus dem Garten das Zuckerrohr aus, um den Tabakspflanzen Platz zu machen. Das fettige Aussehen und die klebrige Beschaffenheit des Sandes in dieser Gegend rührt wahrscheinlich von Lehm oder Mergel her, wodurch er so fruchtbar gemacht wird. Aus den kreidigen Steinen, die unter der Oberfläche gefunden werden, scheidet sich vielleicht, durch die Wirkung der Luft oder des salzigen Bodens, die gasartige Säure, welche nach neuern Erfahrungen, das Hauptnahrungsmittel der Pflanzen seyn soll.

Ohnerachtet der Fruchtbarkeit des Bodens und der leichten Behandlung wird nicht viel Getraide gewonnen, welches von der Entfernung und den schlechten Wegen

zu dem einzigen Marktplatze in der Colonie hervährt. Zugochsen sind selten und theuer in der Nachbarschaft des Kaps, und eine große Menge kömmt jährlich, beim Transporte der Lebensmittel nach der Capstadt, um. Das noch vorhandene Tagebuch des Gouverneurs van Riebeek, des Stifters der Colonie, beweist den äußersten Mangel des Viehes in den ersten Zeiten dieser Volkspflanzung, ehe einige kühne Abentheuer die großen Gebirgsketten überstiegen. Denn als die Capitaine von vier englischen Schiffen den Gouverneur mit Pfeifen, Gläsern, Branntewein, und andern Dingen beschenkt hatten, beschloß derselbe, daß, um die Dankbarkeit der Holländer zu zeigen, der Ochs, welcher der Compagnie gehörte, und vor Hunger gestorben war, in vier Theile zerhauen, und jedem Capitain ein Stück davon geschickt werden sollte.

Die Bai St. Helena liegt 15 Meilen nordwärts von der Hoetjes-Bucht. Sie ähnelt der Tafelbai, und ist den Nord- und Nordwestwinden etwas mehr Dauke gesetzt, hat aber bessern Ankergrund. Am Ende der hüglichten Halbinsel, welche längs der Küste von Saldanha hervortritt, ist eine kleine Quelle von frischem Wasser. Obgleich der Bergfluß ungeheuer viel Wasser enthält, so ist doch seine Mündung so versandet, daß Böte bloß bei der Fluth hineinfahren können. Es giebt noch einige Flußpferde in diesem Theile des Flusses, sie sind aber sehr scheu, und kommen nur des Nachts an den Ort, wo das süße Wasser anfängt. Anstatt daß die holländische Regierung dieses Thier hätte erhalten sollen, setzte sie einen Preis von 1000 Gulden darauf, um viele

nach Hause, und die Missionarien verwalteten seit der Zeit ihr Geschäft ungestört. Nur darum waren sie den Bauern so verhaßt, weil sie den Hottentotten den Gebrauch der Freiheit, und den Werth ihrer Arbeit kennen lehrten, worüber man sie so lange in Unwissenheit gelassen hatte.

Auf der Spitze eines kleinen, einzeln stehenden Berges, südlich vom Pavians-kloof, ist eine warme Quelle, welche viel von Kranken am Kap besucht wird. Sie ist sehr stahlhaltig, wie die beim Elephantenflusse, und entspringt aus derselben Art schwarzen Torfgrunde, auf welchem große Stücke braunen Eisensteins lagen, die augenscheinlich 60 bis 70 pro Cent Eisen enthielten. Die holländische Regierung hatte für die, welche das Wasser gebrauchen wollen, ein Haus errichten lassen, welches jetzt in einem so verfallenen und elenden Zustande ist, daß der bloße Anblick einen Kranken eher krunker machen muß, als ihm helfen kann. Die meisten Engländer, welche dies Bad benutzt haben, wohnten in einem Bauerhause, eine Meile von der Quelle, wo sich sehr bequem einige Personen aufhalten können. Die Temperatur des Wassers ist dicht an der Quelle 114° Fahrenheit; im Bade selbst aber beträgt sie nur 110°. Man empfiehlt sie hauptsächlich für rheumatische Zufälle, und entkräftete Constitutionen.

Vom Bade reisten wir westlich weiter, kamen über einem steilen Sandhügel, Houhöck genannt, und den 17ten passirten wir den Hottentotts-hollands-kloof, einen schweren Durchgang über die große südliche Gebirgskette, der dennoch unendlich leich-

[redacted]legen, war ihr ganzer Reichthum.
[redacted]sie doch in bessern Umständen, als
[redacted]Europa, da das warme Clima
[redacted]alle Feuerung entbehrlich
[redacted]sten Bedürfnisse immer

[redacted]beendigte der Abbé de la
[redacted]basis vom Kap, um die Länge
[redacted]in den südlichen Parallelkreisen zu
[redacted]diesen großen Astronomen, und sein
[redacted]nehmen führt der Verfasser eines mathema-
[redacted]terbuchs Folgendes an:

„Nachdem er den Zweck seiner Reise erfüllt hatte, und sich keine Gelegenheit zur Rückkehr darbot, benutzte er seine Zeit zu einem andern großen Unternehmen, nämlich die Erde zu messen, so wie er den Himmel schon gemessen hatte. Dies war schon durch mehrere Gelehrte in Europa und Amerika geschehen; von denen einige einen Grad des Aequators, und andere einen Grad des Polarkreises maßen: aber es war noch nicht entschieden, ob in den südlichen Parallelkreisen dieselben Verhältnisse wie bei den nördlichen statt fänden. Seine Arbeit ward hinlänglich belohnt, indem er eine Strecke von 410,814 Fuß von der Klipfontein bis zum Kap bestimmte, durch eine Basis von 3880 Fuß, deren Länge er dreimal wirklich nachmaß. Und nun entdeckte er ein neues Geheimniß der Natur, daß nämlich die Radii der südlichen Parallelkreise nicht von gleicher Länge mit den correspondirenden nördlichen sind.

Unter den Hügeln vom grünen Kloof halten sich viele Elenthiere, Duikers, und Rehböcke, und einige wenige Hartebeests, auf; aber häufige Jagdpartien, vom Kap aus, haben sie sehr scheu gemacht. Hasen, Korhaens, Feld- und Rehhühner waren sehr häufig. Verschiedene Pflanzen vom Liliengeschlechte, vorzüglich von der Amaryllis und andern Zwiebelgewächsen, standen eben in Blüte; aber die Seiten der Hügel waren durch die lange Dürre von allem Grün entblößt. Diese Farbe sieht man jetzt bloß in der Nachbarschaft von Flüssen und Bächen.

Slabert's Haus, die Theequelle genannt, ist gewöhnlich die nächste Station hinter Groenekloof. Da diese Familie einen ansehnlichen Platz in Vaillants Reisen, dessen Glaubwürdigkeiten in Zweifel gezogen wird, einnimmt: so waren wir sehr neugierig bei ihr etwas von diesem Reisenden zu hören. Er war ihnen sehr wohl bekannt, und auf Empfehlung des Fiscals von ihnen aufgenommen; aber seine Thaten in diesem Theile des Landes, worin sein Heldenmuth so sehr paradirt, waren nach ihrem Zeugniß, größtentheils erdichtet. Die Geschichte, wie er den Tiger erschossen habe, wobei seine Kühnheit gegen die Feigheit der Bauern so absticht, las ich ihnen, aus seiner Reisebeschreibung vor; sie lachten recht herzlich, und versicherten, daß die Geschichte zwar einigen Grund habe; aber das Thier hätte sich schon durch ein Selbstgeschoß verwundet, welches ein Hottentott ihm gestellt hatte, und wäre eben in den letzten Zügen gewesen, als der tapfere Frankreicher ihm mit seiner Büchse getödtet habe.

Das

Das erste Buch seiner Reisen nach der Südseite enthält viele richtige Nachrichten, genaue Beschreibungen und scharfsinnige Bemerkungen. Der gute Abgang dieser Reisebeschreibung munterte ihn auf, die zweite zu machen, wozu eine englische Reise, die er widerlegen wollte, und eine holländische Expedition nach Norden, um ein Volk mit linnenen Kleidern aufzusuchen, den Stoff hergab. Die Sache scheint eigentlich sich so zu verhalten, daß er Zwartland im Juli verließ, bis zum Orangefluß reiste, und im December zurückkehrte; während welcher Zeit er den Leser bis zum Wendekreis führt. Der erfinderische Kopf des Abbé Philippo, welcher der eigentliche Verfasser des Werks ist, ergänzte, was seinen Bemerkungen, aus den beiden erwähnten Reisen noch fehlte.

Von Slaberts-Hause durchreisten wir das Land bis zur Saldanha-Bai, welche, wegen ihrer Größe, Sicherheit, und Bequemlichkeit, mit jedem Haven in der Welt wetteifern kann. Sie erstreckt sich beinahe 15 Meilen lang, von Nordwesten gegen Südosten, und der Eingang ist am nördlichen Ende durch eine Reihe Granitfelsen von mäßiger Höhe. In dieser Einfahrt liegen drei felsige Inseln, von denen zwei, Namens Jutten, und Malagas, außerhalb, und die dritte, Namens Marcus in der Einfahrt selbst liegt, so, daß nördlich ein drei Meilen breiter Canal, und südlich ein anderer von einer Meile breit, entsteht. Wenn die Küsten, und die Marcusinsel befestigt wären, so würde die Bai für eine feindliche Flotte unzugänglich seyn. Südlich vom Eingange, in der Bai selbst, liegen zwei

andere Inseln, Schaapen und Meven genannt. Zwischen diesen geht eine enge Straße, in einen südlichen Einschnitt der Bucht, welcher Laguna, oder der See heißt, und worin Cutter, Schooner, und alle Arten kleinerer Schiffe so bequem, wie in einer Docke liegen können. Auf der Nordseite dieser beiden Inseln ist auch ein bequemer Ankerplatz für große Schiffe, und hier lag das Geschwader des Admiral Lucas, als dasselbe vom englischen Admiral Elphinstone zur Uebergabe gezwungen wurde.

Aber der nördliche Theil der Saldanha-Bai, welcher den Namen Hoetjes-Bai führt, gewährt den schicklichsten und sichersten Ankerplatz für große Schiffe; indem er ganz eingeschlossen, und vor allen Winden gedeckt ist. Hier ist ein vortrefflicher Landungsplatz neben Granitfelsen.

Die Westküste von Hoetjes-Bai wird durch eine Reihe Granitfelsen eingeschlossen, an deren Seiten man die Schiffe leicht kalfatern könnte; indem das Wasser nur vier Faden tief ist. Das holländische Schiff Middelburg, welches bei der Erscheinung des Commodore Johnstone *) angezündet wurde, gieng dicht an diesem Felsen unter, und liegt noch dort unter dem Wasser.

*) Diese kleine Flotte von fünf Kriegsschiffen verließ im Anfange des Jahres 1781 England, um das damals unvorbereitete Vorgebirge der guten Hoffnung zu überfallen. Der Plan mißglückte zwar, weil der französische Admiral Süffren sie in dem capverdischen Haven St. Yago angriff und so beschädigte, daß Johnstone mit seinem Geschwader in Brasilien einlaufen mußte, dasselbe ausbessern zu lassen. Nach-

Der Eingang von Saldanhabai liegt unter 33° 10' südlicher Breite, und ist von der Tafelbai 18 englische Meilen nordwestlich entfernt. Etwa neun Meilen südlich vom Eingange liegt eine flache Insel, ziemlich nahe am festen Lande, welche ganz mit Kaninchen und Pinguins bedeckt seyn soll, und Dassen-Insel heißt. Die Kaninchen lassen sich sehr leicht fangen; denn sobald Menschen auf der Insel erscheinen, nehmen die Pinguins von ihren Hölen Besitz, so daß sich diese nicht verkriechen können. Saldanhabai, die Küsten der Dassen- und der Robbeninsel in der Mündung der Tafelbai, wimmeln von allen Arten Fischen, die es in dieser Gegend des Meeres giebt. Eine ungeheure Menge schwarze Wallfische kommen des Winters in die Saldanhabai; sie fingen gerade an, hereinzuziehen, und ein Wallfischfänger, welcher zum Versuch die Bai besucht hatte, fieng ohne Mühe täglich einen großen Fisch.

Im Gegensatz der vielen Bequemlichkeiten, welche die Saldanhabai als ein Ankerplatz zu jeder Jahreszeit gewährt, hat sie auch große Nachtheile, ohne deren Wegräumung sie niemals der Sammelplatz einer Flotte

Her segelte er wieder der südafricanischen Küste zu, eroberte hier fünf holländische Ostindienfahrer, und verbrannte das Schiff, Middelburg. Der oben genannte Admiral Lucas ward 1796 in den vereinigten Niederlanden ausgerüstet, um das kurz vorher verlorne Kap den Holländern zu entreißen, fiel aber dem englischen Befehlshaber Elphinstone mit seiner Flotte und allen zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen in die Hände.

werden kann, nämlich Mangel an Holz, und frischem Wasser.

Das erste möchte noch einigermaßen von dem umliegenden Lande geliefert werden können; auf den Sandhügeln umher wachsen mehrere Stauden, deren lange und dicke Wurzeln sich in unglaublicher Menge, sehr leicht aus dem lockern Sande ziehen lassen; sie bilden eine Art von unterirdischem Wald; auch sind die Seiten der Hügel und die großen Ebnen mit Gebüschen bedeckt. Wenn das Land mit Eichen, Pappeln, Silberbäumen, und andern Bäumen aus der Nachbarschaft des Kaps bepflanzt wäre, so könnte man in wenigen Jahren hinlängliche Feuerung für die größte Flotte haben. Das dort fehlende Wasser ist ein ärgeres Uebel, als der Holzmangel, und viel schwerer abzuhelfen. Es giebt zwei kleine Quellen am Südende der Bai; aber beide schmekken etwas nach Salz. Die Bauern scheinen keinen Begriff zu haben, daß man Brunnen graben, oder einer Quelle den Weg öffnen könne, sondern ihre gewöhnliche Methode ist, einen großen Damm um die Quelle zu ziehen. Dies ist keine gute Gewohnheit; indem dadurch, auf dem sehr salzigten Boden, eine größere Wasserfläche der starken Ausdünstung ausgesetzt wird. Als auf Befehl des brittischen Admirals Christian ein Versuch gemacht ward, in einen stahlblauen Granitfelsen nach Wasser zu graben, fand man, nur in der Tiefe von 30 Fuß, eine geringe Menge, aber mit Salz geschwängert.

Die beste Art, die Bai mit Wasser zu versehen, scheint die, es in irdenen Gefäßen, von einer reichlichen

Quelle, sechs Meilen nordwärts von der Hottjes-Bucht zu holen. Diese Quelle auf dem weißen Felsen scheint vollkommen hinlänglich, und die Transportkosten würden, in Vergleich mit der Wichtigkeit der Sache, unbedeutend seyn.

Es war eine Lieblingsidee des verstorbenen Obristen Gordon, und einiger andern Holländer, den Bergfluß in die Saldanhabai zu leiten, wodurch man nicht allein hinlängliches Wasser für eine Stadt, ihre Garnison, und die Schiffe erhalten würde, sondern auch eine Verbindung mit dem Innern, vorzüglich mit Zwartland, dem Kornmagazin der Kolonie, eröffnen könnte. Dieser Plan würde ohne Zweifel ausführbar seyn; obgleich der Bergfluß kaum eine Flotte und ganze Stadt mit frischem Wasser versehen möchte, und zwar aus folgenden Gründen: der Theil des Bergflusses, wo es am gelegensten seyn dürfte, seinen Lauf zu ändern, liegt nur ein oder zwei Meilen von der Stelle, bis wohin sich die Fluth erstreckt, und etwa zwanzig Meilen von der jetzigen Mündung des Flusses, in der St. Helena Bai. Die Entfernung von der Saldanha-Bai bis dahin wo der neue Canal anfangen müßte, beträgt 25 bis 30 Meilen. Nach den vielen Krümmungen des Flusses in seinem jetzigen Bette, und der beinahe gleichen Höhe der Mündung mit dem Punkte wo der Fluß seinen Lauf verändern müßte, würde er dennoch nicht stärker strömen, als gegenwärtig, und wenn man auch den Fall in der Nähe der Bai, so groß wie möglich, machen könnte, so würde die Fluth demungeachtet mehrere Meilen weit hineintreten, und das Wasser durch-

aus salzig machen. Ließe man den Canal sich in ein offnes Becken, in der Nähe der Bai ergießen, so würde dieses bald aus Mangel des starken Abflusses, durch jeden heftigen Wind gänzlich versandet werden.

Die Oberfläche des Landes, zwischen dem Bergflusse und der Saldanha-Bai ist flach und sandig; enthält aber einen an einanderhängenden Wald von Gebüschen. Es ist wegen Mangels an frischem Wasser nur sparsam bewohnt; der Boden ist indessen sehr fruchtbar, und die Waizenärndte ist funfzehn- bis zwanzigfach, und der Ertrag der Gerste dreißig bis vierzigfältig. Die Bauern bedienen sich des Düngers nicht, und an vielen Orten ist der Boden so locker und sandig, daß das Pflügen unnöthig ist. Küchengewächse aller Art gedeihen vorzüglich. Es ist sonderbar genug, Kürbisse, Melonen, Euphorbien, und andere Gewächse sehr üppig im bloßen Sande wachsen zu sehen. An einem Orte rottete man aus dem Garten das Zuckerrohr aus, um den Tabakspflanzen Platz zu machen. Das fettige Aussehen und die klebrige Beschaffenheit des Sandes in dieser Gegend rührt wahrscheinlich von Lehm oder Mergel her, wodurch er so fruchtbar gemacht wird. Aus den kreidigen Steinen, die unter der Oberfläche gefunden werden, scheidet sich vielleicht, durch die Wirkung der Luft oder des salzigen Bodens, die gasartige Säure, welche nach neuern Erfahrungen, das Hauptnahrungsmittel der Pflanzen seyn soll.

Ohnerachtet der Fruchtbarkeit des Bodens und der leichten Behandlung wird nicht viel Getraide gewonnen, welches von der Entfernung und den schlechten Wegen

zu dem einzigen Marktplatze in der Colonie herrührt. Zugochsen sind selten und theuer in der Nachbarschaft des Kaps, und eine große Menge kömmt jährlich, beim Transporte der Lebensmittel nach der Kapstadt, um. Das noch vorhandene Tagebuch des Gouverneurs van Riebeek, des Stifters der Colonie, beweist den äußersten Mangel des Viehes in den ersten Zeiten dieser Volkspflanzung, ehe einige kühne Abenteurer die großen Gebirgsketten überstiegen. Denn als die Capitaine von vier englischen Schiffen den Gouverneur mit Pfeifen, Gläsern, Branntewein, und andern Dingen beschenkt hatten, beschloß derselbe, daß, um die Dankbarkeit der Holländer zu zeigen, der Ochs, welcher der Compagnie gehörte, und vor Hunger gestorben war, in vier Theile zerhauen, und jedem Capitain ein Stück davon geschickt werden sollte.

Die Bai St. Helena liegt 15 Meilen nordwärts von der Hoetjes-Bucht. Sie ähnelt der Tafelbai, und ist den Nord- und Nordwestwinden etwas mehr Dank gesetzt, hat aber bessern Ankergrund. Am Ende der hüglichten Halbinsel, welche längs der Küste von Sambanha hervortritt, ist eine kleine Quelle von frischem Wasser. Obgleich der Bergfluß ungeheuer viel Wasser enthält, so ist doch seine Mündung so versandet, daß Böte bloß bei der Fluth hineinfahren können. Es giebt noch einige Flußpferde in diesem Theile des Flusses, sie sind aber sehr scheu, und kommen nur des Nachts an den Ort, wo das süße Wasser anfängt. Anstatt daß die holländische Regierung dieses Thier hätte erhalten sollen, setzte sie einen Preis von 1000 Gulden darauf, um viele

zu erlegen. Wildpret aller Art ist gegen die Mündung des Flusses sehr häufig. Die beiden großen Antelopen-Gattungen, das Hartebeest, (Antelope bubalis) und der Gemsbock (Antelope Oryx oder Pazan) lassen sich hier nun zuweilen sehen.

Funfzehn Meilen von der Mündung des Flusses passirte ich denselben in einem Kahne, und ließ den Wagen mit einer Tonne überfließen. Der Weg auf der andern Seite war so schwierig, und das Land, wegen des tiefen Sandes, und des Mangels an Wasser, so weit unbewohnt, daß es dunkel war, ehe der Wagen an dem bestimmten Ruheplatze ankommen konnte. Obgleich der Kutscher ein Eingeborner dieses Landes war, so verlor er doch, bei der einförmigen Oberfläche von Sand und Gebüschen, den Weg, und wir fuhren drei Stunden hin und her, ehe wir das Haus, welches ganz in der Nähe stand, finden konnten. Es war eine elende Binsenhütte, welche mitten auf einer sandigen Ebene stand; die Nacht war sehr kalt, und es gab weder Futter für die Pferde, noch Wasser für die Ochsen. Der Wind hatte die salzige Quelle versandet, und die Bewohner mußten deshalb eine Zeit lang ihr Wasser aus dem Bergflusse, beinahe zwölf englische Meilen weit, holen. Ich entschloß mich daher, auf die Gefahr, den Weg zum zweitenmale zu verlieren, noch vier Meilen, bis zur nächsten Wohnung, fortzufahren. Als wir um Mitternacht daselbst ankamen, fanden wir, daß sie wenig besser, als die erstere war. Sowohl das Haus als die Bewohner trugen Spuren der äußersten Armuth. Ein paar Kühe, etwas Korn, nebst einigen

Schnaken und Fliegen, war ihr ganzer Reichthum. Demohngeachtet sind sie doch in bessern Umständen, als die meisten Bauern in Europa, da das warme Clima viele Kleidungsstücke und alle Feuerung entbehrlich macht, und sie die nothwendigsten Bedürfnisse immer selbst verschaffen können.

Auf diesen elenden Ebnen beendigte der Abbé de la Caille die Messung seiner Basis vom Kap, um die Länge eines Meridiangrades in den südlichen Parallelkreisen zu bestimmen. Ueber diesen großen Astronomen, und sein kühnes Unternehmen führt der Verfasser eines mathematischen Wörterbuchs Folgendes an:

„Nachdem er den Zweck seiner Reise erfüllt hatte, „und sich keine Gelegenheit zur Rückkehr darbot, be„nutzte er seine Zeit zu einem andern großen Unterneh„men, nämlich die Erde zu messen, so wie er den Him„mel schon gemessen hatte. Dies war schon durch meh„rere Gelehrte in Europa und Amerika geschehen; von „denen einige einen Grad des Aequators, und andere „einen Grad des Polarkreises maßen: aber es war noch „nicht entschieden, ob in den südlichen Parallelkreisen „dieselben Verhältnisse wie bei den nördlichen statt fän„den. Seine Arbeit ward hinlänglich belohnt, indem „er eine Strecke von 410,874 Fuß von der Klipfontein „bis zum Kap bestimmte, durch eine Basis von 3880 „Fuß, deren Länge er dreimal wirklich nachmaß: und „nun entdeckte er ein neues Geheimniß der Natur, daß „nämlich die Radii der südlichen Parallelkreise nicht von „gleicher Länge mit den correspondirenden nördlichen „sind.

Wenn die Bemerkungen des Abbé's richtig sind, und ich glaube nicht, daß man daran zweifeln kann, so erklärt das Resultat derselben, daß die südliche Halbkugel von größerm Umfange, als die nördliche sey, hinlänglich das Gleichgewicht der Erde, ohne eines südlichen festen Landes zu bedürfen, welches viele Gelehrte, als Gegengewicht der Menge gebirgigter Länder im Norden, für nöthig finden.

Die Vorspannochsen waren dem Wagen allein, ohne ihren Treiber, gefolgt, und seine Kameraden wurden unruhig über ihn. Er hatte ein heftiges Kopfweh den Abend vorher gehabt, welches er sich durch Ueberladung des Magens zugezogen hatte, und bat mich um ein Brechmittel. Zuerst gab ich ihm drei Gran tartarisirten Antimonium, aber ohne Wirkung. Nach einer halben Stunde gab ich ihm wieder drei, und abermals ohne Erfolg. Zum drittenmale verschluckte er die doppelte Dosis, und erreichte nun seinen Zweck. Seine Gefährten glaubten, er wäre unterwegs an der Arznei gestorben, und gaben mir beständig anzuhören, daß ich ihm aus Mitleid so viel gegeben hätte. Ob ich gleich vollkommen überzeugt war, ich hätte ihm nicht mehr gegeben, als ein Hottentott vertragen konnte, so war es doch nicht leicht, die übrigen davon zu überzeugen, und seine Abwesenheit wurde uns zugleich sehr unangenehm.

Allein am Morgen darauf erschien er, er war um Mittag eingeschlafen, und erst beim Einbruche der Nacht aufgewacht; ob es gleich sehr dunkel war, und er nicht einen Fuß breit Land kannte, so folgte er uns doch, mit

Hülfe der Wagenspur. Hierin ist ein Hottentott außerordentlich geschickt. Es giebt kein Thier auf den afrikanischen Gebirgen, welches sie nicht an den Fußtapfen erkennen sollten, und obgleich die Zeichen sehr fein sind, so sind sie doch bei Thieren im Naturstande bleibend, bei Hausthieren hingegen vielen Veränderungen unterworfen. Er unterscheidet den Wolf augenblicklich von dem Hunde durch die Größe des Fußballens, und die Kleinheit der Zehen; sogar die Fußtapfen eines seiner Kameraden unterscheidet er von tausend andern. Die Bauern sind ebenfalls ziemlich geschickt, Wild nach den Fußtapfen aufzuspüren, und es macht einen Theil ihrer Erziehung aus. Ein afrikanischer Bauer setzt eine Art von Ruhm darin, geschickt im Aufspüren zu seyn. Auf diese Art jagen sie bei mondhellen Nächten die armen Buschmänner.

Am östlichen Ende der Sandebne war ich glücklich genug, frische Ochsen zu erhalten, um die nördliche Spitze des Picquet-Berges zu übersteigen, welche wahrscheinlich ihren Namen von ihrer Lage, vor der Fronte der großen Gebirgskette, hat. Die Bauerhäuser am Fuße dieser Berge bringen Korn, gute Früchte, Tabak, und etwas Vieh hervor. An einem Orte destillirten sie ein hitziges Getränk von angenehmem Geschmack aus ungeheuer großen Wassermelonen.

Auf die tiefen sandigen Ebnen folgten noch tiefere Sandhügel, wo die Wagen nur allmählig fortrückten, weil die Räder alle Augenblicke bis an die Achsen versanken. Diese Hügel erstreckten sich beinahe dreißig Meilen hinter dem Picquetberge, bis sie ihre größte Höhe

erreichten, und sich ein sehr merkwürdiges Schauspiel darbot. Längs dem Gipfel, welcher mehrere Meilen breit war, und dessen Länge man auf beiden Seiten nicht absehen konnte, erhoben sich eine Menge pyramidalischer Säulen, von denen einige hundert Fuß dick, und andere eben so hoch waren. Diese sahen in der Ferne vollkommen, wie ein Werk der Kunst aus; sie bestanden gleichfalls aus Sandstein, den etwas festere Adern, mit Eisen vermengt, zusammenhielten. Das durchlöcherte Ansehen dieser Spitzsäulen, die bis jetzt dem Zahne der Zeit widerstanden hatten, bezeugten ihr großes Alter und der Sand, in dem ihre Grundflächen verschüttet waren, so wie die umherliegenden, noch nicht ganz aufgelösten Stücke bewiesen, daß diese Pyramiden ehedem vereinigt waren, und ein zusammenhängendes Gebirge, wie die nördliche Kette, ausgemacht hatten. Aus den aufgelösten Ueberbleibseln dieser Berge hatten sich die kleinern Sandhügel gebildet, und die feinern Theile sind, von Wind und Stürmen, auf die Ebnen, längs der Seeküste, geführt worden. Die vereinigten Flüßchen zwischen diesen Hügeln bilden einen ziemlich großen See, welcher der verlorne genannt wird; er hatte einige Aehnlichkeit mit dem Knysna in der Nachbarschaft von Plettenbergsbai, nur war er bei weitem nicht so schön. Anstatt der grünen, waldigen Hügel, welche diesen See umgaben, ist der verlorne See von kahlen Sandbergen eingeschlossen. Die Ufer selbst schienen ziemlich gutes Erdreich, und mittelmäßig bevölkert zu seyn.

Erst nach drei langen Tagereisen verließ ich die Sand-

hügel, und eine neue Gegend zeigte sich an den Ufern des Elephantenflusses, welcher, wie der Bergfluß, einer der wenigen ist, welche niemals ganz austrocknen. Er erhält hinlänglichen Zufluß von den zahlreichen Bächen, welche auf der großen nördlichen Gebirgskette entspringen, längs deren Fuße er, bis zu ihrer Trennung, unter dem 31 und 32 Grade der Breite hinströmt. Hier verwandeln sie sich in eine Menge zackigter Hügel, und einzelner Klumpen, bis sie sich am Ende in den Karrooebnen verlieren. Nach der Trennung der Gebirgskette läuft der Elephantenfluß westwärts, und fällt unter 31° 30′ nördlicher Breite in das Meer. Seine Mündung ist enge, seicht und felsigt, so, daß man sie selten mit Böten befahren kann. Weiter hin ist er, etwa 30 Meilen lang, schiffbar; aber das Land umher ist wegen Mangel an frischem Wasser fast unbewohnt.

An den Ufern des Flusses lagen da, wo wir ihn durchzogen, einige sehr schöne Bauerhöfe. Der hier wachsende Reis, hatte große, schwere Körner, und war schneeweiß. Die Menge Vögel, welche dadurch angelockt wurde, erfoderte sehr viel Menschen, ihn zu hüten. Eine kleine Art Loxia ist vorzüglich hinderlich. Man kann ihre ungeheure Menge darnach beurtheilen, daß wir mit einer kleinen Vogelflinte 63 mit einemmale schossen.

Den 21sten versuchte ich mit 16 frischen Ochsen die große Gebirgskette zu übersteigen, welches auch in acht Stunden bewerkstelligt ward. Die Ueberfahrt war hier seit langer Zeit von keinem Wagen versucht

worden; da man indeß bei dem gewöhnlichen Umwege einen ganzen Tag verliert, so hielt ich es der Mühe werth.

Dieser Theil der Gebirgskette war ausnehmend hoch, und der Weg, welcher sich durchschlängelte, an den höhern Stellen, fürchterlich steil und felsigt. Gegen den Gipfel zu erschienen ähnliche Ueberbleibsel von Pyramiden, in der Mitte zwischen Sand und Felsenstücken. Viele dieser Säulen waren tausend Fuß hoch, und so ungeheuer groß, daß jeder als ein einzelner Berg betrachtet werden konnte. Sie bilden den höchsten Theil der großen Kette; aber der Gipfel, über den man bei ihnen vorbei fährt, war wenigstens fünf Meilen breit. Die groteske Art, auf welche diese Ueberbleibsel aus der Oberfläche hervorstiegen, oder über einander gestürzt waren, bildeten natürliche Kammern, Bogen, Säulengänge, und hängende Klippen, gegen welche die auf der Ebne von Salisbury in England wie eine Hütte gegen die Kathedralkirche dieser Stadt, abstechen würden. Sie sind alle so verwüstet, zernagt, und durchlöchert, jetzt bloß das Gerippe von dem, was sie ehemals waren, daß sie denselben traurigen Eindruck auf das Gemüth machen, welchen die Betrachtungen alter Ruinen ehemaliger Größe, gewöhnlich einflößen. Man bemüht sich vergebens nur ohngefähr die Zeit zu schätzen, während welcher diese ungeheuern Massen so verwittert sind, und eben so vergebens, nach wie viel Generationen der tausend Fuß dicke Felsen so aufgelöst seyn wird, daß keine Spur zurück bliebe.

Man kann indeß mit einiger Gewißheit sagen,

woher die Sandebnen längs der Westküste, deren Ende noch nicht bekannt ist, ihren Ursprung haben. Diese Kette allein, wenn man sie 200 Meilen lang, fünf Meilen breit, und nur 100 Fuß hoch rechnete, würde eine Ebne von 33,000 Quadratmeilen 3 Fuß hoch mit Sande bedecken. Auch drängte sich mir die Idee auf, daß aller Sand der Seeküsten seinen Ursprung verwitterten Bergen verdanke, den Ströme in die Tiefe führten und weiter ans Ufer spülen könnten. Diese Theorie scheint sich durch Thatsachen zu bestätigen. Die ganze Küste vom Kap der guten Hoffnung bis zum Meerbusen von Benin ist sandig, und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß die Sandsteingebirge sich bis dahin erstrecken. Die entgegengesetzte Küste hingegen, ist von der Linie bis zum Kap steinigt, weil alle Berge daselbst aus dauerhaftem Granit bestehen. Geologische Beobachtungen über die Veränderungen der Oberfläche unserer Erde, erregen bei einem fesselosen Geiste, Zweifel gegen die jüdische Meinung, daß die Schöpfung vor 6000 Jahren geschehen sey. Der menschliche Geist ist nicht im Stande, sich einen Anfang der Materie, oder etwas vor ihr zu denken.

Indem wir uns dem obern Theile der Berge näherten, ward das Wetter äußerst schlecht, und auf eine vollkommen heitere Atmosphäre folgte in wenigen Stunden ein heftiger Sturmwind, der durch die gewölbten Felsen heulte, und die Luft wurde kalt und schneidend. Demohngeachtet hatte eine kleine Quelle einen Bauer angelockt, auf diese Höhe seine Hütte zu errichten, um welche herum gerade Land genug lag, ihn zu ernähren. So ein-

sam und elend die Hütte auch sein, so wimmelt sie doch von lustigen Leuten beyderley Geschlechts. Der Eigenthümer war eben vom Kap heimgekehrt, und hatte einen Vorrath Branntewein mitgebracht, wobey sie sich lustig machten. Der ärmste Bauer ermangelt nie, bey seiner jährlichen Reise nach dem Kap, ein Faß Branntewein mitzunehmen, und dieses hat Tag und Nacht wenig Ruhe, bis es ausgeleert ist.

Unter der jetzigen Gesellschaft waren zwey Männer, von denen ich sah, daß sie Europäer wären. Sie waren lange genug im Lande gewesen, ihre Muttersprache zu vergessen, ohne indessen holländisch zu lernen, so, daß sie sich keinem Menschen verständlich machen konnten. Der eine war ein Irländer, der andere ein Engländer, und wahrscheinlich beide Deserteurs von der Armee, oder der Marine. Der erste spielte die Rolle eines Waterwyzer, oder Wasserentdeckers, und war listig genug gewesen, sich eine Art von Ansehen zu verschaffen; indem er wenig sprach, gelehrt aussah, und oft eine doppelt convexe Linse, welche zufällig eine Luftblase hatte, ans Auge hielt. Auf diese Art hatte er mit großem Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit der holländischen Bauern gewirkt, und von ihnen ein Paar Pferde, und mehrere hundert Piaster Papiergeld erhalten. Dadurch, daß er ihre Pfeifen an der Sonne durch sein Glas anbrannte, und sie überredete, daß die Luftblase darin ein Wassertropfen wäre, welcher die sympathetische Eigenschaft hätte, sich immer gegen ihr verwandtes Element zurückzukehren, hatte er sich ein so großes Ansehen verschafft, daß er nirgends einen Bauern besuchte, um seine

Quellen

Quellen zu untersuchen, bevor er nicht voraus bezahlt war. Da er sah, daß ich über die Leichtgläubigkeit des Volks, welches seine Taschenspielerstücke anstaunte, lachte, so zog er mich bei Seite, und bat mich um Gottes willen seinen Betrug nicht zu entdecken, weil er sich jetzt so gut stände, daß er einen Gehülfen halten könnte. Man darf sich über die Leichtgläubigkeit von Menschen, die in den Wüsten von Afrika geboren und erzogen sind, nicht wundern, wenn man bedenkt, wie sehr es Betrügern in Europa geglückt ist. Thierischer Magnetismus hat manchen Quacksalber berühmt gemacht, und der Unsinn mit der Wünschelruthe hat noch seine Anhänger.

Keine Menschenklasse weiß sich so wenig zu helfen, als die holländischen Bauern am Kap. Ihre Dummheit und Faulheit läßt sich nicht einmal von ihrer Habsucht überwinden; über ihre Unwissenheit darf man nicht erstaunen: doch auch ungelehrte besitzen oft in Europa große Fähigkeiten. Bis jetzt hat noch keine Druckerpresse den Weg bis zum Kap der guten Hoffnung gefunden ausgenommen eine kleine für Anzeigen und Rechnungen. Man giebt zwar eine Art Kalender heraus; aber der vom jetzigen Jahre 1788 hat seinen Ruf verloren; indem er eine Mondfinsterniß auf den Tag vor dem Vollmonde und als unsichtbar ansetzte, welche zum Unglück für den Kalendermacher sichtbar und beinahe total war.

Der Weg abwärts nach der östlichen Ebne war hundert Fuß niedriger, als die Hinauffahrt. Das Land ward nun rauh und steinigt, und durch eine steile Felsenreihe, von 500 bis 1000 Fuß Höhe eingeschlossen.

Der höchste Theil der Gegend war ein breites Kartoffeld, ein Theil, welcher noch über dieser liegt, heißt der Bokkevelds-Berg, und hat mit den Schneebergen viel Aehnlichkeit. Während wir das Bokkeveld erstiegen, drohete der Südostmonsun sich umzusetzen. Der Wind wehete plötzlich aus Norden, und verursachte beständige Gewitter, Regengüsse, und ungeheuren Hagel. Einige Schloßen hatten $\frac{1}{10}$ eines Zolls im Durchmesser, und ein Bauer, welcher in der höchsten Gegend wohnte, versicherte, daß sie bei seinem Hause so groß wie Hühnereier gefallen wären. Als sich das Wetter gegen Abend aufklärte, war die Temperatur von 78° bis auf 40° Fahrenheit gefallen.

Wenige Tage nach dem Regen wurde das Bokkeveld ein grüner Teppich von Kräutern, den die rothen, weißen, und gelben Oxalis noch verschönerten. Wildpret aller Art ist hier sehr häufig, vorzüglich Hasen, Trappen und Rebhühner, welche wir täglich bei tausenden sahen, und sie waren so zahm, daß wir ohne Mühe soviel erhalten konnten, als wir wollten.

Da der Distrikt Unter-Bokkeveld der entfernteste auf dieser Seite der Colonie ist, und an das Land der Buschmänner gränzt, so war es nöthig, beim weitern Fortrücken nach Norden meine Leute zu verstärken, theils als Schuß gegen die Wilden, theils als Wegweiser in der unbewohnten Wüste. Louw der Feldcommandant bot seine Dienste an, er war aber nicht im mindesten mit der Wüste, die an seinen Distrikt gränzte, bekannt. Es fand sich indessen bald ein Hottentott, welcher alle Plätze kannte, wo gewöhnlich Wasser anzutreffen war,

und welcher sich freute, einen Wegweiser abgeben zu können.

Nachdem wir einen zweiten Wagen für unsere Lebensmittel, und den Hafer für die Pferde angeschafft hatten, fuhren wir früh ab, um vor Abends an der steilen Seite des Berges anzukommen. Von dieser Anhöhe, welche an vielen Orten 2000 Fuß beträgt, erschien die unten liegende Karroo-Ebne, wie ein ungeheures Meer, und nur wenige entfernte Hügel unterbrachen die traurige Einöde. Wir fuhren den Abhang, da wo er am wenigsten steil war, herab, und erreichten, ehe es dunkel ward, die Tiefe, spannten frische Ochsen ein, und fuhren weiter in der Wüste. Um Mitternacht hielten wir am Dornenflusse an, welcher in einem ziemlich starken Strome floß, aber sein Wasser war so salzig, wie Sole. Eine Quelle neben dem Flusse, Stinkfontein genannt, hatte ganz salziges Wasser, und einen sehr unangenehmen Geruch. Die Gewitter, und der heftige Regen, welcher einen ganzen Tag lang in Bokkeveld gefallen war, hatten sich nicht bis zur Wüste erstreckt. Die Oberfläche war, wie mitten im Sommer, trocken und staubig, und die wenigen Gebüsche, welche auf solchem Boden zu wachsen pflegen, und größtentheils Saftpflanzen sind, zeigten sich so ausgedörrt, daß die Vegetation sehr lange gehindert zu seyn schien.

Wir erhielten hier einen Besuch von einem Haufen Buschmänner mit ihrem Capitain an der Spitze. Der Commandant kannte ihn sehr gut; indem er ihn auf den Expeditionen gegen seine eignen Landsleute unter-

stützte, deren herumschweifendes Leben er mit seiner ganzen Horde verlassen hatte; da ihm von der Regierung Pardon und Schutz versprochen war. Sie lebten seit funfzehn Jahren an dem Ende des Karroo, wo sie sich immer friedlich und fleißig aufführten. Er versicherte, daß viele Horden durch schickliche Anerbietungen bewegt werden könnten, sich ruhig in den Dienst der Bauern zu begeben; denn ihr Elend bei der jetzigen Lebensart wäre sehr groß.

Am Morgen des 27sten fuhren wir mit frischen Ochsen weiter in die Wüste; der Wind war noch immer südöstlich, und das Wetter für die Jahreszeit ausserordentlich warm; indem das Thermometer bei Sonnenaufgang auf 59° und um Mittag auf 80° im Schatten stand. Die Wagen erregten einen unerträglichen Staub; einen einzigen Strauß ausgenommen, zeigte sich den ganzen Tag nicht ein lebendiges Geschöpf. Nach ohngefähr acht Stunden wies uns unser hottentottische Führer einen Ort zwischen einigen Hügeln, wo gewöhnlich Wasser gefunden würde; er nannte ihn die Löwenhöle. Nach langem Suchen entdeckten wir etwas frisches süßes Wasser, womit wir unsre Gefäße anfüllten. Unter einem Hügel fanden wir einen mit Kiessand angefüllten Kanal, welcher an einigen Stellen Spuren zeigte, daß Menschen Wasser hier gesucht hatten. Tausend Fußtapfen von Antelopen, Kwagga's und Zebra's zeigten sich im Sande; aber keine Spur von Löwen, von denen doch der Ort den Namen führte.

Den 28sten kamen wir durch einen engen Paß, den man als den Anfang des Namaaqua's-Landes betrachtete. Die Oberfläche wechselte noch immer mit Thal und Hügeln ab, und die Seiten der Hügel waren mit einer ungeheuern Menge unansehnlicher Bäume bedeckt. Es war eine Art Aloe, welche von der Theilung ihrer Aeste in Paare, Dichotoma hieß; jede Unterabtheilung endigt sich in einen Büschel Blätter, und das Ganze bildet eine große, halbkugelförmige Krone, welche auf einem spitzzulaufenden Stamme steht, der gewöhnlich sehr dick; aber kurz, im Vergleich mit dem Umfange der Krone ist. Diese beträgt zuweilen viele hundert Fuß; die größte, welche ich maaß, betrug über 100 Fuß. Er heißt hier der Köcherbaum, weil die Buschmänner seine markichten Aeste zu Köchern benutzten. *) In einigen Klüften trafen wir einzelne Geranien, und unter andern eine, die mit starken Stacheln besetzt war, und auch einen Baumcotyledon, welcher alt, und im Wachsthum zurückgedrängt schien, wie die künstlichen Zwergbäume der Chineser.

Zwei Berggänse leiteten uns durch ihren Flug zu einer Wasserquelle, etwa zwanzig Meilen hinter der Löwenhöhle. Ob sie gleich hinlängliches Wasser enthielt, war sie doch sehr stark gesalzen. Zehn Meilen hinter

*) Von dieser Aloeart und ihren Blättern kann man in Pattersons Reise S. 55 Abbildungen finden. Den Köcher, welchen die Buschmänner aus diesem Gewächse aushöhlen, und von außen mit Schlangenhäuten vor Nässe und Hitze verwahren, zeigt die fünfte Kupfertafel in Sparrmanns Reise.

dieser kamen wir an das Bett des Hartebeest-Flusses, welcher, nach den sehr hohen Mimosen an seinen Ufern, die ihn ganz überschatteten, einen starken Strom versprach. Er war indessen ganz ausgetrocknet. Wir machten den Versuch in dem Bette des Flusses nachzugraben, und trafen fünf Fuß unter krystallisirtem Sande einen Strom frischen Wassers, und nach den verschiedenen Versuchen, die ich bei andern Flüssen in dem Namaaqua's-Lande anstellte, glaube ich, daß unter den meisten Flußbetten in diesem Theile von Afrika unterirdische Ströme fließen.

An diesem Flusse lag ein Kraal der Namaaqua-Hottentotten; ihre Schaaf-Heerden, welche des Abends eingetrieben wurden, betrugen etwa 3000 Stück; sie hatten auch etwas Rindvieh, und eine Heerde kleiner Ziegen, welche wie Leoparden gefleckt war. Die Schaafe waren ein ganz anderer Stamm, als man gewöhnlich in der Colonie antrifft; anstatt der kurzen und breiten Schwänze, welche diese gewöhnlich haben, hatten die Namaaqua's-Schaafe lange und runde. Die Widder hatten kleine gerade Hörner, ihre Wolle war kurz, spröde und glänzend, und gewöhnlich schwarz und weiß gefleckt. Wahrscheinlich sind sie die einheimischen Schaafe des Landes, und die breitgeschwänzten nur von Norden her eingewandert. Die Versicherung Vaillants, daß breitgeschwänzte Schaafe, wenn man sie in das Namaaqua-Land versetzt, lange runde Schwänze bekommen, ist ungegründet. Es giebt hier holländische Bauern, welche sich dreißig Jahr hier aufhalten und nicht ein einziges langgeschwänztes Schaaf besitzen. Ich konnte

mich durch meine Hottentotten nicht mit diesem Volke unterreden, da ihre Sprache ganz verschieden von der hottentottischen ist; auch sprachen sie nicht ein Wort holländisch.

Unser nächstes Lager war in dem Hause eines holländischen Bauern, welches am Eingange eines Passes, zwischen zwei Gebirgsreihen, lag. Die Gestalt, welche sich uns an der Thüre zeigte, schien aus einem ganz andern Lande zu seyn, als woher wir kamen. Es war ein großer alter Mann mit einem bleichen hagern Gesichte, und einem schwarzen Barte, der bis an die Augen gieng, wo er sich mit den krausen Haupthaaren vermischte, und das Gesicht, wie ein Visier, bedeckte. Man hätte keine bessre Gestalt zum Bewohner eines schwarzen Thurms, oder eines bezauberten Schlosses in einem Feenmärchen wünschen können. Da er nicht gewohnt war, Fremde aufzunehmen, so schien er bei unsrer Ankunft etwas verlegen.

In einer Ecke am Camin seiner einzigen Stube saß eine alte Hottentottin, die wenigstens über 100 Jahre gelebt zu haben schien. Ihre natürliche braune Farbe war so sehr durch Ruß verändert, daß sie wenigstens so schwarz, wie ihr bärtiger Herr, aussah. Eine Sclavin erschien von nicht besserm Ansehen. Die Reisbündel brannten augenblicklich auf dem Heerde, und ein Hammelsviertel ward auf Kohlen gelegt. Das Mahl ward auf einen alten Kasten, aus Mangel eines Tisches, aufgetragen, und statt des Tischtuches diente ein Lappen von demselben Zeuche, das die Sclavin zum Unter-

rocke trug. Er hatte wahrscheinlich früher ähnliche Dienste geleistet.

Wir erfuhren, daß der alte Landmann schon lange an diesem einsamen Orte, von aller Gesellschaft geschieden, wohne, ohne Weib oder Kind, Freund oder Verwandten, zu haben, ausgenommen seine Sclavinnen, und einige Hottentotten-Familien in der Nähe. Ohngeachtet seiner anscheinenden Armuth besaß er ungeheure Heerden Schaafe und Rindvieh, und hatte sehr ansehnliche Summen Geldes ausstehen. Er war im Grunde ein Geizhals, aber erstaunend dienstfertig. Auf unsrer Rückreise ward er uns noch nützlicher, indem er uns sein Vieh, auf dem halben Wege, entgegenschickte.

Es ist sonderbar genug, daß ein Bruder und eine Schwester dieses Mannes, die beide alt und unverheurathet sind, eben so einsam, und bloß unter Hottentotten, auf entlegenen Winkeln dieser Berge wohnen. Man rechnet sie zu den reichsten Leuten am Kap.

Den 29sten zogen wir über eine westliche Gebirgskette, und kamen, indem wir nordwärts fortfuhren, bei dem Ausgange des Passes, zu einer noch höhern Bergreihe, so das die Wagen nicht weiter fortkonnten. Wir lagerten uns daher an einer hellen Wasserquelle, welche Fleurysfonteyn hieß. Diese Berge heissen in der Namaaqua's-Sprache Khamies, oder Haufen. Der mittelste dieser Berge war ein sehr hoher Spitzberg, welcher wenigstens 4000 Fuß über der westlichen nach dem Meere zu abhängigen Ebne, erhaben war. Diese Berge unterschieden sich von allen andern in der Colonie.

Den größten ausgenommen, waren sie weder spitz, noch Tafelberge, auch bestanden sie nicht aus verschiedenen Erd- oder Steinlagen, sondern aus großen, runden Granitklumpen, so, daß ein Berg zuweilen aus einer einzigen Felsmasse bestand. Zweien solcher Berge gab ich den Namen der Namaaqua-Perlen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den merkwürdigen Steinen, welche unter dem Namen des Diamanten und der Perle schon erwähnt sind, nur, daß sie wenigstens zehnmal größer waren.

Die einzelnen Steine an den Khamies-Bergen, sie mochten nun Granit, oder Quarz, oder Feuersteine seyn, waren immer auf der untern Seite blau oder noch öfter grün gefärbt. Die Adern, welche durch den Granit liefen, bestanden größtentheils aus halbdurchsichtigem Quarze, in welchen man metallische Crystallisationen antraf. An vielen Orten fanden wir platte Felsenstücke von rother und gelber Farbe, welche man mit dem Messer so leicht in Streifen schneiden konnte, daß sie den Namen Bretsteine erhalten hatten. In den Adern dieses Steines waren gleichfalls metallische Adern von grünlicher Farbe. Alles dieses zeigte den Ueberfluß des Kupfers in den Khamies-Bergen. Hier fangen auch wirklich die sogenannten Kupferberge an, welche von dem vielen auf der Oberfläche zerstreuten Malachit, so genannt werden. Man findet hier gleichfalls in grossen Stücken die Steinart, welche in Europa Prenit genannt wird. Er hat fast alle Kennzeichen des Zeolits; da er sich aber in einigen Stücken von diesem unterscheidet, hat man ihn für eine neue Species angesehen. Ei-

nige Arten sind sehr schön, von apfelgrünem Grunde, mit weißen, gelben, oder braunen Streifen oder Flekken. Der einzige Gebrauch, welchen die Holländer davon machen, ist Pfeifenköpfe daraus zu schneiden, wozu er sich gerade am wenigsten schickt, da von der Hitze sich die Farben verlieren, und, wenn sie glühen, auch die Gestalt verdorben wird; denn er hat die Eigenschaft des Zeolits, von der Hitze aufzuschwellen. Er würde sich zu Vasen verarbeiten lassen, welche so gut, wie die vom derbyshireschen Feldspat seyn würden.

Wir versuchten den höchsten Punkt der Khamies-Berge zu Pferde zu erreichen; aber ehe wir den Gipfel erstiegen hatten, überfiel uns ein dicker Nebel, welcher sich bald in einen starken Regen auflöste, und das Thermometer, welches am Fuße des Berges auf 51° gestanden hatte, war bis auf 34° gefallen.

Wir flüchteten uns in die Hütte eines holländischen Bauern, welche auf dem obersten Gipfel des Berges stand. Ohnerachtet der Kälte hatte dieser Mann und seine Familie keine andere Wohnung, als eine Binsenhütte nach Art der Namaaqua's gebaut. Ob er gleich reich an Schaafen und Hornvieh war, so hatte er doch, wie der Geizhals am Fuße des Berges, kein anderes Vergnügen, als zu wissen, wieviel er besäße. Da wir befürchteten, daß das Wetter schlechter werden, und der Regen sich in Schnee verwandeln könnte, hielten wir es für rathsam, nicht weiter vorzurücken, sondern wieder umzukehren. Es ereignet sich oft, daß der Schnee auf diesem Berge zu Anfange des Mais fällt. Die Bewohner sehen sich dann genöthigt, ihren hohen Aufenthalt

zu verlassen, und sich während des Winters auf den Ebnen aufzuhalten. Weder die Entfernung des Khamiesberges von der See, noch seine Höhe erklären hinlänglich den frühen Anfang des Winters, und den häufigen Schnee daselbst. Vielleicht hören hier die periodischen Stürme auf, und die unveränderlichen Winde zwischen den Wendekreisen fangen hier an, so daß die öftere Bewegung der Luft etwas zur kalten Temperatur beitragen mag. Nördlich vom Khamies-Berge auf den sandigen Ebnen des Namaaqua-Landes soll es niemals regnen; alle Wolken, die von der See her kommen, oder sich in der Atmosphäre erzeugen, werden augenblicklich von diesem Gebirge angezogen. In dem Theile des Namaaqua-Landes, welcher zwischen dem Khamies- und dem Orange-Flusse liegt, findet sich kein Wasser, ausgenommen in den periodischen Strömen, die von den Bergen herab sich in den Sandfeldern ergießen. Hier graben die Eingebornen eine Art Brunnen, welche sie vor den Sonnenstrahlen zu bedecken pflegen. Diese Ebnen sind jetzt verlassen und unbewohnt. Alle die zahlreichen Stämme Namaaqua's, welche ungeheure Heerden Vieh besaßen, sind, in weniger als hundert Jahren, bis auf vier, nicht sehr zahlreiche, Horden zusammengeschmolzen, und in vieler Rücksicht den holländischen Bauern unterworfen.

Diese letzteren, welche den besten Theil des Landes für sich gewählt haben, erlauben ihnen, in der Nachbarschaft ihrer Höfe Hütten zu errichten, unter der Bedingung, daß sie eine gewisse Anzahl Leute zur Verthei-

digung des Viehs gegen die Buschmänner und Raubthiere hergeben. In wenigen Jahren werden die Ueberbleibsel der Namaaqua's alle Sclaven seyn. Dies ist die Folge des Uebermuths der Bauern, welcher durch die schlechte Politik der Regierung geheiligt wurde, die sich so weit herabließ, Agenten anzustellen, um ganze Heerden für ein Faß Branntewein zu kaufen. Diese Regierung hatte so wenige Begriffe von dieser allmähligen Entvölkerung, daß sie ihrem Agenten erlaubte, einen kostspieligen Weg über den Khamies anzulegen, welcher noch den ehrenvollen Namen des Compagnie-Weges führt. Da die Regierung weder der Colonie, noch der Habsucht ihrer Unterthanen, Gränzen setzte, so fanden es die letztern sehr bequem, sich mitten unter den harmlosen Namaaqua's anzusiedeln, von welchen sie, als die besten Nachbarn, aufgenommen wurden. Gegen eine Flasche Branntewein vier Groschen an Werth, gaben sie gern einen Ochsen her, und noch jetzt sind sie auf dieses schädliche Getränk so erpicht, daß sie für dasselbe Maaß ein Schaaf geben.

So groß auch die habsüchtigen Absichten der ersten Bebauer des Khamiesberges und der Regierung gewesen seyn mögen: so muß ich doch erinnern, daß die jetzigen Bewohner ein friedlicher und ehrlicher Menschenstamm scheinen. Die ausgezeichneten Bösewichter, welche Vaillant schildert, und nicht im geringsten übertreibt, haben größtentheils ihr verdientes Schicksal erlangt. Pinaar und Bernfry, die Bastarde Piet und Klaas und viele andere, desselben Gelichters, haben sich unter ein-

ander ermordet, oder sind durch die Hände ihrer eignen Hottentotten gefallen. *)

*) Nach Le Vaillants Erzählung schwärmen freilich einzelne Europäer, als Räuber unter den noch unbezwungenen oder halb vertilgten Negerstämmen an den Gränzen des von der ostindischen Gesellschaft wirklich besetzten Landes umher. Doch sind nicht alle von Hrn. Barrow genannten verworfene Bösewichter. Pinaar begleitete Hrn. Patterson nebst dem Obersten Gordon auf ihrer Reise, und er bot sich selbst zu Vaillants Gefährten, als berühmter Elephantenjäger in der Kapstadt an. Die oben genannten Piet und Klaas waren eigentlich Bastarde von holländischen Colonisten, von einer Hottentottin geboren, welche Hrn. le Vaillant auf seiner Reise durch eben diese Gegenden nützliche Dienste leisteten, auch von ihrem Vater oder ihrer Geburt wegen den Zunamen Baster führten. Zu bewundern ist es beinahe, daß Hr. Barrow die verschiedenen Nuancen der capschen Colonisten nicht bemerkte, nachdem sie in längst angebauten Gegenden, oder an den äußersten Gränzen derselben mitten unter noch freien Negervölkern, von ihm und anderen Buschmänner genannt, lebten. Bisher hat die Colonie am Kap drei Arten von seßhaften oder seßhaft sollenden Einwohnern nach den Erfahrungen aufmerksamer Beobachter gehabt, und kann sie nicht anders haben. Erstlich bestehen diese aus den Nachkommen der ersten Colonisten, die sich in der Nähe der Kapstadt, oder anderen fruchtbaren Districten längst ansässig gemacht haben, ihre Güter selten selber bewirthschaften, sondern sie verpachtet haben, oder selbst administriren lassen. Zweitens die in dieser Reise so genannten Bauern, welche nebst ihren Sklaven meist von ihrer Viehzucht leben, der Bequemlichkeiten entbehren, die sie nach ihrem Vermögen, oder bei besserer Verfassung unter der holländischen Regierung wohl hätten genießen

Obgleich die Namaaqua-Hottentotten sich nur wenig in ihrem Aeußern von den übrigen Stämmen unterscheiden, so ist doch ihre Sprache ganz verschieden. Sie ist indessen von derselben Art und hat dasselbe Zungenschnalzen. Sie sind länger, und größtentheils nicht so stark, als die östlichen Stämme. Einige der Weiber waren von schöner Gestalt, und besaßen viel Lebhaftigkeit und Feuer: sie hatten dieselbe Bildung gewisser Theile, wie die Weiber der Buschmänner und anderer Hottentotten, in einem geringern Grade hingegen, als die erstern, und auffallender, als die letztern. Ihr Hauptputz war, wie bei den östlichen Hottentottinnen, die kleine leberne Schürze, an welche sie, außer den Schellen und Corallen, noch sechs bis acht Ketten trugen, deren Enden auf der Erde schleppten. Das obere Ende der Ketten war aus Kupfer und das untere aus polirtem Eisen. Sie erhalten sie von den Damaras, einem nördlichen Völkerstamme, welcher noch vorkommen wird.

können, und denen eine Flasche Branntewein der höchste Luxus ist. Hinter diesen, oder drittens, wohnen und streifen umher Wagehälse, denen die Viehzucht, und der prekäre Gewinn des Ackerbaues zu einförmig ist; diese nähern sich schon den Hottentotten, weil sie mitten unter ihnen leben, oder durch die Jagd Nahrung und Erholung suchen, auch wenn diese fehlschlägt, wohl ihre südlichen Nachbarn berauben. Zu ihnen gesellen sich entlaufene Sklaven, Verbrecher, die der verdienten Strafe entflohen sind, Deserteurs von den Land- und Seetruppen, und alle sind nach ihrem Temperamente und ihrer Lage, wilder, boshafter und grausamer, als die Wilden.

Die Hütten der Namaaquas unterscheiden sich wesentlich von denen der Hottentotten, Buschmänner, und Kaffer. Es sind vollkommene Halbkugeln, mit Matten von Riedgras bedeckt, und das Gerüst oder Skelet besteht aus halbrunden Stöcken, von denen die Hälfte oben zusammentrifft, und die andere Hälfte sie unter rechten Winkeln durchschneidet. Sie sind größtentheils zehn bis zwölf Fuß breit, und so bequem, daß viele Bauern am Khamiesberge sie nachgemacht haben.

Dieses Volk heftet, wie die Kaffer, die größte Aufmerksamkeit auf sein Vieh, und giebt, wie diese, den Hörnern ihrer Ochsen eine künstliche Richtung, indem sie solche gewöhnlich in eine gewundene Gestalt, wie bei der Koodoo-Antelope, bringen. Das Vieh am Khamiesberge sowohl bei den Holländern, als Hottentotten, ist groß und stark, und vollkommen so gut, wie das auf den Schneebergen. Auch die Leute selbst sind eben so stark, wie die Bewohner von Graaffreinet. Eine alte Namaaqua-Hottentottin ist eine Gestalt, die auch der Ernsthafteste nicht ohne Lachen, und eine alte Holländerin in dieser Gegend eine Figur, die man nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Die erste wegen ihres Ueberflusses an hervorragenden Theilen, die letzte, wegen ihres Mangels daran, und ihrer kugelrunden Form. Die Brüste der erstern sind sehr groß, und herabhängend, und sie werfen sie über die Schultern, um ihre Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, zu säugen. Hierin stimmen sie mit der Beschreibung des lateinischen Satyrikers mit

den äthiopischen Weibern an der Gränze von Aegypten überein *):

In meroë crasso majorem infante mamillam.

Bei den Weibern des alten Aegyptens waren ungeheure Auswüchse am Körper sehr gemein, und verschiedne Schriftsteller haben versucht, sie aus vielerlei Ursachen zu erklären. Obgleich das unreine Wasser ein Hauptgrund seyn mag, so zeigt doch die verschiedene Wirkung bei den Hottentottinnen und Holländerinnen, daß es an der natürlichen Anlage liegt.

Man sollte glauben, daß die hohe Lage eine Ursache wäre, welche ihren Einfluß sowohl auf Thiere als Pflanzen erstreckt. Der verwelkte Stamm, wahrscheinlich von derselben Gattung, die wir am Orangeflusse fanden, war sieben Fuß lang, und trug mehr als 50 Blüten, von denen jede einen 18 Zoll langen Stiel hatte, so, daß die Blumenkrone mehr als 3 Fuß im Umkreise betrug. Die Zwiebeln, von denen ich nur wenige mitnehmen konnte, waren so groß, wie ein Menschenkopf.

*) Etwas ähnliches hätte Hr. Barrow in alten Beschreibungen von Irrland finden können. So erzählt der Engländer Wilh. Lithgow, der 1619 das nördliche Irrland bereisete, unter andern: die Frauen hätten ihre Brüste über die Schultern geworfen, wenn die Kinder saugen wollten, ohne diese in die Arme zu nehmen. Lithgow fügt noch spashaft hinzu: mich deucht diese Brüste wären zu Geldsäcken für ost- und westindische Kaufleute sehr geschickt, da sie über eine halbe englische Elle lang, und so gut gearbeitet sind, daß ein Gerber solch Leder nicht geschmeidiger machen kann.

Von

Von dieser großen Lilie erzählten die Bauern eine Nachricht, welche Aehnlichkeit mit der Fabel vom Upas auf Java hatte, welche durch Doctor Darwins schönes Gedicht: der botanische Garten, berühmt geworden ist. Sie versicherten, daß der Saft aus der Lilienzwiebel ein starkes Gift wäre. Die Blätter verursachten dem Viehe, welches davon fräße, plötzlichen Tod, und wenn kleine Vögel sich auf die Blüten setzten, so fielen sie todt zur Erde.

Die Amaryllis disticha, welche auf allen Bergen der Colonie angetroffen wird, fing auf den Khamies-Bergen eben an, ihre, gegen einander überstehenden, Blätter, in Gestalt eines Fächers, herauszutreiben; sowohl die Zwiebel, als die Blätter dieser Pflanze sollen, ohne Zubereitung, ein sehr heftiges Gift seyn, welches auf den thierischen Körper sowohl im Magen, als auch in Wunden wirkt. Die Bauern reißen die Blätter und Wurzeln aus, wo sie sie finden. Der Saft der Zwiebel mit dem zerquetschten Körper einer gewissen Art Spinnen vermischt, soll den Buschmännern das allertödlichste Gift für ihre Pfeile liefern. Diese Spinne scheint nur auf der Westküste einheimisch zu seyn, da ich sie nie auf der andern Seite angetroffen, oder von ihr gehört habe. Ihr Leib ist, mit den kurzen Füßen, drei Zoll lang, der erstere schwarz und haarig, die letztern gefleckt, der Kopf ist roth. Sie lebt unter der Erde und versieht ihre Höle mit einem Deckel ihres Gewebes, mit Erde oder Mist. Dieser Deckel ist mit einem Charniet befestigt. Wenn das Thier auf seine Beute lauert, so steht der Deckel halb offen, so daß sie auf die Insekten herausspringen

kann. Bei annähernder Gefahr verschließt sie die Thür, und öffnet sie bald darauf, um zu sehen, ob sich der Feind entfernt hat.

Die Namaaqua-Hottentotten scheinen die Gifte gut zu kennen, ob sie gleich nicht von ihnen gebraucht werden. Ihre alten Waffen, Bogen und Pfeile, sind für sie unbrauchbar geworden. Das Land, welches sie jetzt bewohnen, ist fast gänzlich von allen wilden Thieren verlassen, und die Furcht vor den Buschmännern hält sie ab, das Wildpret weiterhin aufzusuchen. Ehedem waren zwar Elenne, Hartebeests, Gemsböcke, Kwagga's und Zebra's auf dem Khamiesberge sehr häufig, und eben so zahlreich fanden sich Raubthiere. Wenig Tage vor unserer Ankunft hatte ein Löwe einige Bewegung im Lande verursacht, die sich noch nicht gelegt hatte. Ein Hottentotte versuchte einige Zeit vergebens seines Herrn Vieh in eine Wasserpfütze zwischen zwei Felsen zu treiben; als er endlich einen ungeheuren Löwen mitten in dem Sumpfe liegen sah, über den unerwarteten Anblick des Thieres, welches ihn anzusehen schien, erschrocken, ergriff er augenblicklich die Flucht, und überließ die Heerde ihrem Schicksale. Er hatte Gegenwart des Geistes genug, durch die Heerde zu laufen, indem er schloß, daß wenn ihm der Löwe folgen wollte, er mit dem ersten Thiere, was ihm aufstieße, zufrieden seyn würde; allein er irrte sich. Der Löwe brach durch die Heerde, gerade auf den Hottentotten los, welcher, da er sah, daß das Ungeheuer ihn aufsuchte, athemlos auf einen Aloebaum kletterte, in dessen Stamm glücklicherweise einige Stufen gehauen waren, um die darauf befindlichen Vogelnester leichter

erreichen zu können. In demselben Augenblicke sprang der Löwe nach ihm, erreichte ihn aber nicht, und fiel auf die Erde. In stolzer Stille gieng er rund um den Baum und warf dann und wann einen fürchterlichen Blick nach dem Hottentotten, der sich hinter einigen Finkennestern verbarg.

In diesem Theile von Afrika giebt es eine kleine Gattung Loxia, welche in Gesellschaft lebt, so wie die oben erwähnten Heuschreckenfresser: sie bauen auch, wie dieser Vogel, eine ganze Menge Nester, auf einen Haufen zusammen. Jedes Nest hat indessen einen eignen Eingang, und steht mit dem benachbarten in keiner Verbindung. Oft haben diese Nesterhaufen zehen Fuß Breite und enthalten mehrere hundert Bewohner, da die Aloe dichotoma die einzige Pflanze ist, welche hier die Größe eines Baumes erreicht: (die Mimosa an den Ufern der periodischen Flüsse ausgenommen) so ist sie gewöhnlich der Ort, worauf diese Zugvögel ihre Nester bauen.

Hinter einem dieser Gebäude versteckte sich der Hottentotte vor dem Anblicke des Löwen. Nachdem er sich eine Zeit lang unbeweglich gehalten hatte, wagte er über das Nest herüber zu kucken, indem er hoffte, der Löwe habe sich entfernt, als er zu seinem großen Schrecken die Augen des Thiers erblickte, welche, nach seinem eignen Ausdrucke, Feuer auf ihn sprühten. Bald darauf legte sich der Löwe am Fuße des Baums nieder, und rührte sich 24 Stunden nicht vom Platze. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu löschen, und unterdessen stieg der Hottentotte vom Baume, und

lief in größter Eile zu dem, nur eine Meile entfernten Hause. Die Hartnäckigkeit des Löwen war so groß, daß er, nachdem er zum Baume zurückgekehrt war, den Hottentotten bis auf 300 Schritt vom Hause verfolgte.

Es scheint sehr ausgemacht zu seyn, daß der Löwe Hottentottenfleisch lieber, als jedes andere frißt; er sucht sie öfters aus einer Menge Holländer heraus; daß die letztern bekleidet, und die erstern nackt sind, trägt vielleicht etwas dazu bei. Nach den Hottentotten frißt er am liebsten Pferdefleisch, aber Schaafe fällt er, vielleicht wegen ihrer wolligen Bedeckung, welche ihm zu mühsam abzureißen ist, selten an.

Vom Kap bis zum Khamiesberge findet der Naturforscher wenig Merkwürdiges aus dem Thierreiche; besonders nach einer Reise in die östlichen Theile, wo fast alle südafrikanischen vierfüßigen Thiere zusammenkommen. In einer Namaaqua-Hütte sahe ich die Haut eines Schakals, mit einem schwarzen buschigen Schwanze, welcher von denen auf der östlichen Seite verschieden schien. Es war mit dicken Haaren bekleidet. Die hiesigen Hunde waren dieselbe Gattung mit denen der Buschmänner und ich bemerkte, daß ihre Schwänze das specifische Kennzeichen, welches Linné angiebt, nicht hatten, sondern sie waren alle, ohne Ausnahme, nach der rechten Seite gekrümmt.

Bei der Herabreise vom Berge mußten wir vor einem

heftigen Regen Zuflucht unter einer Horde Baſtarde und Namaaquas ſuchen.

Der Anführer war von der ſchon oben erwähnten Menſchenklaſſe. In ſeinen jüngern Jahren war er ein großer Jagdfreund geweſen, und ſeine Binſenhütte zeigte noch eine Menge Häute von Thieren, die er erlegt hatte. Er rühmte ſich, auf einer Jagdpartie, ſieben Giraffen und drei weiße Rhinoceroſſe getödtet zu haben. Letztere findet man häufig an der Gränze der Colonie, hinter dem Hantamberge, und ſie ſcheinen bloß eine Spielart von dem afrikaniſchen zweigehörnten Rhinoceros zu ſeyn. Dies Thier unterſcheidet ſich durch ſeine blaſſe Fleiſchfarbe, eine anſehnlichere Größe, und die Dünnheit der Haut, welches alles Folgen des Alters ſeyn können. Dieſe Leute lebten ſehr glücklich, ſie hatten Pferde, Ochſen und Schaafe, und große Gärten, welche gut mit Kürbiſſen, Zwiebeln, und Tabak verſehen waren.

Wir trafen auch in dieſem Kraal einen Mann von der oben erwähnten Nation, der Damaras. Dem Anſehen nach hielt ich ihn für einen Kaffer, und er gehörte ohne Zweifel zu dieſer Race. Er ſchilderte uns die Damaras als ein ſehr armes Volk: ihr Land längs der Seeküſte brächte nichts zum Unterhalte des Viehes hervor, und ſie lebten bloß davon, kupferne Ringe und Kugeln, welche ſie ſelbſt verfertigten, öſtlich den Briquas, und ſüdlich den Namaaquas zu vertauſchen. Vom Orangefluſſe bis zum Wendekreiſe, unter welchem dieſe Nation lebt, läuft eine Gebirgskette, die, nach den Berichten

mehrerer Reisenden, so viel Kupfererz enthalten soll, daß man es überall an der Oberfläche findet. Die Damara's besitzen die Kunst, aus diesem Erz das reine Metall zu schmelzen.

Dieses Mannes Aussage über ihr Verfahren beim Schmelzen war so deutlich, als einfach. Sie verfertigen eine Art Holzkohle aus einer Mimosengattung (von der er mir ein großes Saamenkorn gab) indem sie diese, wenn sie hell brennt, mit Sande dämpfen. Sie brechen das Erz in kleine Stückchen, und legen sie mit abwechselnden Schichten von Holzkohle auf einen thonigen Boden, und fassen sie mit Steinen ein; darauf zünden sie die Kohle an, und verstärken das Feuer mit Blasebälgen, deren Sack aus der Haut eines Gemsbockes, und die Röhre aus einem Horne desselben Thieres besteht. Dies ist alles, was sie zum Scheiden des Metalls anwenden; indem es Vitriolkupfererz, oder vielmehr mit Schwefel versetzt ist, welcher bei einer mäßigen Hitze verfliegt, und das Kupfer rein zurückläßt. Solches Erz ist sogar leichtflüssiger als reines Kupfer. Das auf diese Art erhaltne Metall verarbeiten sie zu Ketten, Ringen, und Armbändern, wobei ihnen zwei Steine zum Hammer und Amboß dienen, und die Arbeit würde keinem europäischen Künstler Schande machen. Die Glieder der Ketten sind indessen sowohl, als die Ringe alle offen, woraus man sieht, daß sie das Zusammenlöten noch nicht kennen.

Für eine Künstlernation, und mit der Metallurgie bekannt, sind sie, nach allen Nachrichten, die ärmsten

auf der Erde. Sie haben keine Art von Vieh, und ihr Land ist auch so unfruchtbar, und sandig, daß kein Vieh darin leben kann. Obgleich die Damaras wahrscheinlich von demselben Stamme mit den Kaffern und diese vielleicht arabischen Ursprungs sind, so hat man nicht nöthig, sie auf eine entferntere Nation zurückzubringen, um den Ursprung ihrer Schmelzkunst aufzufinden. Dieser kann eben so leicht zufällig seyn, wie, nach dem Plinius, die Erfindung des Glases.

Die drei erwähnten Kafferstämme haben jeder eine verschiedne Sprache; ob sie gleich augenscheinlich alle einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Dies muß der Fall mit allen Völkern seyn, welche nicht schreiben können, zumal, wenn sie sich in Stämme theilen, welche nicht mit einander in Verbindung bleiben. Die verschiedenen Hottentotten-Horden haben auch verschiedene Sprachen, deren Aehnlichkeit man aber leicht entdecken kann.

Nachdem wir unsere Kleider getrocknet hatten, verließen wir den Kraal, und fuhren fort den Berg herabzusteigen. Erst nach Einbruch der Nacht erreichten wir, bei heiterm Himmel und hellem Mondschein, die Ebne. Den folgenden Morgen stand das Thermometer unter dem Gefrierpunkte, und das ganze Land war mit Reif bedeckt.

Von hier kehrten wir beinahe auf demselben Wege nach dem Bokkevelde zurück. Am Ende besuchte uns der Capitain der Buschmänner, mit seinen Leuten, und

einer ganzen Menge Namaaqua-Hottentottinnen, deren Männer, und Kinder im Dienste der Holländer waren, zum zweitenmal. Unter diesen war eine so sehr alte Frau, als ich noch nie gesehen hatte: sie war weit über 100 Jahr alt. Sie zeigte ihre älteste Tochter, welche schon wieder Urenkel hatte. Als sie gefragt ward, ob sie sich noch erinnern könnte, wenn die Christen zu erst unter sie gekommen wären, antwortete sie mit Kopfschütteln, daß sie Veranlassung genug habe, es zu behalten; denn vor der Ankunft der Christen wäre ihr Bauch immer voll gewesen, da es jetzt schwer wäre, einen Mund voll zu bekommen. Der Zustand dieser ganzen Horde schien sehr elend zu seyn; aber ich setze mit Vergnügen hinzu, daß sie durch diesen Capitain und zwei bis drei gut gesinnte Bauern, seitdem noch einige Horden Buschmänner in das Land verpflanzt sind, und durch allgemeine Subscription eine beträchtliche Anzahl Schafe, und Rindvieh erhalten haben, welche sie hoffentlich bald vermehren werden. Auch hat sich einer der braven Herrnhuter freiwillig erboten, unter die Buschmänner zu gehen, und zu versuchen, ihnen Sinn für Wohlhabenheit einzuflößen wie es ihm mit den armen Hottentotten so gut geglückt ist. Andre Gesellschaften, welche hauptsächlich unter den Buschmännern und Kaffern das Christenthum verbreiten wollen, sind kürzlich hier angelangt, und ob es ihnen vielleicht nicht glücken wird, die Absicht ihrer Mission zu erfüllen: so werden sie ihnen doch durch ihr menschliches Betragen Zutrauen gegen Fremde einflößen, und ihnen zeigen, daß die Colonie jetzt in den Händen einer Regierung ist, welche die so

lange gegen sie ausgeübten Grausamkeiten nicht länger leiden wird.

Nachdem wir am Morgen des 5ten Maies uns von dem Commendanten, bei seinem Hause getrennt hatten, reiste ich östlich in das Land hinein und erreichte nach zwei Tagereisen über einen steinigen Boden den Fuß der Hantam-Berge. Die Einwohner waren hier in Unruhe über die Buschmänner. Ein Haufen von diesen hatte mehrere Schaafe und Ochsen in die Bergklüfte entführt: nachdem sie zwei Hottentotten, den einen am Arm, den andern am Fußgelenk verwundet hatten. Der erste befand sich wohl, aber der letzte war gefährlich krank. Die Spitze des Pfeils war abgebrochen, und im Knochen stecken geblieben. Der Fuß war bis zum Knie angeschwollen, und der kalte Brand schien an der Wunde sichtbar zu werden. Da man nicht wußte, wie man die Wunde behandeln sollte, so ließ ich ihm Umschläge von Brod, Zwiebeln, und Oel machen, den Fuß mit einer Auflösung von Ammonia praeparata waschen, und den Kranken viel Weinessig trinken. Nach den vier Tagen, die ich zum Umfahren der Berge nöthig hatte, schien der Patient sich gebessert zu haben, und der andre war beinahe gesund.

Man hat die Buschmänner immer als ein so wildes und blutdürstiges Volk vorgestellt, daß sie kein lebendiges Geschöpf, welches in ihre Hände fällt, am Leben lassen. An ihren eignen Landsleuten, die mit den Holländern gelebt haben, üben sie wirklich die größte Grausamkeit aus. Wenn diese Unglücklichen von ihren Lands-

leuten wieder gefangen werden, so werden sie gewöhnlich auf das fürchterlichste gequält. Der erwähnte Haufen hatte einen Hottentotten, den sie ziemlich weit von den Wohnungen antrafen, bis an den Hals in einen Graben gestreckt, und hatten ihn so mit Steinen und Erde umschanzt, daß er sich nicht rühren konnte. In dieser Lage blieb er die ganze Nacht, und den größten Theil des folgenden Tages, als glücklicherweise seine Kameraden vorbeikamen und ihn erlösten. Der arme Kerl erzählte, daß er Augen und Mund den ganzen Tag hätte bewegen müssen, um nicht von den Krähen gefressen zu werden.

Die Wohnungen, welche den District Hantam ausmachen, liegen rund um den Berg herum zerstreut. Das Ansehen des Landes ist wie auf den Schneebergen, und das Vieh eben so gut wie dort. Die Pferde sind größtentheils besser, aber demselben endemischen Uebel, als in Graaffreinet unterworfen. Es ist hier indessen partiell; denn, während es am Fuße des Berges wütet, ist nicht die geringste Gefahr auf dem flachen Gipfel, weshalb dieser Theil des Berges zum öffentlichen Gebrauche dient, und jeder Einwohner darf, während der Epidemie, acht Pferde dahin schicken.

Die Gegend war hier eben so von Heuschrecken geplagt, wie die Schneeberge. Ein Zug ausgewachsner Insekten flog, während unsers Aufenthalts, an der Ostseite der Berge vorbei; der Zug währte mehrere Stunden, und gieng so hoch, daß man sie nicht deutlich unterscheiden konnte: ihre ungeheure Menge bildete eine

Wolke, welche die Sonne, wie ein Nebel, verdunkelte, und sogar einen leichten Schatten auf der Erde verursachte. Auf dem Bokkeveld und den Khamies-Bergen sind diese Thiere die letzten zwei Jahre besonders schädlich gewesen. Nach wiederholten Versuchen, sie zu vertreiben, fiel man endlich auf ein Mittel, wodurch wenigstens das Korn gerettet wurde. Die Einwohner zündeten nämlich Feuer von scharfen Pflanzen an, durch deren Rauch sie verjagt wurden; nachdem sie mehrmals das Feuer ausgelöscht hatten, indem Tausende hineinstürzten.

Der Hantam-Berg besteht, wie die Gebirge von Camdeboo, aus horizontalen Lagen von Sandstein. Man kann ihn als einen Theil derselben Kette ansehen, da er die höchste Spitze der Colonie ausmacht. Dies sieht man an den verschiedenen Richtungen der Flüsse, die dort entspringen, und nach allen Himmelsgegenden fließen. Die große Höhe verursacht während der Wintermonate eine strenge Kälte; sogar im Anfange des Maies und am Fuße der Gebirge stand das Thermometer, fünf Morgen hinter einander, unter dem Gefrierpunkte, und das ganze Land war mit Reif bedeckt.

Von dem Hantam wandte ich mich südöstlich nach den Anhöhen des Roggevelds, welches von ersterem nur durch eine enge Kluft getrennt ist.

Diese Anhöhen haben ihre Namen von einer Art Rai-Gras (Lolium), welches sich hier sehr häufig findet, und wovon das Vieh, während des Sommers fast allein lebt. An einigen Orten ist das Roggeveld

über der darunter liegenden Terrasse, der Bokkeveld- und Karroo-Ebnen durch zwei bis vier tausend Fuß hohe Felsen erhaben. Indessen ist der Abhang auf der östlichen Seite, dieser großen Höhe ohngeachtet, kaum zu bemerken. Der Fischfluß, welcher nach Osten läuft, und auf dem Gipfel des Berges entspringt, hat fast gar keinen Strom, sondern besteht aus einer Reihe tiefer Löcher, welche durch periodische Bäche verbunden sind.

Die große Unebenheit des höchsten Theiles des Roggeveldes giebt ihm das Ansehen einer Bergkette, die sich von der hohen Terrasse erhebt. Nach der Aussage eines benachbarten Bauers, welcher den Obrist Gordon bei seiner Höhenmessung unterstützte, liegt die höchste Spitze, der Schaalenberg genannt, 1500 Fuß über dem Tafelberge, und 5000 Fuß über dem Karrofelde erhaben. Mehrere Monate lang ist das Roggefeld ganz mit Schnee bedeckt, und die Einwohner sind dann gezwungen, sich mit allem Vieh in das Karroo herab zu begeben, wo sie in temporären Strohhütten bis zum Frühlinge bleiben. Diese Abtheilung von Stellenbosch bringt die besten Pferde in der ganzen Colonie hervor.

Das Land östlich vom Roggeveld wird von verschiednen Buschmannshorden bewohnt. Eine von diesen, welche die Koranas hießen, und auf der rechten Seite vom Orangeflusse, östlich vom Roggeveld wohnten, wird als ein sehr fruchtbarer Volksstamm vorgestellt. Die wenigen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte,

waren starke munstre Leute, und augenscheinlich mit den Namaaqua's von einem Stamme. Sie besitzen einige Schaafe, auch Rindvieh, aber dieselbe Neigung zum Herumziehen, zur Jagd, und zum Plündern, wie die übrigen Buschmänner. Die Briqua Kaffer, welche das Land hinter ihnen bewohnen, müssen sehr viel von solchen verwegnen Nachbarn leiden. Die Korana's entführen nicht nur ihre Heerden, sondern machen auch ihre Kinder zu Sklaven, und vertauschen sie zuweilen an die Bauern gegen Vieh. Die Briqua's können mit ihren Hassagaien den vergifteten Pfeilen nicht widerstehen, überdies haben die Koranas sehr große Schilde, welche so dick sind, daß sie die Wurfspieße abhalten. Ich sahe eins von Elenshaut, welches sechs Fuß lang, und vier breit war. Dieses Volk macht regelmäßige Angriffe in großen Haufen von 4 bis 500 Mann. Ob sie gleich, so lange sie nichts haben, sehr gute Freunde sind, so fangen sie doch, bei der Theilung der Beute jedesmal zu zanken an, und dies soll so weit gehen, daß sie so lange einander todtschlagen, bis nur wenige am Leben bleiben.

Die elenden Wege, die Unfruchtbarkeit des Landes, und die wenigen Thiere auf den Roggevelds-Gebirgen machen die Reise für jemand, der sie bloß als Neugierde unternimmt, sehr unangenehm und langweilig. Krähen, Habichte und Geier sind fast die einzigen Vögel, die man antrifft. Ich zerschoß hier den Flügel eines Contors von ungeheurer Größe; mit ausgebreiteten Flügeln maß er zehn Fuß und einen Zoll. Er wehrte

sich sehr gut gegen drei Hunde, und als er endlich einen mit den Klauen packte, und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel riß, zogen sich alle zurück.

Nachdem ich zwölf Tage lang über das Roggeveld gefahren war, kam ich beinahe auf denselben Weg, auf welchem ich nach Graaffreinet gereist war, und brachte drei Tage damit zu, das Karroo-Land zurückzulegen. Diese Ebnen sind überall von derselben Art; ein Schauplatz der traurigsten Einförmigkeit, wo eine flache Ebne nur vom Horizont begränzt wird, und kein Gegenstand den Reisenden von dem Gefühl der Mühseligkeit und Gefahr, erlöst, wo Wirbelwinde in jedem Augenblick, ihn im Sande zu begraben drohen, und wo ihn ein Durst quält, den der Reiche gern mit der Hälfte seines Vermögens stillen möchte.

Westlich werden diese dürren Einöden von mehrern hohen Bergen begränzt, welche fruchtbare Wiesen und Thäler einschließen, die man das kleine und kalte Bokkeveld nennt. Es sind Theile der großen Kette, welche zu Anfange dieses Abschnitts beschrieben ist, und die Thäler und Wiesen scheinen Seen gewesen zu seyn; da man noch eine Menge Quellen und Moräste findet, welche auch in der trockensten Jahreszeit mit hinlänglichem Wasser versehen sind. Der Boden trägt gutes Gras und giebt eine reichliche Erndte. Die Kälte nöthigt die Einwohner, ihr Vieh des Winters auf das Karroo zu treiben; sie verlassen aber ihre Häuser nicht, wie die vom Roggeveld.

Den 27. Mai bereiſete ich wieder die große Gebirgskette, durch eine Oeffnung, welche Elens-kloof hieß. Hier hatte ich wieder Gelegenheit, die ehrwürdigen Ruinen, welche die Zerſtörung der Zeit verkündigen, zu betrachten. Der Weg über dieſen Theil der Berge war weit beſſer, als ich, nach der Beſchreibung der Bauern, hätte erwarten können. Es war in der That der bequemſte der vier Päſſe, auf welchen ich dieſe Gebirgskette überſtiegen hatte.

Der Elephantenfluß läuft an dem Fuße der großen Gebirge auf der Weſtſeite, und wird von dieſen, und den Karbouw-Hügeln eingeſchloſſen; von dieſen entſpringt eine ergiebige Quelle eiſenhaltigen Waſſers, deren Temperatur 108° Fahrenheit beträgt. Die holländiſche Regierung ließ hier ein Haus für die Badegäſte errichten; es iſt aber, wie alle öffentliche Gebäude in der Colonie verfallen.

Auf der Weſtſeite des Karbouw's liegt das Land der 24 Flüſſe, welches ſich von hier bis an die Ufer des Bergfluſſes erſtreckt. Dieſer Theil des Landes bis zur Seeküſte Zwartland mit gerechnet, beſteht aus einer flachen Ebne, welche ſehr viel Korn, Gras und Früchte hervorbringt, und da ſie gut bewäſſert iſt, macht ſie den bevölkertſten Theil der Colonie aus. Bei gehöriger Bearbeitung des Landes durch Pflanzungen, und Einhegungen könnte der Theil, welcher innerhalb der großen Gebirgskette liegt, ganz allein die Kapſtadt, und alle hier anlandenden Schiffe mit Lebensmitteln verſehen. Die auswärtigen Gewächſe, welche hier gut fortkom-

men könnten, sind schon oben angeführt. Seidem diese Reise geschrieben ward, ist mit mehrern Artikeln im botanischen Garten am Kap die Probe gemacht, und die meisten haben die Erwartung nicht getäuscht.

Zum Viehfutter hat man vier Arten Holcus, nämlich sorghum, saccharatus, spicatus und bicolor geprüft. Alle diese, den spicatus ausgenommen, sind in einem Sommer mehrmals abgemäht, und dennoch zu einer Höhe von sechs bis zehn Fuß gewachsen, haben reichlichen Samen geliefert, und die alten Stämme sind im Winter von neuem ausgeschlagen, so, daß sie das ganze Jahr hindurch ein vortreffliches Futter für das Vieh liefern. Eine Art indische Lucerne (medicago esculenta) ward zweimal abgeschnitten, und lieferte darauf reichlichen Samen. Eine kleine wälsche Bohne phaseolus lobatus) wuchs sehr schnell, gab in einer Jahreszeit zwei Aerndten, und ist sowohl grün, als zu Heu gemacht, ein vortreffliches Futterkraut. Der indische Cynosurus coracanus, der für Menschen und Thiere gut ist, wurde zweimal abgeschnitten, und lieferte nachher Samen. Diese Grasart lieben die Pferde außerordentlich, und sie bleibt beinahe den ganzen Winter hindurch grün.

Wenn man den Anbau von allen diesen Pflanzen beförderte, so würden sie der Colonie den größten Nuzzen gewähren. Das Sesamum verspricht sehr vortheilhaft zu werden, indem es geniesbares Oel liefert, woran es noch sehr mangelt. Thee, Kaffee und Zucker ließen sich alle mit Erfolg anbauen. Was aber in

Rück-

Rücksicht des Handels für das Kap am wichtigsten seyn würde, ist die erstaunende Leichtigkeit, womit der Anbau aller Arten Hanf zu Tauen und Segeltuch, vervielfältigt werden kann. Der gemeine Hanf (cannabis sativa) diente hier längst statt des Tabaks; man hat aber nie daran gedacht, ihn auf andere Art zu nützen. Er wächst in einer Staude, und nicht wie in Europa, aus einem einzigen Stamme; dies rührt aber bloß daher, daß er einzeln steht. Wenn man ihn so dicht, wie in Europa, aussäet, wächst er auf dieselbe Art zu einer Höhe von acht Fuß, und liefert Fasern von gleicher Stärke und Festigkeit. Die verschiednen indischen Pflanzen, welche man dort statt des Hanfs benutzt, kommen hier so gut, wie in ihrer Heimath fort. Die gemeinste ist die Robinia cannabina, welche dem Wasser gut widersteht, und daher zu Fischergeräthschaften gebraucht wird: ferner der Corchorus olidoreus kommt sehr gut fort, so wie auch der Hibiscus cannabinus, dessen säuerlich schmeckende Blätter zum Salat, und dessen Stamm zu Stricken gebraucht wird. Eine einheimische Art Hibiscus, die ich von Plettenbergsbai mitbrachte, liefert einen Hanf, der beinahe so gut, wie der gemeine ist, den man doch ohne Zweifel als das beste Material zu Tauwerk betrachten muß.

Die indische Janap (crotularia iuncea), aus welcher man ein starkes grobes Zeuch unter dem Namen Guunei bereitet, scheint das Kap-Clima sehr gut zu vertragen. Baumwolle und Indigo könnte man, so viel man will, in der Colonie ziehen; aber die viele Arbeit, welche die letztere erfordert, und der ungeheure

Preis der Sclaven und Tagelöhner würden dem Pflanzer kaum bezahlt werden. Am besten hält die Gattung Baumwolle, welche Hirsutum heißt, die Südostwinde aus; aber im Innern des Landes, wo die Südostwinde nicht stark genug sind, den Pflanzen zu schaden, würde die Bourbonische Baumwolle aus Westindien eben so gut fortkommen. Die meisten indischen und chinesischen Früchte, die man bis jetzt in die Gärten verpflanzt hat, versprechen gut zu gedeihen; kurz es scheint kein Ort in der Welt so geschickt zu seyn, die Pflanzen aller Welttheile zu vereinigen, als die Südspitze von Africa.

Nachdem ich den Bergfluß zurückgelegt hatte, erreichte ich Zwartland, wo die Bauern wegen eines starken Regengusses, ämsig mit Pflügen beschäftigt waren, woran sie die Dürre bis jetzt verhinderte. In dieser Landstrecke ist kein Mangel an Quellen und Brunnen; aber es ist überall so stark gesalzen, daß es Niemand, der sich nicht daran gewöhnt hat, trinken kann. Wer es aber gewohnt ist, zieht es dem reinsten Wasser vor, welches ihm geschmacklos und matt vorkommt. Ein alter Mann im Bokkeveld, der von Jugend auf, bis vor wenigen Jahren im Zwartland gelebt hatte, versäumte auch wirklich keine Gelegenheit, einige Flaschen mit salzigem Wasser von dorther holen zu lassen; indem das reine Quellwasser, wie er sagte, nicht im Stande wäre, seinen Durst zu löschen. Aehnliche Beispiele der Gewohnheit und der Einbildungskraft kommen in der alten Geschichte vor. Einige Prinzessinnen aus der Familie

der Ptolemäer konnten kein andres Wasser, als aus dem Nil trinken; ob dies gleich zuweilen so mit Salz und Salpeter versetzt ist, daß es eine purgierende Eigenschaft hat, und aus Aberglauben brachte man dasselbe Wasser nach Syrien und Griechenland, bloß um den Tempel der Isis damit zu besprengen.

Ich überließ Zwartland und seine Salzquellen denen, welchen sie schmeckten, und richtete meinen Weg über den Tigerberg nach dem Kap, wo ich den 2. Junius 1798 ankam, ohne die Unbequemlichkeiten erfahren zu haben, womit uns die Jahreszeit gedroht hatte.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt. Allgemeine Uebersicht der Colonie am Kap, und genauere Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung. 3

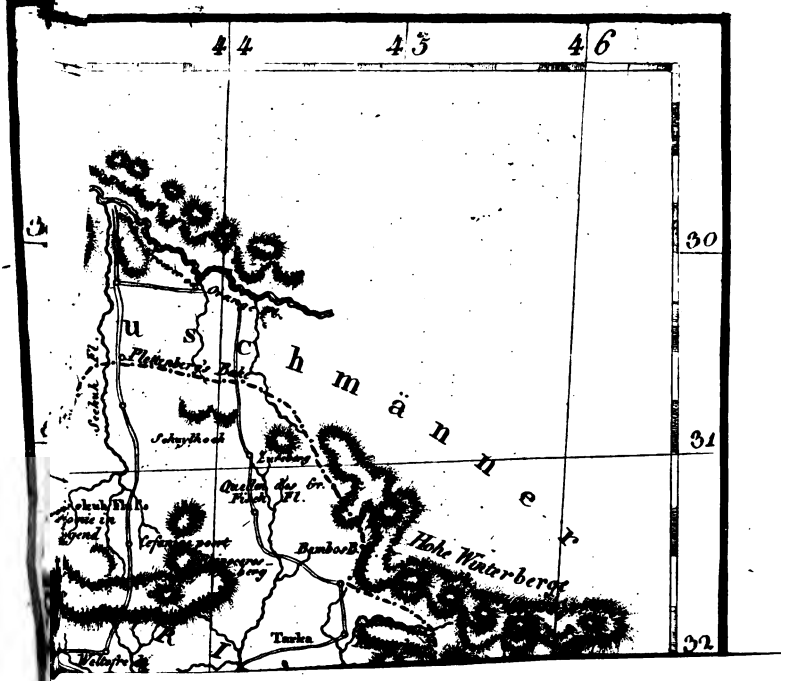
Zweiter Abschnitt. Bemerkungen auf einer Reise vom Kap der guten Hoffnung durch das Karro oder die trockne Wüste nach der Landvoigtei Graaf-Reinet. 48

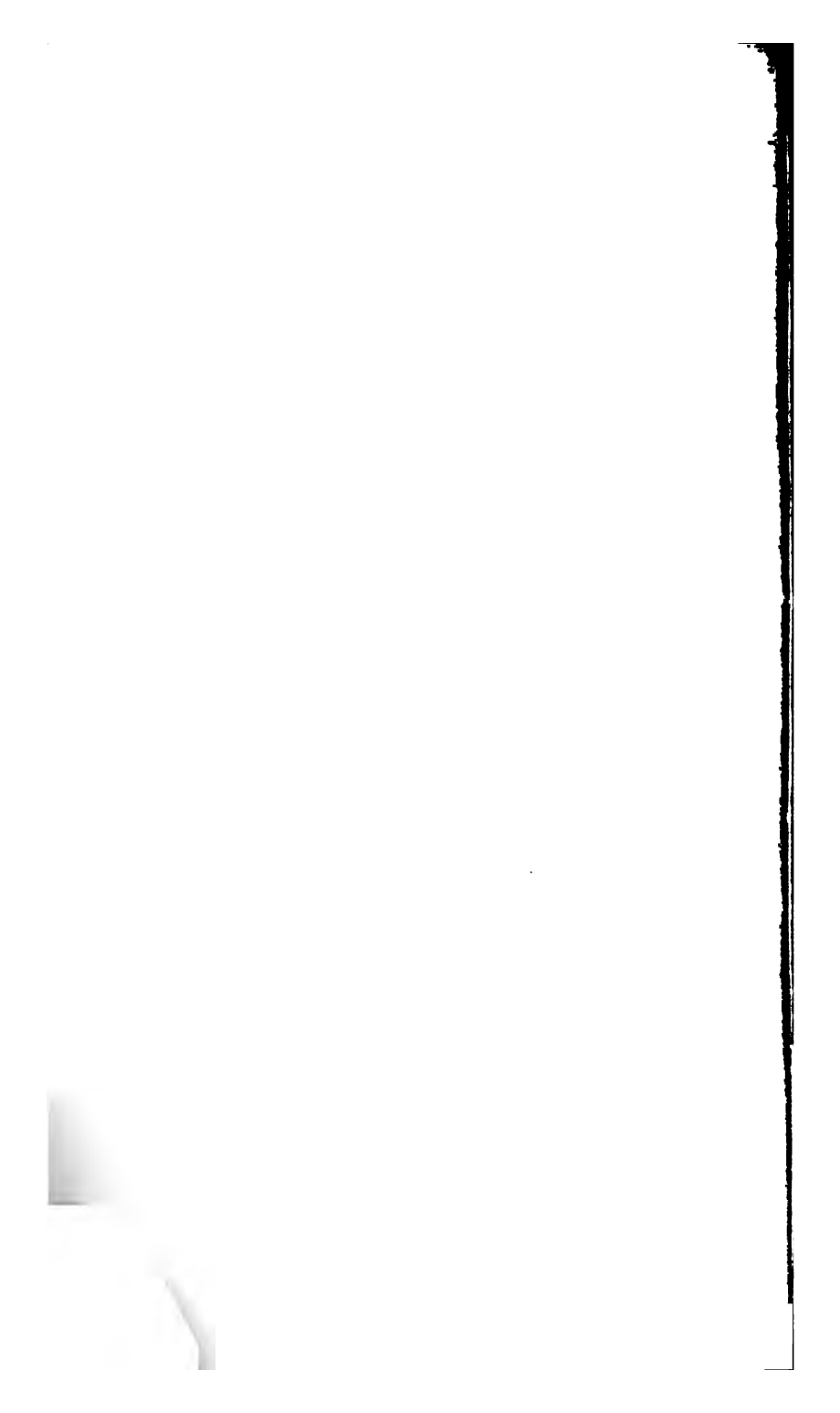
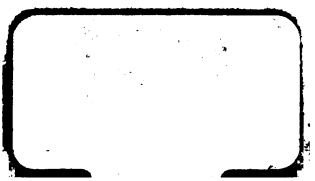
Dritter Abschnitt. Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Kaffern. 100

Vierter Abschnitt. Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Buschmänner. 219

Fünfter Abschnitt. Bemerkungen auf einer Reise längs der Küste von Graaff-Reinet nach dem Kap. . . . 307

Sechster Abschnitt. Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Namaaquas. 333


44
45
46
30
31
32
u s c h m ä n n e r
Hohe Winterberge
Tarka



AUG 7 - 1928